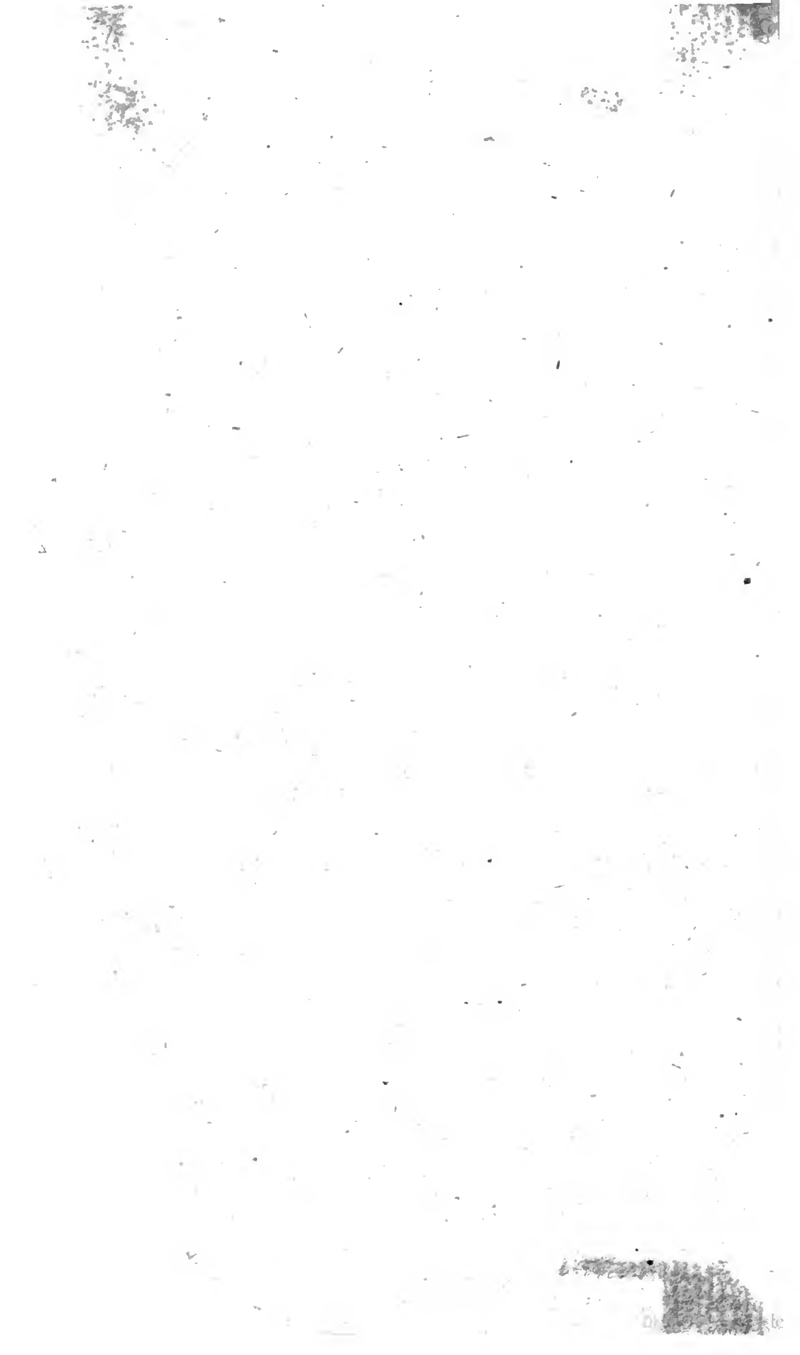
DIE ITALIENERINN, ODER DER BEICHTSTUHL DER...

Anna Radcliffe







Die Italienerin. III. Th.



Berger del. Joh. Mansfeld sc.

Die

Italienerinn,

oder

der Beichtstuhl der schwarzen Büßenden.

Aus dem Englischen

der

Miß Anna Radclif, Verfasserinn des Schlosses Udolpho, der nächtlichen Erscheinung u. s. w.

Dritter Band.

Leipzig.

1810.


KAISERLICHE KÖNIGLICHE
WIEN
HOFBIBLIOTHEK

Erstes Kapitel.

Mark, where y on ruin frowns upon the steep,
The giant-spectre of departed power!
Within those shadowy walls and silent chambers
Have stalked the crimes of days long past!

Schedoni war heute gesprächiger als den Tag zuvor. Während sie in einiger Entfernung von dem Wegweiser ritten, sprach er mit Ellenen über verschiedne Gegenstände, die sie betrafen, ohne aber Vivaldis nur mit einem Worte zu erwähnen; ja er ließ sich sogar herab, ihr seine Absicht mitzutheilen, sie in ein Kloster unfern Neapel zu bringen, bis es die Umstände erlaubten, sie für seine Tochter zu erklären. Allein es setzte ihn in Verlegenheit, wie er eine schickliche Lage für sie finden, und unter welcher Gestalt er sie Fremden vorstellen sollte, deren Neugierde durch eigennützige Rücksichten noch mehr erhöht werden würde.

Diese Umstände verschafften Ellenas Klagen, als sie verstand, daß sie aufs neue fern von ihrer Heimath unter Fremde gebracht werden sollte, leichtern Eingang bei ihm, und er hörte ihre Nachrichten von dem Kloster Santa Maria della Pieta und ihre Bitte, wieder dahin zurückzukehren, willfähriger an. Allein wie sehr er auch geneigt seyn mogte, diesen Plan zu billigen, hörte er ihn doch an, ohne sich darüber zu erklären, und Ellena hatte blos den Trost, zu sehen, daß er nicht durchaus entschlossen war, seinen ersten Plan durchzusetzen.

Ihre Gedanken waren zu sehr mit ihren künftigen Aussichten beschäftigt, um ihr Muße zu lassen, die Gegenwart zu fürchten, sonst würde sie wahrscheinlich in den einsamen Ebnen und unangebauten Thälern, durch welche ihr Weg sie führte, einen Rückfall ihrer gestrigen Furcht empfunden haben. Schedoni wußte es dem Wirthe Dank, daß er ihm gerathen hatte, den Führer zu behalten, da der Weg sehr häufig durch das wilde Gesträuch, das sich rings um erstreckte, ganz verdunkelt ward, und das Auge oft über lange Striche Landes hin schweifte, ohne ein Dorf oder eine menschliche Wohnung gewahr zu werden. Den ganzen Vormittag hatten sie keinen Reisenden angetroffen, und sezten ihren Weg unter der drückenden Mittagshitze fort, weil Schedoni nicht einmal eine Hütte entdecken konnte, wo sie Schutz und Ruhe erwarten durften.

Es war schon spät, als der Führer ihnen die grauen Mauern eines Gebäudes zeigte, welches den Hügel krönte, dem sie sich näherten. Allein es lag so dick von Waldung umgeben, daß sie es nicht deutlich erkennen konnten, und erregte nur eine schwache Hoffnung, sich einem Kloster zu nähern, wo sie eine gastfreie Aufnahme finden würden.

Die hohen mit Gesträuch überwachsenen Ufer, zwischen welchen der Weg herab lief, schlossen bald jeden Schimmer der Mauern aus; als sie aber um den nächsten Hügel kamen, sahen sie eine Person quer über den Weg gehen, als eilte sie einem Wohnorte zu, und schlossen daraus, daß das Gebäude, welches sie gesehen hätten, hinter den Bäumen läge, zwischen denen es verschwunden war.

Nach wenig Augenblicken erreichten sie die Stelle, wo sie in kleiner Entfernung zwischen den Wäldern, die den Hügel einfaßten, die weitläuftigen Rudera eines Gebäudes entdeckten, das eine Villa gewesen zu seyn schien, und das Schedoni nach seinem wüsten Ansehn für gänzlich verlassen gehalten haben würde, hätte er nicht vorhin eine Person hinein gehen sehen. Müde und erschöpft beschloß er, sich zu vergewissern, ob man einige Erfrischungen bei den Einwohnern finden könnte, und sie stiegen vor dem Portal eines tiefen und breiten Schwibbogen-Ganges ab, welches der große Eingang zur Villa gewesen zu seyn schien. Der

Eintritt wurde durch heruntergefallne Stücke von Säulen und durch das kleine Gesträuch, das zwischen ihnen Wurzel gefaßt hatte, gehemmt. Doch überwanden sie diese Schwierigkeiten leicht; da aber der gewölbte Gang sehr tief war, und sein einziges Licht von dem Portal erhielt, ausgenommen das, welches einige schmale Oeffnungen in der Mauer zuließen, so fanden sie sich bald in eine Dunkelheit gehüllt, die den Weg erschwerte, und Schedoni suchte sich der Person, die er gesehen hatte, hörbar zu machen. Es gelang ihm nicht; so wie sie aber weiter kamen, ließ eine Spalte in dem Gange sie ein Licht in der Ferne schimmern sehen, das zu dem Eingang gegenüber zu führen schien, wo ein Schwibbogen unmittelbar an einen Hof der Villa stieß. Schedoni stand hier misvergnügt still; denn jeder Gegenstand schien nur zu deutlich Verödung und Einsamkeit anzudeuten, und er sah sich beinahe hoffnungslos rings in der hellen Säulenreihe, die über drei Seiten des Hofes hinlief, und nach den Bäumen um, die über der vierten wehten, um die Person aufzusuchen, die er vom Wege aus gesehen hatte. Keine menschliche Gestalt schlich sich durch die Leere; doch machte Ellenas geschmeidige Furcht, daß sie sich beinahe einbildete, Spalatros Gestalt hinter den Säulen hingleiten zu sehen, und sie fuhr zusammen, als der Wind die wilden Gesträuche, die sie umwanden, schüttelte, ehe sie entdeckte, daß es nicht das Geräusch

von Fußtritten war. Doch erröthete sie über ihre schwache Aengstlichkeit und suchte der Furchtsamkeit zu widerstehen, welche so lange gedrückte Nerven in ihrem Gemüth hervorgebracht hatten.

Schedoni stand indessen, gleich dem bösen Geiste des Ortes, im Hofe, durchspähte alle öden Winkel und suchte sich zu vergewissern, ob Niemand im Innern des Gebäudes lauschte. Verschiedne Thüren im Säulengange schienen in Zimmer zu führen. Schedoni, entschlossen seine Untersuchung fortzusetzen, trat hinein und kam durch einen Marmorsaal in eine Reihe von Zimmern, deren Zustand ihm sagte, wie lange sie unbewohnt gewesen waren. Die Decken waren gänzlich verschwunden und selbst Stücke von den Mauern waren herunter gefallen und lagen in Schutthaufen unter dem Strauchwerk außen herum.

Der Beichtvater sah, daß es eben so unnütz als beschwerlich war, weiter zu gehen, und kehrte in den Hof zurück, wo der Schatten der Palmbäume wenigstens den müden Reisenden eine gastfreie Zuflucht gewährte. Sie ruhten unter den Zweigen auf einigen Ueberresten eines marmornen Brunnens, von wo aus der Hof sich in eine weite, von den Abendstrahlen vergüldete Aussicht öfnete, und nahmen eine kleine Mahlzeit zu sich, die im Schnappsack des Führers für sie aufbehalten war.

„Dieser Ort scheint mehr durch ein Erdbeben, als durch die Zeit gelitten zu haben," sagte Schedoni, „denn die Mauern kommen mir mehr erschüttert, als verfallen vor, und manche feste Stellen liegen in Trümmern, da schwächere noch unbeschädigt stehen: dies sind unfehlbar Zeichen von stellenweisen Erdstößen. Wißt Ihr etwas von der Geschichte dieses Ortes, Freund?"

„Ja Signor," erwiederte der Wegweiser.

„So laßt doch hören."

„Ich werde nie das Erdbeben vergessen, das diesen Ort zerstörte, Signor, denn man fühlte es durch den ganzen Garganus. Ich war damals ohngefähr sechszehn Jahr alt, und erinnere mich, daß man ohngefähr eine Stunde vor Mitternacht den großen Stoß fühlte. Das Wetter war einige Tage zum Ersticken heiß gewesen, kaum ein Lüftchen rührte sich, und mehrere Personen hatten leichte Erschütterungen des Erdbodens gefühlt. Ich hatte den ganzen Tag mit meinem Vater Holz im Walde gefällt, und wir waren müde genug, als — "

„Ihr erzählt uns eure eigne Geschichte," unterbrach ihn Schedoni — „wem gehörte dieser Ort?"

„Hat Jemand hier gelitten?" sagte Ellena —

„Der Baron von Camtrusca lebte hier," erwiederte der Führer.

„Ja! der Baron!“ wiederholte Schedoni, „und versank in einen seiner gewöhnlichen Anfälle von Geistesabwesenheit.“

„Dieser Herr hatte wenig Liebe im Lande,“ erwiederte der Führer, „und einige Leute sagten, es wäre eine Strafe des Himmels für seine —“

„War es nicht vielmehr eine Strafe für das Land,“ unterbrach ihn der Beichtvater, blickte auf, und versank wieder in ein Stillschweigen. —

„Das weiß ich nicht, Signor, allein er hatte solche Verbrechen begangen, daß das Haar sich empor sträuben würde. — Hier war es, wo —“

„Thoren verwundern sich immer über die Handlungen Höherer,“ antwortete Schedoni mürrisch, — „wo ist der Baron jetzt?“

„Ich kann es nicht sagen, Signor, aber wahrscheinlich, wo er zu seyn verdient; denn man hat seit der Nacht des Erdbebens nichts von ihm gehört, und glaubt, er wäre unter den Ruinen begraben.“

„Litte noch sonst Jemand hier?“ wiederholte Ellena.

„Sie sollen es sogleich hören, Signora,“ erwiederte der Bauer: „ich bin zufälligerweise mit der Sache bekannt, weil ein Vetter von uns damals im Hause diente, und mein Vater hat mir oft davon sowohl als von des verstorbenen Herrn Tode erzählt. Es war nahe

um Mitternacht, als der große Stoß kam, und die Familie, die an nichts dachte, hatte zu Abend gegessen und schlief schon eine Weile. Nun traf sichs, daß des Barons Zimmer in einem Thurm im alten Gebäude war, worüber die Leute sich so oft wunderten; denn, sagten sie, warum will er in dem alten Gemäuer schlafen, da so viele schöne Zimmer in der neuen Villa sind? — allein es war nun einmal so."

„Kommt, endigt eure Mahlzeit," sagte Schedoni, „der aus seinem tiefen Nachdenken erwachte, die Sonne geht unter, und wir haben noch einen weiten Weg vor uns."

„Mit Ihrer Erlaubniß will ich die Mahlzeit und die Geschichte zusammen endigen," antwortete der Führer. Schedoni achtete nicht auf seine Rede, und da der Mann kein Verboth erhielt, fuhr er in seiner Erzählung fort.

„Da sich es also traf, daß des Barons Zimmer in dem alten Thurme war, — wenn Sie dorthin zu sehen belieben, Signora, können Sie sehen, was noch davon übrig ist."

Ellena richtete ihre Aufmerksamkeit auf die Stelle, wohin der Führer deutete, und nahm die zertrümmerten Ueberreste eines Thurms wahr, der sich hinter dem Schwibbogen erhob, durch welchen sie in den Hof gekommen war.

„Sie sehen jenen Winkel eines Fenstergehäuses, der an der höchsten Seite der Mauer übrig geblieben ist, Signora," fuhr der Füh-

rer fort — „gerade bei diesem Eschenbusche, der aus dem Steine hervorwächst.“

„Ich bemerke es,“ sagte Ellena.

„Nun wohl, Signora, das war eines von den Fenstern in dem nämlichen Zimmer, und Sie sehen, daß sonst kaum noch etwas davon übrig geblieben ist — doch dort ist noch die Einfassung von der Thüre; allein die Thüre selbst ist fort: die kleine Windeltreppe, die sie hinter derselben sehn, führt zu einer andern Geschichte, wovon sich jetzt Niemand mehr träumen lassen würde, daß sie jemals geschehen ist: denn Decke und Fußboden, alles ist eingefallen. Es wundert mich nur, daß die kleine Treppe im Winkel so fest gehalten hat!“

„Seid Ihr bald fertig?“ fragte Schedoni, der, wie es schien, von allen Reden des Mannes nichts gehört hatte, und blos von seiner Mahlzeit sprach.

„Ja, Signor, ich habe nicht viel mehr zu sagen und zu essen,“ antwortete der Führer, „wie Sie hören werden. Gut, dort war also das Zimmer, Signora; zu jener Thüre, deren Einfassung noch immer in der Mauer zu sehen ist, kam der Baron herein: ach ich wette, er dachte nicht daran, daß er nie wieder herausgehen sollte! Wie lange er in dem Zimmer gewesen ist, weiß ich nicht, eben so wenig, ob er schlief oder wachte, denn es ist Niemand, der das sagen kann; allein als der große Stoß kam, wurde der alte Thurm auf einmal zer-

splittert, ehe er einen andern Theil des Gebäudes ergriff. Sie sehen den Schutthaufen dort auf der Erde, Signora, — da liegen die Ueberreste des Zimmers — der Baron wurde, wie man sagt, darunter begraben!“

Ellena schauderte, während sie diese zerstörende Masse anstaunte. Ein tiefer Seufzer von Schedoni schreckte sie auf, und sie wandte sich zu ihm; da er aber im Nachdenken vertieft stand, richtete sie ihre Aufmerksamkeit aufs neue auf dieses schauderliche Denkmahl. Ihr Auge fiel auf den nächsten Schwibbogen, und sie staunte über die Größe seiner Verhältnisse und sein sonderbares Ansehn, da jetzt die Abendstrahlen auf die überhängenden Gesträuche fielen, und einen abgesonderten Lichtstrahl durch den Gang dahinter schossen. Allein was empfand sie, als sie in der Perspektive des Ganges eine Person hingleiten sah, und indem er quer vor der Stelle vorüberkam, wohin der Strahl fiel, Spalatros Gestalt und Gesicht erkannte. Kaum behielt sie die Kraft, mit schwacher Stimme auszurufen: dort sind Schritte — so war er verschwunden, und als Schedoni sich umsah, herrschte allenthalben wiederum die Leere und Stille der Einsamkeit.

Ellena nahm nun keinen Anstand mehr, ausdrücklich zu behaupten, daß sie Spalatro gesehen hätte, und Schedoni, der vollkommen einsah, daß, wenn ihre Einbildungskraft sie nicht getäuscht hätte, er nur in sehr schlimmer Absicht

ihrem Wege so nachspüren könnte, stand sogleich auf und gieng in Begleitung des Bauern in den Gang, um die Wahrheit herauszubringen, indem er Ellena im Hofe allein ließ. Kaum war er fort, als die Gefahr, sich in den dunkeln Gang zu wagen, wo ein Mörder ihn ungesehen treffen könnte, Ellenen schwer aufs Herz fiel, und sie ihn laut beschwur, zurückzukehren. Sie horchte nach seiner Stimme, hörte aber nur seine zurückweichenden Schritte, und zu ängstlich, um zu bleiben, wo sie war, eilte sie nach dem Eingange — allein alles war jetzt still — weder Stimme noch Schritte waren zu hören. Geschreckt durch die Dunkelheit des Ortes, fürchtete sie sich, weiter zu wagen, fand es aber beinahe eben so schrecklich, an irgend einer Stelle der Ruinen allein zu bleiben, so lange ein so verzweifelter Mensch als Spalatro darinnen umher hauste.

Sie lauschte noch beim Eintritt des Ganges, als ein schwacher Schrei, der aus dem Innern der Villa hervorzugehn schien, sie erreichte. Der erste schreckliche Gedanke, der Ellenen auffiel, war, daß man ihren Vater ermordete, der wahrscheinlich durch einen andern Gang in ein Zimmer der Ruinen gelockt worden sey — sie vergaß sogleich alle Besorgnisse für sich selbst und eilte nach der Stelle, aus welcher der Ton hervorgekommen zu seyn schien. Sie trat in den Saal, den Schedoni bemerkt hatte, und gieng durch eine Reihe von Zimmern hindurch; allein

alles war stille und der Ort schien ganz verlassen; die Reihe Zimmer endigte in einen Gang, der nach einem fernen Theil der Villa zu führen schien, und Ellena beschloß nach einem kleinen Besinnen, ihn zu verfolgen.

Sie bahnte sich mit Schwierigkeit ihren Weg zwischen den halb verfallnen Wänden hin, und war genöthigt, so sehr auf ihre Schritte zu achten, daß sie kaum bemerkte, wohin sie gieng, bis die zunehmende Dunkelheit ihre Aufmerksamkeit hervor rief und sie sich unter den Ruinen des Thurmes fand, dessen Geschichte ihr der Führer erzählt hatte; als sie in die Höhe sah, bemerkte sie, daß sie am Fuße der Windeltreppe war, die sich noch immer die Mauer hinauf wand, und zum Zimmer des Barons geführt hatte.

In einem weniger ängstlichen Augenblicke würde dieser Umstand sie gerührt haben; jetzt aber konnte sie nur Schedonis Namen zu rufen wiederholen, und auf ein Zeichen, daß er ihr nahe sey, horchen. Da sie noch immer keine Antwort erhielt, und keinen Laut der Bedrängniß mehr hörte, fieng sie an zu hoffen, daß ihre Furcht sie getäuscht hätte, und da sie sich vergewissert hatte, daß der Gang hier zu Ende sey, verließ sie den Ort.

Als Ellena das erste Zimmer wieder erreichte, ruhte sie einen Augenblick, um Athem zu schöpfen, und an etwas gelehnt, das vormals ein Fenster gewesen war, und in den Hof führ=

te, hörte sie den fernen Knall eines Gewehrs. Der Ton schwoll an, und schien längs dem Gange herzukommen, durch welchen Schedoni verschwunden war. In der Voraussetzung, daß die Streitenden sich am fernsten Eingange befänden, schickte Ellena sich an, dahin zu gehn, als plötzlich ein Fußtritt sich neben ihr bewegte, und sie mit einem Schrecken, der sie beinahe des Verstandes beraubte, Spalatro selbst sich durch das Zimmer hinschleichen sah, worin sie sich befand.

Sie stand in einer kleinen Vertiefung des Zimmers, und es sey nun, daß dies ihn verhinderte, sie sogleich wahrzunehmen, oder daß es ihm, da sein Hauptaugenmerk auf einen andern Gegenstand gerichtet war, nicht gefiel, sich hier aufzuhalten, genug er gieng mit lauschenden Schritten weiter, und ehe Ellena sich entschlossen hatte, wohin sie sich begeben wollte, sah sie ihn quer über den Hof vor ihr gehen und in den Eingang treten. Als er vorüber war, sah er zum Fenster hinauf, und unfehlbar entdeckte er sie jetzt, denn er schwankte, gieng aber gleich darauf schnell fort, und verschwand in der Dunkelheit.

Es schien, daß er Schedoni noch nicht getroffen hatte; allein es fiel Ellenen zu gleicher Zeit ein, daß er sich hieher begeben hätte, um auf ihn zu warten und ihn im Dunkeln zu ermorden. Während sie auf Mittel sann, dem Beichtvater einen Wink von seiner Gefahr zu

geben, unterschied sie noch einmal seine Stimme. Sie kam vom Eingange her, und Ellena rief unverzüglich, daß Spalatro da wäre, und bat ihn auf seiner Huth zu seyn. Den Augenblick darauf wurde eine Pistole dort losgeschossen.

Unter den Stimmen, die auf den Knall folgten, glaubte Ellena ein Winseln zu unterscheiden. Den Augenblick darauf hörte sie Schedonis Stimme wieder, aber sie war tief und schwach. Der Muth, den sie vorher angestrengt hatte, war nun erschöpft — sie blieb auf der Stelle eingewurzelt, unvermögend dem traurigen Schauspiel, das sie wahrscheinlich im Gange erwartete, entgegen zu gehen, und beinahe unter der Vorstellung davon erliegend.

Alles war nun still; sie horchte vergebens auf Schedonis Stimme, ja nur auf einen Fußtritt. Diesen Zustand der Ungewißheit noch länger auszuhalten, war kaum möglich und Ellena machte sich gefaßt dem Schlimmsten entgegen zu gehn, als sie plötzlich von neuem ein schwaches Winseln hörte. Es schien nahe zu seyn, und noch näher zu rücken. In demselben Augenblick sah sie eine blutige Gestalt in den Hof kommen; ein Nebel, der sich vor ihre Augen zog, verhinderte sie, mehr zu bemerken. Sie schwankte einige Schritte zurück und ergrif ein Stück von einem Pfeiler, woran sie sich hielt. Ihre Schwäche war nur vorübergehend; es schien nothwendig, der verwundeten Person

sogleich Beistand zu leisten, und da das Mitleid bald über das Entsetzen den Sieg davon trug, rief sie ihre Lebensgeister zusammen und eilte dem Hofe zu.

Als sie ihn erreichte und sich allenthalben nach Schedoni umsah, konnte sie ihn nirgends erblicken: der Hof war wieder einsam und still, bis sie alle seine Echos mit dem Namen Vater erweckte. Während sie ihr Rufen wiederholte, untersuchte sie eilends die Colonnade, das abgesonderte Zimmer, welches unmittelbar daran stieß und den schattigten Platz unter den Palmbäumen, ohne aber Jemand zu entdecken.

Als sie sich aber nach dem Eingange wandte, sagte ihr eine Spur von Blut auf der Erde nur zu gewiß, wo der Verwundete gegangen war. Diese Spur leitete sie zu einem schmalen Gange, der zum Fuße des Thurms zu führen schien: allein hier stand sie still, weil sie sich nicht in die Dunkelheit jenseits getraute. Zum erstenmale kam sie auf die Vermuthung, daß nicht Schedoni, sondern Spalatro die Person seyn möchte, welche sie gesehn hatte, und daß, ohngeachtet er verwundet war, die Rache ihm Kräfte geben würde, seinen Dolch in das Herz desjenigen zu stechen, der ihm nahe käme, während die Dunkelheit des Ortes die That begünstigte.

Sie stand noch beim Eingange, furchtsam hinein zu gehen; und ungeneigt ihn zu verlassen, lauschte nach einem Laute und hörte noch immer

von Zeit zu Zeit ein schwellendes, obwohl schwaches, Winseln — als sie plötzlich eilfertige Schritte den großen Gang heran nahen und sogleich von Schedonis Stimme ihren Namen laut ausrufen hörte. Er kam ihr mit Eile entgegen und warf einen forschenden Blick rings im Hofe umher. Wir müssen fort, sagte er mit leiser Stimme, ihren Arm in den seinigen legend. Hast du Jemand vorüber gehen sehen?

„Ich habe einen verwundeten Mann in den Hof kommen sehen,“ erwiederte Ellena, „und fürchtete, Sie wären es.“

„Wo? — welchen Weg gieng er!“ fragte Schedoni heftig, mit glühenden Augen und grimmigem Gesichte.

Ellena, die sogleich den Grund dieser Frage begrif, wollte nicht eingestehn, daß sie wüßte, wohin Spalatro sich begeben hätte; sie erinnerte ihn an die Gefahr ihrer Lage und bat ihn, unverzüglich die Villa mit ihr zu verlassen.

„Die Sonne ist schon untergegangen,“ setzte sie hinzu. „Ich zittre, wenn ich an die Gefahren dieses Ortes bei einer so dunkeln Stunde denke, und was vielleicht uns noch später auf unserm Wege bevorstehen mag!“

„Du weißt gewiß, daß er verwundet war?“ sagte der Beichtvater.

„Nur zu gewiß!“ versetzte Ellena schwach.

„Nur zu gewiß!“ rief Schedoni finster.

„Lassen Sie uns gehen, mein Vater,“ wieder-

der-

derholte Ellena, „o lassen Sie uns diesen Augenblick gehn!“

„Was bedeutet dies alles?“ fragte Schedoni aufgebracht. „Unmöglich kannst du so schwach seyn, diesen Kerl zu bedauern!“

„Es ist schrecklich, Jemand leiden zu sehn,“ versetzte Ellena. „Setzen Sie mich nicht durch Ihr Dableiben in die Möglichkeit, mich um Sie zu betrüben. Welche Pein würde es Ihnen verursachen, mich bluten zu sehen! Urtheilen Sie also, welchen Schmerz ich empfinden müßte, wenn Sie vom Dolche eines Mörders verwundet würden!“

Schedoni erstickte den Seufzer, der von seinem Herzen quoll, und drehte sich plötzlich hinweg.

„Du spielst mit mir,“ sagte er gleich darauf, „du weißt nicht, daß der Bösewicht verwundet ist. Es ist wahr, ich schoß nach ihm, so wie ich ihn in den Gang treten sah; allein er ist mir entwischt. Was für Ursachen hast du zu deiner Vermuthung?“

Ellena wollte ihm die Spur von Blute nicht weit von ihnen zeigen, hielt sich aber zurück, weil sie bedachte, daß ihn dies zu Spalatro führen könnte — sie bat ihn aufs neue fortzugehen und setzte hinzu, o schonen Sie sich und ihn!“

„Was, einen Mörder schonen!“ sagte Schedoni ungeduldig.

„Einen Mörder! Er hat Ihnen also nach dem Leben getrachtet?“ rief Ellena.

„Das wohl nicht gerade zu," sagte Schedoni, sich fassend; „aber — was thut der Kerl hier? Laß mich gehn; ich will ihn aufsuchen."

Ellena hieng noch an seinem Kleide und suchte mit zärtlicher Ueberredungskraft seine Menschenliebe zu erwecken. „O hätten Sie jemals empfunden, was es ist, den Tod auf der Stelle zu erwarten," fuhr sie fort; „so würden Sie jetzt diesen Menschen bemitleiden, wie er vielleicht zuweilen Andre bemitleidet hat! Ich habe solches Leiden empfunden, mein Vater, und kann daher selbst für ihn Mitleid fühlen!"

„Weißt du auch, für wen du bittest!" sagte der verstörte Schedoni, dem jedes Wort, das sie gesprochen hatte, ein Dolchstich ins Herz gewesen zu seyn schien. Die Befremdung, welche diese Frage auf Ellenas Gesichte hervorbrachte, machte ihn auf seine Unbesonnenheit aufmerksam; er erinnerte sich, daß Ellena gewiß nicht wüßte, was für ein Geschäfte er dem Spalatro gegen sie aufgetragen hatte; und als er bedachte, daß eben dieser Spalatro, dem Ellena mit solcher Herzenseinfalt zutraute, ein Leben aus Mitleid geschont zu haben, das ihrige wirklich geschont hatte, ja, noch mehr, daß er in der That das Werkzeug gewesen war, ihn zu verhindern, sein eignes Kind zu Grunde zu richten, so wandte sich der Beichtvater mit Abscheu von seinem Vorhaben ab: alle seine Leidenschaften nahmen eine andre Richtung; er verließ plötzlich den Hof und stand nicht eher

stille, bis er das äußerste Ende des Ganges erreicht hatte, wo der Wegweiser mit den Pferden wartete.

Eine Erinnerung an Spalatros Betragen gegen Ellena hatte also Schedoni bewegt, seiner zu schonen; allein das war auch alles; dazu konnte sie ihn nicht bewegen, sich nach dem Zustande dieses Menschen zu erkundigen, oder seine Strafe zu mildern, und ohne Gewissensbisse überließ er ihn jetzt seinem Schicksal.

Ellena empfand anders. Ob sie gleich nicht wußte, welche Verbindlichkeit sie ihm schuldig war, konnte sie doch nicht daran denken, daß ein menschliches Wesen so in Leiden und Einsamkeit zurückgelassen wurde, ohne eine sehr schmerzhafte Empfindung zu fühlen; da sie aber bedachte, wie schnell Spalatro sich fort begeben hatte, machte sie sich Hoffnung, daß seine Wunde nicht tödtlich gewesen sey.

Die Reisenden bestiegen stillschweigend ihre Pferde, verließen die Ruinen, und waren eine Zeitlang zu sehr mit den Eindrücken der letzten Begebenheiten beschäftigt, um zu reden. Als endlich Ellena sich näher erkundigte, was im Gange vorgefallen sey, hörte sie, daß Schedoni, als er Spalatro verfolgte, ihn nur einen Augenblick dort gesehn hatte. Spalatro war durch einen dem Beichtvater unbekannten Weg entwischt, und hatte das Innere der Ruinen erreicht, während sein Verfolger ihn im Gange suchte. Der Schrei, der, wie Ellena

glaubte, von Innen kam, rührte also, wie es scheint, von dem Führer her, der in seiner Eile über einige Stücke der Mauer fiel, die im Eingange zerstreut lagen. Der erste Knall kam von der Tromtone, die Schedoni losschoß, als er das Portal erreichte, und der letzte, als er eine Pistole abfeuerte, da er Spalatro vom Hofe kommen sah.

Wir haben Mühe genug gehabt, diesem Kerl nachzulaufen, sagte der Führer, und doch haben wir ihn am Ende nicht fangen können. Es ist sonderbar, daß, wenn er doch kam, um uns aufzuspüren, er davon lief, sobald er uns gefunden hatte. Ich glaube bei alle dem doch nicht, daß er uns etwas zu Leide thun wollte, sonst wäre es ihm in dem finstern Gange ein Leichtes gewesen, und er hätte nicht statt dessen die Fersen in die Hand genommen.

„Stille, sagte Schedoni; nicht so viel Worte, Freund!“

„Ey, Signor, er ist jetzt gut gepfeffert, und wir brauchen ihn nicht mehr zu fürchten. Die Flügel sind ihm für's erste beschnitten, und er wird uns nicht einhohlen. Wir dürfen uns nicht so sehr übereilen, Signor, wir werden noch zeitig genug ins Wirthshaus kommen. Es liegt dort auf jenem Berge, dessen Spitze sie auf dem rothen Strich in Westen sehen. Er kann uns nicht nachkommen; ich sah selbst, daß sein Arm verwundet war.“

„Saht Ihr das,“ sagte Schedoni scharf;

„ey sagt mir doch, wo waret ihr denn, als Ihr so viel sahet? Das ist mehr, als ich sah.“

„Ich war Ihnen dicht auf den Hacken, Signor, als Sie das Pistol abschossen.

„Ich erinnre mich nicht, Euch so nahe gehört zu haben,“ bemerkte der Beichtvater, „und warum kamet Ihr denn nicht hervor, statt Euch zurückzuziehn? Und wo verbargt ihr Euch doch, als ich nach dem Kerl suchte, statt mir ihn verfolgen zu helfen?“

Der Mensch antwortete nicht; Ellena, die ihn während des ganzen Gesprächs aufmerksam beobachtet hatte, merkte, daß er in großer Verlegenheit war, und ihr voriger Verdacht wegen seiner Redlichkeit erwachte von neuem, ohngeachtet verschiedne Umstände zusammen getroffen waren, die ihn unwahrscheinlich machten. Für jetzt war indessen keine Gelegenheit, ihn schärfer zu beobachten. Schedoni hatte, gegen den Rath des Führers, seinen Schritt auf der Stelle beschleunigt, und die Pferde liefen in vollem Gallop, bis eine steile Anhöhe sie nöthigte, in ihrer Eile nachzulassen.

Schedoni schien jetzt, gegen seine sonstige Gewohnheit, sehr geneigt, sich mit diesem Manne zu unterhalten, und legte ihm, während sie langsam den Berg hinan ritten, verschiedne Fragen über die Villa vor, die sie verlassen hatten; es sey nun, daß ihn die Sache wirklich interessirte, oder daß er nur herauszubringen wünschte, ob der Mann ihn in einigen Din=

gen unrecht berichtet hätte, um daraus seinen Charakter überhaupt zu beurtheilen, genug er forschte mit einer so geduldigen Pünktlichkeit, daß es Ellenen einigermaaßen befremdete. Die tiefe Dämmerung erlaubte ihr während dieses Gesprächs nicht länger, Schedonis oder des Führers Gesicht zu beobachten; allein sie gab sehr Acht auf den wechselnden Ton ihrer Stimmen, so wie verschiedne Umstände und Bewegungen sie zu rühren schienen. Man darf nicht unbemerkt lassen, daß bei dieser ganzen Unterhaltung der Führer stets Schedoni zur Seite ritt.

Während der Beichtvater über etwas nachzudenken schien, welches der Bauer von dem Baron di Cambusca erzählt hatte, erkundigte sich Ellena nach dem Schicksal der andern Einwohner der Villa.

„Der Einsturz des alten Thurms war genug für sie," erwiederte der Führer; „das Krachen weckte sie alle auf der Stelle, und sie behielten Zeit genug, sich aus dem neuen Gebäude zu machen, ehe der zweite und dritte Stoß auch dieses in Trümmern legte. Sie suchten Sicherheit in den Wäldern und fanden sie auch, da sie glücklicher Weise nach einer andern Richtung liefen. Keine Seele kam zu Schaden, außer dem Baron, und der hätte es wohl genug verdient. O ich könnte Dinge erzählen, die ich von ihm gehört habe!"

„Was wurde denn aus der übrigen Familie?“ unterbrach Schedoni.

„Die wurde hie und da, und allenthalben zerstreut, Signor, und keiner kehrte jemals nach der alten Villa zurück. Nein, nein! Sie hatten schon genug da gelitten, und würden noch mehr gelitten haben, wäre das Erdbeben nicht dazwischen gekommen.“

„Wenn es nicht gekommen wäre,“ wiederholte Ellena.

„Ja, Signora, denn das machte dem Baron ein Ende. Könnten diese Mauern nur sprechen, ach sie würden wunderbare Dinge erzählen, denn sie haben traurige Thaten mit angesehn; und was das Zimmer anbetrifft, welches ich Ihnen zeigte, Signora, so kam nie Jemand, als er, hinein, die Magd ausgenommen, die es reinigte, und auch das wollte er kaum zulassen und blieb immer die ganze Zeit über darin.“

„Er hatte wahrscheinlich Schätze darin verborgen,“ sagte Ellena.

„Nein, Signora, Schätze nicht! Es brannte immer eine Lampe darin, und zuweilen hat man ihn in der Nacht gehört — einmal fügte sichs wirklich, daß sein Bedienter —“

„Kommt, sagte Schedoni, ihn unterbrechend — haltet doch Schritt mit mir. Was für närrische Träume erzählt ihr jetzt?“

„Ich spreche von dem Baron di Cambusca, Signor, dem nämlichen, über welchen Sie mich

jetzt so viel befragt haben. Ich erzähle eben, was für seltsame Gewohnheiten er hatte, und wie einmal, in einer stürmischen Dezembernacht, wie mein Vetter Franz meinem Vater erzählte, der es mir wieder erzählt hat, und der damals in der Familie lebte —"

„Was geschah da," sagte Schedoni hastig —

„Was ich eben erzählen will, Signor. Mein Vetter lebte damals dort, und so unglaublich es Ihnen auch scheinen mag, können Sie sich doch darauf verlassen, daß es die reine Wahrheit ist. Mein Vater weiß, daß ich es selbst nicht glauben wollte, bis —"

„Genug davon," sagte Schedoni; „nichts weiter. Was für Familie hatte dieser Baron? — hatte er zur Zeit dieses furchtbaren Erdbebens eine Frau? —"

„Ja, Signor, die hatte er, wie ich eben erzählen will, wenn Sie nur die Güte haben wollen, sich zu gedulden."

„Der Baron hatte das nöthiger als ich, Freund; ich habe keine Frau." — „Des Barons Frau hatte es noch nöthiger, Signor, wie Sie hören werden. Eine gute Seele soll die Baronin gewesen seyn; allein zu gutem Glück starb sie viele Jahre zuvor. Er hatte auch eine Tochter, und so jung sie auch war, würde sie doch zu lange gelebt haben, hätte nicht das Erdbeben ihr die Freiheit verschafft."

„Wie weit ist es noch bis zum Wirthshause,“ sagte der Beichtvater rauh.

„Wenn wir auf die Spitze dieses Hügels kommen, so werden Sie es, wenn anders Licht darin ist, auf dem nächsten Berge liegen sehn, denn alsdann liegt nur noch das Thal zwischen uns. Allein fürchten Sie nichts, Signor, der Bursche, den wir zurück ließen, kann uns nicht einholen. Kennen Sie ihn genau, Signor?“

Schedoni fragte, ob das Gewehr geladen wäre, und da er fand, daß es nicht war, so befahl er dem Führer, es auf der Stelle zu laden.

„Wahrhaftig, Signor, wenn Sie ihn so gut kennten, als ich, so könnten Sie keine Furcht mehr haben!“ sagte der Bauer, indem er still stand, um dem Befehl zu gehorchen.

„Ich glaubte, er wäre Euch unbekannt?“ sagte der Beichtvater mit Befremdung.

„Das ist er, und ist es auch nicht, Signor. Ich weiß mehr von ihm, als er sich einfallen läßt.“

„Ihr scheint überhaupt viel von andrer Leute Angelegenheiten zu wissen;“ sagte Schedoni in einem Ton, der ihm Stillschweigen auflegen sollte.

„Das ist's gerade, was er auch sagen würde, Signor: aber böse Thaten kommen immer an den Tag, die Leute mögen sie bekannt haben wollen oder nicht. Dieser Mann kommt zuweilen an Markttagen nach der Stadt, und

eine lange Zeit wußte Niemand, woher er kam; nun legten sie sich auf Kundschaft und brachten es endlich heraus."

„Wir werden die Spitze dieses Hügels in alle Ewigkeit nicht erreichen," sagte Schedoni mürrisch.

„Und sie brachten auch sonst noch manche seltsame Dinge von ihm heraus," fuhr der Führer fort.

Ellena, die mit ordentlich peinlicher Neugier diesem Gespräch zugehört hatte, wartete jetzt ungeduldig, was man noch weiter von Spalatro sagen würde, wagte aber nicht, durch eine Frage die Entdeckung einer Sache herbei zu führen, die Schedoni so nahe anzugehn schien.

„Es sind schon viele Jahre, fieng der Führer wieder an, daß dieser Mann sich in dem seltsamen Hause am Seeufer niederließ. Es ist seitdem immer verschlossen gewesen —"

„Was schwatzt Ihr doch da?" unterbrach ihn der Beichtvater.

„Ey, Signor, Sie wollen mich auch niemals ausreden lassen. Sie unterbrechen mich immer so kurz beim Anfang und fragen dann, was ich schwatze! Ich wollte eben die Geschichte anfangen, und sie ist ziemlich lang. Allein vor allen Dingen, Signor, wozu glauben Sie, daß dieser Mann gehörte? Und was denken Sie, was die Leute zu thun beschlossen, als das Gerücht zuerst auskam? Sie konnten sich

nur nicht überzeugen, ob es wirklich wahr sey, und Niemand war geneigt, eine so abscheuliche —"

„Ich bin gar nicht neugierig auf die Sache," antwortete der Beichtvater, ihn finster unterbrechend, „und verlange nichts mehr davon zu hören."

„Ich meinte nichts Böses, Signor," sagte der Mann, „und wußte auch nicht, daß es Sie angienge."

„Und wer sagt euch, daß es mich angeht?"

„Niemand, Signor! Sie schienen nur in Hitze zu gerathen, und so dachte ich — Aber wie gesagt, ich meinte es nicht böse, Signor, ich dachte nur, weil er einen Theil des Weges Ihr Führer war, so dürfte es Ihnen lieb seyn, etwas von ihm zu erfahren."

„Alles, was ich von meinem Führer zu wissen wünsche, ist, daß er seine Pflicht thut," versetzte Schedoni, „daß er mich sicher führt, und mich versteht, wenn er schweigen soll."

Der Mann antwortete nichts hierauf, verzögerte seinen Schritt, und begab sich hinter den unwilligen Beichtvater.

Bald darauf erreichten die Reisenden den Gipfel dieses langen Hügels und sahen sich nach dem Wirthshause um, wovon man ihnen gesagt hatte: allein die Dunkelheit verwirrte jetzt alle Gegenstände, und kein schimmerndes häusliches Licht gab, wenn auch noch so fern — ein

Zeichen von Sicherheit und Heimath. Niedergeschlagen ritten sie in das Thal unter dem Berge herab, und fanden sich aufs neue von Waldung umgeben. Schedoni rief den Bauer wieder an seine Seite, und hieß ihn neben ihm bleiben; allein er sprach nicht, und Ellena war zu gedankenvoll, um ein Gespräch anzufangen. Die Winke, die der Führer von Spalatro fallen ließ, hatten ihre Neugierde nur erhöht: allein Schedonis Betragen, seine Ungeduld, seine Verlegenheit, und die entscheidende Art, wie er dem Geschwätz des Führers ein Ende gemacht hatte, erregten eine Befremdung, die an Erstaunen gränzte. Da sie indessen keinen Faden hatte, um ihre Vermuthungen nach einem Punkte zu leiten, so verwirrte sie sich ganz in Zweifeln, und sah nur so viel, daß Schedoni in weit genauerm Zusammenhang mit Spalatro stand, als sie bisher geglaubt hatte.

Die Reisenden waren in das Thal herab gekommen, und da sie den gegenüber liegenden Hügel hinan ritten, ohne eine Spur von einer benachbarten Stadt zu entdecken, so fürchteten sie aufs neue, daß ihr Führer sie hintergangen hätte. Es war nun so dunkel, daß sie den Weg kaum unterscheiden konnten; die Wälder an jeder Seite bildeten einen dichten Kerker von unzähligen Zweigen, der das Dämmerlicht der Sterne gänzlich ausschloß.

Während der Beichtvater mit einiger Härte in den Mann drang, hörte man ein schwaches

Jauchzen in der Ferne, und er hielt die Pferde an, um zu horchen, von welcher Seite es kam.

„Es kommt den Weg, den wir gehen, Signor," sagte der Führer.

„Horcht," rief Schedoni, „das sind Töne nächtlicher Schwärmerei!"

Man hörte ein verworrnes Gewühl von Stimmen, Gelächter und musikalischen Instrumenten; und so wie der Wind stärker blies, unterschied man Tambouret und Flöten.

„O, wir sind nahe am Ziel unsrer Reise!" sagte der Bauer: „alles das kömmt aus der Stadt, wohin wir gehen. Aber ich wundre mich nur, was die Leute so lustig macht."

Ellena, durch diese Nachricht wieder belebt, folgte mit Schnelligkeit der plötzlichen Eile des Beichtvaters, und da sie sogleich eine Spitze des Berges, wo die Wälder sich öffneten, erreichten, verkündigte ein Haufen Lichter auf einem andern Hügel, ein wenig höher, die Stadt noch gewisser.

Sie kamen bald darauf vor den verfallnen Thoren an, welche ehemals in eine starke Festung führten, und gelangten auf einmal aus der Dunkelheit und öden Mauern auf einen Marktplatz, der von Licht flammte, und vom Geräusch der Menge wiederhallte. Buden, phantastisch mit Lampen behangen, und mit bunten Waaren von aller Art angefüllt, waren auf allen Seiten ausgebreitet, und Bauern in ihrem Festtagsstaat, und Gesellschaften von

Masken besetzten alle Eingänge. Hier war eine Bande Musikanten, dort eine Gruppe von Tänzern; an einem Orte reizte die ausschweifende Laune des Hanswursten das nie fehlende Gelächter eines italienischen Pöbels, und an einem andern hielt der Improvisatore durch das Pathos seiner Geschichte, die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer, wie an magischen Banden fest. Weiter hin war eine Bühne, zu Darstellung eines Feuerwerks, und neben dieser ein Theater errichtet, wo eine mimische Oper, der Schatten eines Schattens, vorgestellt wurde, und von wo aus ein schallendes Gelächter, durch den Hauptbuffo von innen erregt, sich mit den heterogenen Stimmen der Verkäufer von Eis, Maccaroni, Sorbet und Diavolonis von außen vermischte.

Der Beichtvater sah dieses Schauspiel mit Verdruß und übler Laune an, und befahl dem Führer, voraus zu gehen und den Weg zum besten Gasthofe zu zeigen; ein Geschäft, das dieser mit großer Freude übernahm, ob es ihm gleich schwer wurde, sich einen Weg zu bahnen. „Denk einer mal an, ich habe nicht gewußt, daß heute Markt ist! Allein die Wahrheit zu sagen, ich bin erst einmal in meinem Leben in dieser Stadt gewesen, und so ist es eben nicht zu verwundern, Signor!“

„Macht, daß wir durch das Gedränge kommen,“ sagte Schedoni.

„Wenn man sich so lange im Dunkeln um-

her getrieben hat, Signor, wo nichts auf der Welt zu sehen ist," fuhr der Mann fort, ohne auf die Erinnerung zu achten, „und dann auf einmal an einen Ort wie dieser kommt, so ist es einem, als käme man aus dem Fegefeuer ins Paradies! Aber, Signor, Sie haben doch jetzt alle Ihre Beängstigungen vergessen! Sie denken doch jetzt nicht mehr an den alten verfallenen Ort, wo wir eine solche Jagd nach dem Manne anstellten, der uns nicht ermorden wollte: allein der Schuß, den ich abfeuerte, that seinen Dienst."

„Ihr schosset!" sagte Schedoni, durch diese Worte aufmerksam gemacht.

„Ja, Signor, als ich Ihnen über die Schulter sah; ich dächte, Sie müßten es gehört haben!"

„Ich hätte es auch gedacht, Freund!"

„Ey, Signor, ich wette, dieser schöne Ort hat Ihnen alles das aus dem Kopfe gebracht, sowohl als was ich von dem bewußten Kerl erzählte: allein in der That, Signor, ich wußte nicht, daß er Sie etwas angienge, als ich so von ihm sprach. Vielleicht aber wissen Sie dem allen ohngeachtet den Theil seiner Geschichte doch nicht, den ich Ihnen eben erzählen wollte, als Sie mich so kurz abschnitten, ohngeachtet Sie weit besser mit einander bekannt seyn mögen, als ich geglaubt hatte; also will ich es Ihnen erzählen, wenn ich vom Markte zu Haus komme, Signor, und es ist eine sehr

lange Geschichte, denn zufälliger Weise ist mir der ganze Zusammenhang bekannt, ob ich gleich, als sie mich in einer Ihrer Beängstigungen so kurz weg unterbrachen, erst beim Anfange war — allein das hat nichts zu sagen, ich kann wieder von vorn anfangen, denn —"

„Was soll doch das alles!" sagte Schedoni, der wieder von einem der tiefsinnigen Anfälle zu sich kam, die ihm so zur Gewohnheit geworden waren, daß nicht einmal das Geräusch um ihn her den Lauf seiner Gedanken hatte unterbrechen können. Er geboth dem Bauer zu schweigen; allein dieser Mensch fühlte sich zu glücklich, um sich bedeuten zu lassen, und fuhr fort alles, was er empfand, zu äußern, indem sie sich langsam durch das Gedränge hinarbeiteten. Jeder Gegenstand hier war ihm neu und entzückend, und da er nicht zweifelte, daß es Jedermann eben so seyn müßte, machte er den stolzen und finstern Beichtvater unaufhörlich auf die nichtsbedeutenden Gegenstände seiner Verwundrung aufmerksam. „Sehn Sie, Signor, hier den Punchinello; sehn Sie, wie er die heißen Maccaroni verschlingt. Und sehn Sie einmal hier, Signor, da ist ein Taschenspieler! O bester Signor, halten Sie noch einen Augenblick still, um seinen Possen zuzusehn. Sehn Sie, da hat er, indeß ich nur mit dem Auge blinke, einen Mönch in einen Teufel verwandelt!"

„Schweigt

„Schweigt und macht vorwärts,“ sagte Schedoni.

„Das ist's eben, was ich sage, Signor; die Leute machen einen solchen Lärm, daß ich Sie kein Wort kann sprechen hören. Schweigt doch!“

„Dafür, daß Ihr nicht hören könnt, habt Ihr wunderbar passend geantwortet,“ sagte Ellena.

„Ach, Signora, ist dies nicht besser, als die dunkeln Wälder und Berge? Aber was giebt es hier? Seht, Signor, hier ist ein schöner Anblick!“

Die Menge, die sich rings um eine Bühne versammlete, auf welcher verschiedne grotesk gekleidete Personen spielten, hemmte jetzt allen weitern Fortschritt, und die Reisenden sahn sich genöthigt, am Fuße des Gerüstes stehn zu bleiben. Die Leute oben führten etwas auf, das zu einer Trägödie bestimmt gewesen zu seyn schien, aber durch ihre seltsamen Gebährden, ungeschickte Deklamation und verkehrten Gesichter in ein Lustspiel verwandelt wurde.

Schedoni, der sich auf solche Art genöthigt sah, stille zu halten, zog seine Aufmerksamkeit von der Scene ab; Ellena ließ es sich gefallen, sie auszuhalten, und der Bauer, mit ofnem Mund und starren Augen stand wie eine Bildsäule und wußte nicht, ob er lachen oder weinen sollte, bis er sich plötzlich nach dem Beichtvater umdrehte, dessen Pferd natürlich dicht

neben dem seinigen war, ihn beim Arm ergrif, auf die Bühne zeigte, und ausrief: „Sehn Sie, Signor, sehn Sie! welch ein Bösewicht! Sehn Sie, er hat seine eigne Tochter ermordet!“

Bei diesen schrecklichen Worten wurde Schedonis Unwillen von andern Regungen verdrängt: er richtete seine Augen nach der Bühne, und nahm wahr, daß die Schauspieler die Geschichte der Virginia aufführten. Es war in dem Augenblick, als sie in den Armen ihres Vaters starb, der den Dolch empor hielt, womit er sie durchstochen hatte. Schedonis Gefühle legten ihm in diesem Augenblick eine Strafe auf, die beinahe des Verbrechens würdig war, das er im Sinn geführt hatte.

Ellena, von der Handlung und von dem Contrast betroffen, den sie mit Schedonis vermeintem Betragen gegen sie zu machen schien, sah ihn mit ausdrucksvoller Zärtlichkeit an, und als sein Blick den ihrigen traf, bemerkte sie mit Erstaunen die wechselnden Bewegungen seiner Seele und den unerklärlichen Ausdruck seines Gesichts. Tief ins Herz getroffen, spornte der Beichtvater wüthend sein Pferd, um diesem Schauspiel zu entfliehen; allein das arme Thier war zu muthlos und abgemattet, um sich einen Weg durchs Gedränge zu bahnen, und der Bauer, voll Verdruß, von einem Orte vertrieben zu werden, wo er beinahe zum erstenmal in seinem Leben das ihm fremde süße

Gefühl eines künstlichen Schmerzes empfand, und halb aufgebracht, ein Thier, das unter seiner Aufsicht stand, übel behandeln zu sehn, machte laute Vorstellungen und ergrif den Zügel des Beichtvaters, der, noch wüthender gemacht, die Peitsche auf den Schultern des Führers versuchte, als die Menge plötzlich zurückwich und einen Weg öfnete, durch welchen die Reisenden drangen; und ohne weitere Störung die Thüre des Wirthhauses erreichten.

Schedoni war nicht in der Laune, Schwierigkeiten zu überwinden, und noch weniger, das gemeine Gewäsch eines Ortes zu ertragen, der bereits mit Gästen überhäuft war; und doch mußte er sich viele Mühe geben, sich nur ein Logis für die Nacht zu verschaffen. Der Bauer war nicht minder besorgt für die Bequemlichkeit seiner Pferde, und als Ellena ihn erklären hörte, daß das Thier, welches der Beichtvater so grausam gespornt hatte, ein doppeltes Futter und ein Bette von Stroh, so hoch als sein Haupt haben sollte, wenn er selbst auch keines bekäme, gab sie ihm, ohne daß Schedoni es bemerkte, den einzigen Dukaten, der noch in ihrem Vermögen war.

Zweites Kapitel.

But if you be afraid to hear the worst
Then let the worst, unheard, fall on your head.
Shakespeare.

Schedoni brachte die Nacht schlaflos zu. Die Begebenheit des vorigen Abends hatte nicht nur die Qual der Gewissensbisse, sondern auch die des Stolzes und ängstliche Besorgniß erregt. In dem Betragen des Bauern gegen ihn war etwas, das er nicht ganz verstehn konnte, wenn auch sein Verdacht allein hinlänglich gewesen wäre, sein Gemüth in einen Zustand der äußersten Unruhe zu setzen. Unter der Miene der höchsten Einfalt hatte dieser Mensch von Spalatro gesprochen, hatte verrathen, daß er mit einem großen Theil seiner Geschichte bekannt war, und zu verstehn gegeben, daß er wohl wüßte, wer ihn gebraucht hätte: doch schien er zugleich nicht zu wissen, daß Schedoni die Meisterhand

war, welche die Haupthandlungen des Mörders geleitet hatte. Zu andern Zeiten aber schien sein Betragen wiederum der Vermuthung seiner Unwissenheit über diesen Punkt zu widersprechen: nach einigen Umständen, deren er erwähnte, schien es nicht anders möglich, als daß er wissen mußte, wer Schedoni wirklich war, und er schien dies sogar durch sein eignes Betragen einzugestehn, besonders als er sich zu entschuldigen suchte, da er in seiner Geschichte von Spalatro unterbrochen wurde, und die Worte sagte: er hätte nicht gewußt, daß diese Geschichte Schedoni angienge: auch konnte der Schuldbewußte Schedoni nicht glauben, daß die auffallende Art, womit der Bauer ihn bei der Vorstellung der Virginia anredete, blos Zufall gewesen sey. Er wünschte, diesen Menschen auf der Stelle fortzuschicken; allein zuerst war es nothwendig, sich zu vergewissern, was er von ihm wüßte, und dann sich über die zu nehmenden Maaßregeln zu bestimmen. Es war indessen eine schwere Sache, sich diese Nachricht zu verschaffen, ohne eine Aengstlichkeit blicken zu lassen, die ihn verrathen konnte, wenn vielleicht der Führer jetzt nur einen allgemeinen Verdacht an der Wahrheit hatte; und nicht weniger schwer war es zu bestimmen, wie er sich gegen ihn benehmen sollte, wenn es sich zeigte, daß sein Verdacht auf Spalatro haftete. Ihn nach Neapel mitzunehmen, hieß einen Verräther nach seiner Heimath bringen; ihn

mit dieser Entdeckung zurückkehren zu lassen, da er wahrscheinlich jetzt den Ort von Schedonis Aufenthalt wußte, war beinahe eben so gefährlich. Sein Tod allein konnte das Geheimniß sichern.

Nach einer im Aufruhr ähnlicher Betrachtungen hingebrachten Nacht rief der Beichtvater den Bauer in sein Zimmer, und sagte ihm mit kurzen Worten, daß er seiner Dienste nicht länger bedürfte, indem er nachlässig hinzusetzte, er riethe ihm auf seiner Hut zu seyn, wenn er vor der Villa vorüber käme, damit nicht Spalatro, der vielleicht dort noch lauerte, die erlittne Schmach an ihm rächte. „Nach dem, was Ihr von ihm sagt, ist er ein sehr gefährlicher Kerl,“ sagte Schedoni, „allein vielleicht sind Eure Nachrichten falsch.“

Der Führer rechtfertigte nun auf eine mürrische Art seine Aussage, und der Beichtvater suchte von ihm herauszulocken, was er über die Sache wußte. Allein es sey nun, daß der Mensch über die gestrige Behandlung empfindlich war, oder daß er andre Ursachen zur Zurückhaltung hatte; er schien nicht so zur Mittheilung geneigt zu seyn, als den Tag zuvor.

„Was Ihr mir von diesem Kerl zu verstehen gabt,“ sagte Schedoni, hat gewissermaßen meine Neugier rege gemacht: ich habe jetzt einige Augenblicke Zeit, und Ihr könnt mir, wenn Ihr Lust habt, etwas von der wunderbaren Geschichte erzählen, wovon Ihr sprachet.“

„Es ist eine lange Geschichte, Signor, und Sie würden es überdrüssig werden, ehe ich damit zu Ende käme," erwiederte der Bauer, „und dann, erlauben Sie mir, Signor, ich lasse mich nicht gerne so abbeissen."

„Wo hat sich dieser Mensch aufgehalten?" sagte der Beichtvater. „Ihr erwähntet etwas von einem Hause am Seeufer."

„Ja, Signor, zu dem Hause gehört auch eine seltsame Geschichte — allein wie ich sage, dieser Mann kam auf einmal dahin und Niemand wußte wie! und der Ort ist immer verschlossen gewesen, seit der Marquis —"

„Der Marquis," sagte Schedoni kalt; welcher Marquis, Freund? „Ey nun, ich meine natürlich den Baron di Cambrusca, Signor, wie ich Ihnen von selbst würde gesagt haben, hätten Sie mich nur ausreden lassen. Verschlossen geblieben, seit der Baron — da blieb ich doch stehn, denke ich."

„Ich verstand, daß der Baron todt wäre!" merkte der Beichtvater an.

„Ja, Signor," erwiederte der Bauer und heftete seine Augen auf Schedoni; „allein was hat sein Tod mit meiner Erzählung zu thun? Dies geschah, ehe er starb."

Schedoni, durch diese unerwartete Bemerkung etwas außer Fassung gebracht, vergaß die Vertraulichkeit derselben zu ahnden. „Dieser Mensch, dieser Spalatro war mit dem Baron di Cambrusca bekannt?" sagte er.

„Man vermuthet es sehr stark, Signor.“

„Wie? man vermuthete es nur?“

„Ja, Signor, und ich wette, das war mehr als dem Baron gefiel. Er nahm sich zu gut in Acht, daß man nichts Gewisses gegen ihn aussagen konnte, und er that wohl daran, denn — sonst würde es schlimm mit ihm ausgesehn haben. Aber ich wollte Ihnen die Geschichte erzählen, Signor.“

„Woraus schloß man denn also, Freund, daß Spalatro ein Werkzeug des Barons di Cambrusca wäre?“

„Ich glaubte, Sie wünschten die Geschichte zu hören, Signor?“

„Zu seiner Zeit, aber zuerst sagt mir Eure Gründe zu dieser Vermuthung.

„Einer ist schon genug, Signor, und hätten Sie mich nur geraden Wegs mit der Geschichte fortfahren lassen, so würden Sie das jetzt schon wissen, Signor.“

Schedoni runzelte die Stirne, ohne aber diese Unverschämtheit ihm auf andre Art zu verweisen.

„Meinem Bedünken nach, Signor,“ fuhr der Bauer fort, „war es Ursach genug, daß Niemand außer dem Baron di Cambrusca ein solches Verbrechen könnte begangen haben: Niemand in unsrer Gegend war ruchlos genug dazu außer ihm. Nun, Signor, ist das nicht Ursach genug? Warum sehn Sie mich so an? Wahrhaftig, der Baron selbst könnte mich

nicht ärger ansehn, wenn ich ihm so viel gesagt hätte."

„Seyd weniger weitschweifig," sagte der Beichtvater mit verhaltner Stimme.

„Gut also, um beim Anfang anzufangen. Es sind nun viele Jahre her, daß Marco zuerst nach unsrer Stadt kam. Nun heißt die Geschichte, daß in einer stürmischen Nacht —"

„Ihr könnt Euch die Mühe sparen, sie zu erzählen," sagte Schedoni kurz abgebrochen. „Habt Ihr jemals den Baron gesehn, von dem Ihr sprecht, Freund?"

„Warum hießen Sie mich es denn erzählen, Signor, wenn Sie es schon wissen! Ich habe die ganze Zeit hier gestanden und will eben anfangen, und das alles um nichts."

„Es ist sehr sonderbar," fieng der listige Schedoni wieder an, ohne zu bemerken, was der Mensch gesagt hatte, „daß, wenn dieser Spalatro als ein solcher Bösewicht bekannt war, wie Ihr sagt, daß man keinen Schritt that, ihn vors Gericht zu bringen! Wie kam das? Allein, vielleicht war die ganze Geschichte nichts weiter als ein Gerücht."

„Ey nun, Signor, es war Jedermanns Sache und Niemands Sache, wie man wohl sagen kann; und überdies konnte Niemand beweisen, was er gehört hatte, und obgleich Jedermann die Geschichte so fest glaubte, als wenn er sie mit Augen gesehn hätte, so wären sie doch damit vor Gericht nicht zu Rechte gekommen,

sondern hätten es beweisen müssen. Nun ist es aber kaum einmal unter Zehnen der Fall, daß man etwas beweisen kann, Signor, wie Sie wohl wissen; doch glaubt darum Niemand weniger daran."

„So, Ihr wolltet also diesen Mann wegen eines Mordes bestrafen lassen, den er wahrscheinlich niemals begieng?" sagte der Beichtvater.

„Wegen eines Mordes?" wiederholte der Bauer.

Schedoni schwieg, antwortete aber sogleich: „Sagtet Ihr nicht, er wäre ein Mörder?"

„Das habe ich Ihnen nicht gesagt, Signor."

„Was war denn das Verbrechen?" fieng Schedoni nach eines Augenblicks Pause wiederum an. „Ihr sagtet, es sey barbarisch, und was kann barbarischer seyn als Mord?" Seine Lippen bebten, als er das letzte Wort aussprach.

Der Bauer antwortete nicht, blieb mit seinen Augen unbeweglich auf dem Beichtvater gehaftet, und wiederholte endlich: Sagte ich, es wäre Mord, Signor?"

„Wenn es das nicht war, so sagt, was war es denn?" fragte der Beichtvater stolz; „aber sagt es mit zwei Worten."

„Als wenn man eine Geschichte mit zwei Worten erzählen könnte, Signor!"

„Nun so faßt euch wenigstens kurz."

„Wie kann ich das, Signor, wenn die Geschichte so lang ist!"

„Ich will keine Zeit mehr verderben," sagte Schedoni im Fortgehn.

„Nun, Signor, ich will mein Möglichstes thun, es kurz zu machen. Es war in einer stürmischen Dezember-Nacht, daß Marco Torma aufs Fischen ausgegangen war. Marco, Signor, war ein alter Mann, der in unsrer Stadt lebte, als ich noch ein Knabe war: Ich kann mich kaum auf ihn besinnen; allein mein Vater kannte ihn recht gut und liebte den alten Marco, und pflegte oft zu sagen —"

„Zur Geschichte," sagte Schedoni.

„Nun ich erzähle sie ja so geschwind als ich kann. Dieser alte Marco lebte damals, als sie sich ereignete, nicht in unsrer Stadt, sondern an einem Orte, ich habe den Namen vergessen, nahe am Seeufer. Wie hieß doch der Ort — es klang wie —"

„Gut, und was geschah diesem alten Gecken?"

„Sie sind unrecht daran, Signor, es war kein Geck — allein Sie werden hören. Zu der Zeit, Signor, lebte Marco an dem Orte, dessen Namen ich vergessen habe, und war ein Fischersmann — nachher aber kamen beßre Zeiten — doch das gehört nicht hierher. Der alte Marco war aufs Fischen gegangen; es war in einer stürmischen Nacht, und er war froh genug, ans Ufer zu kommen. Es war ganz dunkel, so dunkel, Signor, glaube ich, als in der vergangnen Nacht, und er eilte, so schnell er

konnte, mit seinen Fischen am Ufer hin, verlor es aber dem ohngeachtet. Der Regen schlug, der Wind blies und er wanderte lange fort und konnte kein Licht sehn, noch etwas hören, außer den Wellen neben ihm, die zuweilen herbei zu stürzen schienen, als wollten sie ihn mit sich wegspülen. Er machte sich so weit davon als er konnte; allein er wußte, daß hohe Felsen über das Ufer ragten, und fürchtete, wie ich mir vorstelle, mit dem Kopf dagegen zu rennen, wenn er sich zu nahe daran machte. Doch kam er endlich dicht hinan, und da er eine kleine Zuflucht fand, beschloß er sich für jetzt nicht weiter zu wagen. Ich erzähle es Ihnen, Signor, gerade so wie es mein Vater mir erzählt hat, und dieser hatte es von dem alten Manne selbst."

„Ihr braucht nicht so umständlich zu seyn," erwiederte der Beichtvater: „sprecht zur Sache."

„Gut, Signor; als der alte Marco also unter den Klippen verborgen lag, dünkte es ihm, als hörte er Jemand kommen, und ich wette, er richtete den Kopf auf — der arme alte Narr! als hätte er sehen können, wer es wäre; doch konnte er hören, ob es gleich so dunkel war, und er hörte die Schritte heran nahen: allein noch sagte er nichts, und dachte sie nahe heran kommen zu lassen, ehe er sich zu erkennen gäbe. Sogleich sieht er ein kleines Licht sich bewegen — es kommt näher und näher, bis es

ihm gerade gegenüber ist, und dann sieht er den Schatten eines Mannes auf der Erde — und bald späht er den Mann selbst aus, der mit einer Blendlaterne am Ufer hinschleicht."

„Schön, schön, nur zur Sache —" sagte Schedoni.

„Der alte Marco, wie mein Vater sagt, gehörte niemals unter die Beherzten, und setzte sich in den Kopf, daß es ein Räuber seyn könnte, weil er die Laterne hatte, — ob er gleich, was das betrifft, froh gewesen seyn würde, wenn er selbst eine Laterne gehabt hätte — und lag ganz still. Allein er gerieth sogleich in ein schönes Schrecken — der Mann stand still, um die Last, die er auf dem Rücken trug, auf ein Felsenstück neben ihm abzusetzen, und der alte Marco sah ihn einen schweren Sack absetzen und tief Othem holen, als wäre er gewaltig ermüdet. Ich erzähle es gerade so, wie ich es von meinem Vater gehört habe, Signor!"

„Und was war in dem Sacke?" fragte Schedoni kalt.

„Alles zu seiner Zeit, Signor: vielleicht machte der alte Marco es niemals ausfindig; allein Sie sollen es hören. Er fürchtete sich ein Glied zu rühren, als er den Sack sah, denn er dachte, er enthielte Beute: allein der Mann hub ihn, ohne ein Wort zu sagen, sogleich wieder auf die Schultern, und schwankte damit längs dem Ufer hin, und Marco sah nichts weiter von ihm."

„Nun, was hat er dann mit Eurer Geschichte zu thun," sagte der Beichtvater. „War dies Spalatro?"

„Alles zu seiner Zeit, Signor; Sie bringen mich aus dem Concept. Sobald der Sturm sich ein wenig gelegt hatte, kroch Marco hervor, und da er glaubte, es müßte ein Dorf, oder ein Weiler oder eine Hütte nicht weit entfernt seyn, weil dieser Mann des Wegs gegangen war, so nahm er sich vor, es noch ein wenig weiter zu versuchen. Er hätte besser gethan, er wäre geblieben wo er war, denn er wanderte lange umher, und konnte nichts erblicken, und was noch schlimmer war, der Sturm erhub sich stärker als zuvor, und er hatte jetzt keine Felsen, ihn zu beschützen. Während er in dieser Noth ist, sieht er ein Licht in der Ferne: es fällt ihm ein, daß dies wiederum die Laterne seyn könnte, aber er beschloß demohngeachtet fortzugehn, denn wenn sie es war, so konnte er auch stehn bleiben, und war sie es nicht, so durfte er vielleicht eine Zuflucht erwarten: er gieng also, und ich glaube, Signor, wir hätten es auch so gemacht."

„Gut, aber diese Geschichte wird nimmermehr zu Ende kommen!" sagte Schedoni.

„Nun, Signor, er war noch nicht weit gekommen, als er entdeckte, daß es keine Laterne, sondern ein Licht vor einem Fenster war. Als er an das Haus kam, klopfte er leise an die Thüre; allein Niemand erschien."

„An welches Haus?“ fragte der Beichtvater scharf.

„Es regnete scharf, Signor, und ich wette, der arme alte Marco wartete lange, ehe er wieder klopfte, denn er war sehr geduldig, Signor. O wie aufmerksam habe ich ihn einer Geschichte zuhören sehen, wenn sie auch noch so lang war!“

„Ich bedarf seiner Geduld!“ sagte Schedoni.

„Als er wieder klopfte, Signor, wich die Thüre ein wenig zurück, und er fand, daß sie offen war, und da Niemand kam, hielt er es für das Beste, auf seine eigne Hand hinein zu gehn.“

„Der alte Narr, was brauchte er so neugierig zu seyn!“ rief Schedoni.

„Neugierig, Signor! er suchte nur Zuflucht. Er tappte eine ganze Weile im Zimmer umher, und konnte Niemand finden, auch sich bey Niemand Gehör verschaffen; endlich aber kam er in ein Zimmer, wo noch einige Ueberreste von Feuer im Kamin brannten, und gieng darauf zu, um sich zu wärmen, bis Jemand käme.“

„Wie, es war Niemand in dem Hause!“ sagte der Beichtvater.

„Sie werden es hören, Signor. Er war, wie er sagte, gewiß noch nicht über zwei Minuten da gewesen, als er ein seltsames Geräusch in dem nämlichen Zimmer hörte, wo er sich befand; allein das Feuer brannte so

kläglich, daß er nicht erkennen konnte, ob Jemand darin war."

„Was war das für ein Geräusch?"

„Sie bringen mich aus dem Zusammenhang, Signor. Er sagte, es hätte ihm nicht sehr gefallen; allein was konnte er machen! Er schürte das Feuer an, und versuchte es in Flamme zu bringen; allein es blieb so dunkel, als zuvor, und er konnte nichts erkennen. Den Augenblick darauf aber hörte er Jemand kommen, und sah ein Licht, und dann einen Mann, der auf das Zimmer zukam, wo er sich befand; er gieng auf ihn zu, und bat ihn um eine Zuflucht."

„Wer war dieser Mann?" sagte Schedoni.

„Bat um Zuflucht. Er sagte, der Mann wäre, als er an die Thüre des Zimmers kam, so weiß wie Kalch geworden, als er einen Fremden sah, und wahrlich das konnte er auch wohl; einen Fremden bei Nachtzeit dort zu finden — ich glaube, es würde mir eben so gegangen seyn. Der Mann schien nicht sehr geneigt, ihn da zu lassen, sondern fragte ihn, was er da wollte, und dergleichen; allein der Sturm war sehr laut, und so ließ Marco sich nicht so leicht abschrecken, und als er dem Manne zeigte, was für schöne Fische er in seinem Korbe hätte, und sagte, daß sie ihm zu Dienste ständen, schien er williger zu seyn!"

„Unglaublich," rief Schedoni, „der Dummkopf!"

„Er

„Er war doch klug genug, Signor. Marco sagt, er hätte schrecklich hungrig zu seyn geschienen —"

„Ist das ein Beweis seiner Klugheit?" sagte der Beichtvater mürrisch.

„Sie werden mich in alle Ewigkeit nicht ausreden lassen, Signor — erschrecklich hungrig, denn er legte sogleich mehr Holz an, um etwas von dem Fisch zurechte zu machen. Während er sich damit beschäftigte, sagt Marco, hätte ihm sein Herz gesagt, daß dieß derselbe Mann sey, den er am Ufer gesehn hätte: er sah ihn starr an, bis der andre ihn ganz kurz fragte: warum er ihn so anstarrte? Allein Marco hütete sich wohl, es ihm zu sagen. Doch hatte Marco, während er geschäftig den Fisch zurechte machte, Gelegenheit, ihn genauer zu betrachten, und jedesmal, daß der Mann sich im Zimmer umsah, welches sehr oft geschah, däuchte ihn, es wäre derselbe."

„Nun, und wenn es derselbe gewesen wäre?" sagte Schedoni.

„Als aber Marco zufälliger Weise den Sack entdeckte, der in einem Winkel lag, zweifelte er nicht länger an der Sache. Er sagt, das Herz wäre ihm ganz gesunken, und er hätte sich weit aus dem Hause gewünscht, und in seinem Gemüthe beschlossen, sich, sobald er könnte, aus dem Staube zu machen, ohne den Mann argwöhnen zu lassen, was er von ihm dächte. Er begriff nun leicht, warum der Mann sich so

oft im Zimmer umsah; vorher hatte Marco geglaubt, er thäte es, um zu entdecken, ob er Jemand mit sich gebracht hätte, nun aber war er überzeugt, er sähe zu, ob sein Schatz sicher wäre."

„Das ist wahrscheinlich genug," merkte Schedoni an.

„Der alte Marco saß also nicht sehr behaglich, während der Fisch zurecht gemacht wurde, und glaubte, es gienge aus der Bratpfanne ins Feuer mit ihm; allein was sollte er machen?"

„Was sonst, als aufstehn und davon gehn," sagte der Beichtvater; „und das werde ich auch, wenn Eure Geschichte noch länger dauert.

„Sie werden es hören, Signor, — er würde gegangen seyn, wenn er geglaubt hätte, daß der Mann ihn fortließe, aber —"

„Nun gut, dieser Mann war also Spalatro," sagte Schedoni ungeduldig, „und dies war das Haus am Ufer, dessen Ihr vorhin erwähntet."

„Wie gut Sie errathen haben, Signor, obwohl, die Wahrheit zu gestehn, ich schon diese ganze halbe Stunde lang erwartet habe, daß Sie es ausfindig machen würden."

„Schedoni gefiel der bedeutende Blick nicht, womit der Bauer dies sagte, doch hieß er ihn fortfahren."

„Anfangs, Signor, sprach Spalatro beinahe kein Wort, nach und nach aber kam er zu sich,

und um die Zeit, als der Fisch beinahe fertig war, wurde er gesprächig genug."

Hier stand der Beichtvater mit einiger Bewegung auf, und gieng im Zimmer auf und ab.

„Der arme alte Marco, Signor, fieng an eine beßre Meinung von ihm zu fassen, und als er den Regen an die Fenster schlagen hörte, mochte er an kein Fortgehn denken. Indem gieng Spalatro aus dem Zimmer, um eine Schüssel zum Fisch zu holen —"

„Aus dem Zimmer?" sagte Schedoni, und hielt seine Schritte an.

„Ja Signor, aber er trug Sorge, das Licht mit sich zu nehmen. Allein Marco, der sehr neugierig war zu —"

„Ja, das scheint er in der That gewesen zu seyn!" sagte der Beichtvater, drehte sich um und erneuerte seinen Schritt.

„Nicht doch, Signor, so weit bin ich noch nicht gekommen, das hat er noch nicht gezeigt — Marco also, der sehr neugierig war zu wissen, was in dem Sacke wäre, ehe er sich zu einem längern Aufenthalte entschloß, hielt dies für eine gute Gelegenheit zuzusehn, und da das Feuer jetzt ganz hell brannte, beschloß er sich zu überzeugen. Er gieng also hin zu dem Sack und versuchte ihn aufzuheben, fand ihn aber zu schwer, obgleich er nicht voll zu seyn schien."

Schedoni hielt seinen Schritt aufs neue an, und blieb starr vor dem Bauer stehn.

„Doch hob er ihn ein wenig in die Höhe, Signor; allein er fiel ihm aus den Händen, und mit einem so schweren Gewicht zur Erde, daß er wohl sah, es könnte keine gewöhnliche Beute darin enthalten seyn. Gerade in diesem Augenblick, sagte er, däuchte es ihn, als hörte er Spalatro kommen, und da das Geräusch von dem Sacke genug gewesen seyn würde, ihn zu schrecken, eilte Marco davon weg; allein er hatte sich geirrt und gieng aufs neue darauf zu. Aber Sie scheinen mich nicht zu hören, Signor — Sie sehen wieder aus, als hätten Sie Beängstigungen — so nachdenkend und ich —“

„Fahrt fort,“ rief Schedoni finster, und erneuerte seine Schritte — „ich höre euch.“

„Gieng aufs neue darauf zu, —“ fuhr der Bauer fort, indem er vorsichtig die Geschichte bei den letzten Worten, die er hatte fallen lassen, wieder aufnahm. „Er band den Strick los, Signor, womit der Sack zugebunden war, und öfnete ihn ein wenig — allein denken Sie, Signor, wie ihm zu Muthe ward, als er — kaltes Fleisch fühlte — und als er bei dem Lichte des Feuers das Gesicht einer Leiche inwendig sah — O Signor!“

Der Bauer war in dem Eifer, womit er diesen Umstand erzählte, Schedoni bis ans andre Ende des Zimmers gefolgt, und ergrif ihn jetzt beim Kleide, als wollte er seine Aufmerksamkeit für das übrige der Geschichte fest halten. Der Beichtva=

ter setzte indessen seinen Schritt fort, und der Bauer hielt sich neben ihm, indem er ihn beim Kleid faßte.

„Marco, fieng er wieder an, war, wie mein Vater sagte, so erschrocken, daß er kaum wußte, wo er war, und ich wette, wenn man ihn hätte sehen können, daß er eben so weiß aussah, als jetzt Sie, Signor.“

Der Beichtvater riß plötzlich sein Kleid von dem Bauer los, und sagte einwärts gekehrt: „Wenn ich mich schon vor der bloßen Erwähnung eines solchen Schauspiels entsetze, so ist es kein Wunder, daß derjenige außer sich gerieth, der es mit Augen sah.“ Nach einem Augenblick Stillschweigen setzte er hinzu: „aber was erfolgte?“

„Marco sagt, er hätte nicht die Kraft gehabt, den Sack wieder zuzubinden, und als er zur Besinnung kam, war seine einzige Furcht, daß Spalatro zurück kommen würde, obgleich er kaum eine Minute fort war, ehe er aus dem Hause konnte, denn er kümmerte sich jetzt nichts mehr um den Sturm. Und gewiß genug hörte er ihn kommen; allein er machte, daß er durch einen andern Weg als den Gang, wo sich Spalatro befand, aus dem Zimmer kam. Zu gutem Glück war es derselbe Weg, durch den er herein gekommen war, und führte ihn aus dem Hause. Er nahm weiter keinen Abschied, sondern lief geraden Wegs davon, ohne

sich aufzuhalten, und stand die Nacht im Walde viel Angst und Gefahr aus, bis —"

„Wie kam es aber," sagte Schedoni, „daß dieser Spalatro nach einer solchen Entdeckung nicht ergriffen wurde? Was für Folgen entstanden denn daraus?"

„Ey, Signor, der alte Marco dachte, er hätte diese Nacht den Tod davon getragen. Bis auf die Haut durchnäßt, und starr von Schrecken, legte er sich mit einem Fieber und der Kopf drehte sich mit ihm um. Er sagte in der Raserei so seltsame Dinge, daß die Leute ihm nichts mehr glauben wollten, als er wieder zu Sinnen kam."

„Ja wohl," sagte Schedoni, „die Erzählung sieht mehr einem fieberhaften Traume, als einer wahren Geschichte gleich. Ich stimme ihrer Meinung von diesem fieberhaften alten Manne vollkommen bei."

„Allein Sie werden hören, Signor, daß man nach einer kleinen Weile besser davon dachte, und es entstand auch einiger Lärm darüber; allein was konnten die armen Leute machen, denn es konnte nichts bewiesen werden. Das Haus wurde untersucht; allein der Mann war fort und man fand nichts. Von dieser Zeit an wurde der Ort verschlossen, bis viele Jahre nachher Spalatro erschien; auch der alte Marco sagte, er wäre überzeugt, daß dies der Mann sey; allein er konnte es nicht beschwören, und so war weiter nichts zu machen."

„Aus allem diesem erhellt also, daß Ihr nicht gewiß wißt, ob diese lange Geschichte wirklich diesen Spalatro betrifft," sagte der Beichtvater: „ja nicht einmal, daß die Geschichte selbst etwas anders ist, als die Erscheinung eines kranken Gehirns."

„Ich weiß nicht, Signor, was Sie gewiß nennen; allein ich weiß, was wir alle glauben. Allein das Seltsamste von der Geschichte kommt noch — etwas, das Niemand glauben wollte, kaum wenn —"

„Ich habe genug gehört," sagte Schedoni, „und verlange nichts weiter zu wissen!"

„Allein, Signor, ich habe Ihnen noch nicht die Hälfte erzählt, und ich weiß, als ich es selbst hörte, daß es mich so erschreckt hat —"

„Ich habe dieser elenden Geschichte lange genug zugehört," sagte der Beichtvater, „es scheint kein vernünftiger Grund dazu vorhanden zu seyn. Hier habt Ihr Eure Bezahlung — und könnt Euch fortbegeben."

„Gut, Signor, es ist augenscheinlich, daß Sie das übrige schon wissen, sonst würden Sie mich nimmermehr so fortlassen. Allein vielleicht wissen Sie nicht, Signor, was für ein unerklärliches — ich weiß, daß sich mein Haar empor sträubte, als ich davon hörte — was für ein unerklärliches —"

„Ich will nichts weiter von diesem albernen Zeuge hören," unterbrach ihn Schedoni mürrisch — „ich mache mir Vorwürfe, einem sol-

chen Gevattermährchen so lange zugehört zu haben, und bin gar nicht weiter neugierig darauf. Ihr könnt gehn und dem Wirth sagen, daß er mich begleitet."

„Wenn Sie freilich so leicht zu befriedigen sind, Signor," erwiederte der Bauer verdrießlich, „so läßt sich nichts weiter sagen, allein —"

„Doch bleibt noch," sagte Schedoni, „damit ich Euch warne, wenn Ihr die Villa vorüber kommt, wo dieser Spalatro sich vielleicht noch aufhält — denn wenn ich gleich über die Geschichte, die Ihr erzählt habt, nur lächeln kann —"

„Erzählt, Signor! Ich habe sie noch nicht zur Hälfte erzählt — und wenn Sie nur Geduld haben wollten —"

„Wenn ich gleich über die einfältige Geschichte nur lachen kann," wiederholte Schedoni mit lauterem Ton —

„Was das betrifft, Signor, so kann ich bezeugen, daß Sie auch die Stirne dabei zusammenziehen können," murmelte der Führer.

„Hört mich an," sagte der Beichtvater mit noch dringenderm Tone — „ich sage, ob ich gleich Eurer merkwürdigen Geschichte keinen Glauben beimesse, so scheint mir doch dieser Spalatro ein verzweifelter Kerl zu seyn, und ich wünschte daher, daß Ihr auf Eurer Huth wäret. Wenn Ihr ihn seht, so könnt Ihr Euch darauf verlassen, daß er einen Angriff auf Euer Leben

wagen wird, um die Wunde, die ich ihm zugefügt habe, zu rächen. Ich gebe Euch daher noch außer Eurer Trombone diesen Dolch, um Euch zu vertheidigen."

Schedoni zog, während er sprach, einen Dolch aus seinem Busen; allein es war nicht derjenige, den er gewöhnlich trug, oder den man ihn wenigstens tragen sah. Er händigte ihn dem Bauer ein, der ihn mit einer Art von stupider Verwundrung annahm, und gab ihm darauf einige Anweisungen über die Art, wie er ihn gebrauchen sollte.

„Ey, Signor," sagte der Mann, „der ihm mit vieler Aufmerksamkeit zugehört hatte, ich bin Ihnen großen Dank schuldig, daß Sie so an mich denken; allein ist etwas in diesem Dolche, das von andern verschieden ist, weil man ihn so gebrauchen muß?"

Schedoni sah den Bauer einen Augenblick ernsthaft an, und antwortete darauf; „Zuverlässig nicht, Freund, ich wollte Euch nur lehren, wie ihr ihn am besten führen könntet — Lebt wohl!"

„Ich danke Euch vielmals, Signor; allein — allein ich dächte, ich hätte ihn nicht nöthig. Meine Trombone ist mir genug."

„Dies wird Euch noch besser schützen, erwiederte Schedoni, der sich weigerte, den Dolch zurück zu nehmen, „und zudem könnte Euer Feind, während Ihr die Trombone ladet — seinen Dolch zu seinem Vortheil brauchen.

Behaltet ihn also, Freund; er wird Euch mehr helfen, als ein Duzend Trombonen. Steckt ihn ein."

Vielleicht überzeugte Schedonis besondrer Blick mehr als seine Gründe den Führer von dem Werth seines Geschenks: er nahm es unterwürfig, aber mit einer Art von dummer Verwundrung an — wahrscheinlich wäre eine argwöhnische Verwundrung besser für ihn gewesen. Er dankte Schedoni nochmals und wollte das Zimmer verlassen, als der Beichtvater ihm zurief: „Schickt mir sogleich den Wirth herauf, ich werde ohne Verzug nach Rom abreisen!"

„Ja, Signor," erwiederte der Bauer, „Sie sind an dem rechten Orte, der Weg scheidet sich hier; allein ich glaubte, Sie giengen nach Neapel."

„Nach Rom," sagte Schedoni.

„Nach Rom, Signor! Nun ich wünsche von ganzem Herzen, daß Sie wohlbehalten hinkommen mögen," sagte der Führer und verließ das Zimmer.

Während dieses Gespräch zwischen Schedoni und dem Bauer geführt wurde, überlegte Ellena in ihrer Einsamkeit, wie sie den Beichtvater bewegen könnte, sie entweder nach Altieri, oder nach dem benachbarten Kloster unsrer Dame des Mitleids zurückkehren zu lassen, statt sie weit von Neapel zu bringen, bis er es für gut fände, sie anzuerkennen. Der Plan, dessen

er erwähnt hatte, schien ihrem lange gequälten Gemüth, sie auf immer von Glückseligkeit und allem, was ihrem Herzen theuer war, zu verbannen; es schien ihr wie eine zweite Verbannung nach San Stefano und jede Aebtissin, außer der von Santa della Pieta, erschien ihrer Einbildungskraft in dem Lichte eines unerbittlichen Kerkermeisters. Während dieser Gegenstand sie beschäftigte, wurde sie zu Schedoni gerufen, der voll Ungeduld war; sich in den Wagen zu setzen, den sie sich in dieser Stadt hatten verschaffen können. Als sich Ellena nach dem Führer umsah, erfuhr sie, daß er sich bereits nach seiner Heimath aufgemacht hätte — und wußte nicht, wie sie sich diese Eile erklären sollte.

Die Reisenden traten sogleich ihren Weg an. Schedoni, der über das letzte Gespräch nachdachte, sagte wenig, und Ellena las in seinem Gesichte nichts, was sie ermuntern konnte, die Bitte, die sie auf dem Herzen hatte, vorzutragen. So von beiden Seiten beschäftigt, legten sie einige Stunden von dem Wege nach Neapel zurück, denn dahin hatte Schedoni, ohngeachtet seiner Aeußerung gegen den Führer, den er mit Vorbedacht unrecht berichtete, zu gehn beschlossen.

Sie hielten in einer ziemlich bedeutenden Stadt stille, um Mittag zu machen, und als Ellena den Beichtvater sich nach den vielen Klöstern darinnen erkundigen hörte, merkte sie, daß es nothwendig war, ihre Bitte nicht län-

ger zu verschieben. Sie stellte ihm also vor, wie unglücklich ihr Zustand sey, und in welcher Gemüthsunruhe sie sich befinden müßte, wenn sie fern von den Scenen und den Menschen gebracht würde, welche Zuneigung und frühe Gewohnheit ihr theuer gemacht hatten: besonders jetzt, da ihre Lebensgeister sich kaum von dem schweren Druck langen Leidens erholt hatten, und da, um sie zu besänftigen und neu aufzuleben, nicht nur Ruhe, sondern auch das Bewußtseyn von Sicherheit erfordert wurde; ein Bewußtseyn, welches sie unmöglich — besonders nach ihren neuerlichen Erfahrungen, unter Fremden erlangen konnte, bis sie aufhörten, fremd für sie zu seyn.

Schedoni hörte diese Bitten nachdenkend an; allein sein finstrer Blick schien nicht zu verrathen, daß sie ihn zum Mitleid gerührt hatte, und Ellena fuhr fort, ihm einen zweiten Bewegungsgrund vorzustellen, den sie ihm zuerst würde vorgetragen haben, wäre sie listiger gewesen, oder hätte sie weniger alle List verachtet. So aber hatte sie mit dem angefangen, was ihr das Wichtigste war, wenn es auch auf Schedoni wenig Einfluß haben konnte. Sie stellte ihm vor, daß ihr Aufenthalt in der Nachbarschaft von Altieri so eingeleitet werden könnte, daß sein Geheimniß eben so sicher verwahrt bliebe, als wenn sie hundert Meilen von Neapel entfernt wäre.

Es scheint vielleicht sonderbar, daß ein Mann von Schedonis gewöhnlicher Kälte und genauer Berechnung, seine Einsichten bei dieser Gelegenheit so von Furcht verdunkeln ließ, und dies ist ein starker Beweis, von welcher Wichtigkeit die Sache war, die eine solche Wirkung auf sie haben konnte. Indem er jetzt Ellena anhörte, nahm er Umstände wahr, die seiner eignen Beobachtung entwischt waren, und gab endlich zu, daß es sichrer seyn dürfte, sie nach der Villa Altieri zurückkehren zu lassen, und daß sie von dort aus, wie es vorhin ihre Absicht war, nach der Santa della Pieta gienge, als wenn er sie in ein noch so fernes Kloster brächte, wo er genöthigt wäre, sie selbst einzuführen. Seine einzige Einwendung, sie in die Nähe von Neapel zu bringen, war nun noch, daß der Zufall der Marquise di Vivaldi Gelegenheit geben könnte, Ellenas Aufenthalt zu entdecken, ehe er es für gut fände, ihr seine Familie bekannt zu machen, und seine Kenntniß vom Charakter der Marquise rechtfertigte seinen schrecklichsten Verdacht über die Folgen einer solchen vorzeitigen Entdeckung.

Indessen mußte er bei jeder Lage, die er für Ellena wählte, etwas wagen, und ihr Aufenthalt in Santa della Pieta, einem großen, wohl verwahrten Kloster, wo sie von Kindheit auf bekannt gewesen war, und dessen Aebtissin und Schwestern an ihrer Wohlfahrt gewiß Antheil nahmen, schien ihr Sicherheit gegen alle wirkliche Gewaltthätig-

keiten, welche die Bosheit der Marquise an ihr ausüben konnte, zu versprechen — gegen ihre schlaue Hinterlist aber war jeder Ort gleich unvermögend, Ellenen zu schützen. Hier, wo Ellena in dem Charakter erschien, wie man sie immer gekannt hatte, konnte keine Neugier erregt, kein Verdacht über ihre Familie erweckt werden, und hier ließ sich also aller Wahrscheinlichkeit nach erwarten, daß Schedonis Geheimniß besser aufgehoben seyn würde, als sonst irgendwo. Da dieses unter allen, der herrschende Punkt seiner Aengstlichkeit war, den er, so unnatürlich das auch scheinen mag, selbst Ellenas Sicherheit nachsetzte, so beschloß er endlich, daß sie nach der Santa della Pieta zurückkehren sollte, und sie dankte ihm beinahe mit Thränen für eine Bewilligung, die sie als großmüthige Gefälligkeit aufnahm, die aber in der That nicht viel mehr als eine Wirkung eigennütziger Besorgnisse war.

Das übrige der Reise, die einige Tage dauerte, verstrich, ohne daß etwas Merkwürdiges vorfiel. Schedoni war bis auf einige kurze Zwischenräume immer in trübes Schweigen und Tiefsinn gehüllt, und Ellena, deren Gedanken unabläßig mit dem einzigen, was sie interessirte, mit ihrer gegenwärtigen Lage und Vivaldis Zustand beschäftigt waren, unterwarf sich gerne dieser verlängerten Stille.

Als sie endlich Neapel nahe kamen, wurden ihre Empfindungen stärker und mannigfaltiger;

und als sie die Spitze des Vesuvs unterschied, der über jeden-zwischenliegenden Hügel hervorragte, weinte sie, indem ihre Einbildungskraft ihr das ganze wohlbekannte Land bezeichnete, das man von dort aus übersah. Als sie aber einen Hügel erreichten, und der Hafen von Neapel, in die weiteste Ferne hingestreckt, vor ihr ausgebreitet lag, als jeder Berg des prächtigen Horizonts, der die Landschaft, wo sie gebohren war, das Land, welches, wie Sie glaubte, Vivaldi bewohnte, einschloß, entfaltet da lag, wie rührend, wie überwältigend waren da ihre Gefühle! Jeder Gegenstand schien von ihrer Heimath, von Vivaldi, von entflohner Glückseligkeit zu sprechen! Und so innig mischte sich Wehmuth mit Hoffnung, zärtlicher Schmerz der Erinnerung mit dem Anziehenden der Erwartung, daß es schwer war zu sagen, welches Gefühl die Oberhand hatte.

Ihr ausdrucksvolles Gesicht enthüllte dem Beichtvater den Lauf ihrer Gedanken und Gefühle; Gefühle, die er zwar verwarf, aber doch vollkommen zu verstehn glaubte, wovon er aber in der That, da er sie nie in irgend einem Grade empfunden hatte, nichts verstand. Der verhärtete Schedoni setzte vermöge eines nicht ungewöhnlichen Mißverständnisses, besonders bei einem Charakter seiner Art, Worte an die Stelle von Wahrheiten, verwirrte nicht nur die Scheidewege an einander gränzender Eigenschaften, sondern mißverstand auch selbst ihre Grund-

ursachen. Unfähig ihre feinen Unterschiede wahrzunehmen, nannte er die Personen, die sie sahen, blos phantastisch, und machte auf solche Art seine Unfähigkeit selbst zu einem Grunde seiner höhern Weisheit, und während er Delikatesse des Gefühls mit Schwäche des Gemüths, Geschmack mit Eigensinn, und Einbildungskraft mit Irrthum verwechselte, hieng er gerade zu der Zeit, wo er sich am meisten auf seinen Scharfsinn zu gute that, Täuschungen nach; die, obgleich weniger glänzend, doch nicht minder irrig waren, als diejenigen, wozu Gefühl und Einbildungskraft verleiten.

Um der Beobachtung besser zu entgehn, hatte Schedoni sich so eingerichtet, daß er Neapel nicht vor Abends erreichte, und es war ganz dunkel, als der Wagen vor dem Thore der Villa Altieri still hielte. Ellena sah mit einer Mischung von Schwermuth und Freude noch einmal ihre lange verlaßne Heimath wieder, und während sie wartete, bis Jemand das Thor öfnete, erinnerte sie sich, wie oft sie so gewartet hatte, als noch eine geliebte Freundin, die nun auf immer dahin war, sie hier mit Lächeln bewillkommte. Endlich erschien die alte Haushälterin Beatrix und nahm sie mit eben so aufrichtiger, wenn auch nicht so starker Zärtlichkeit auf, als einst die Verwandtin, um welche sie trauerte.

Schedoni stieg hier aus, und nachdem er den Wagen fortgeschickt hatte, trat er ins Haus, um auch seine Verkleidung abzulegen, und seinen

Mönchs-

Mönchshabit wieder anzunehmen. Ehe er abreiste, wagte es Ellena, Vivaldis zu erwähnen, und den Wunsch zu äußern, von seiner Lage genau unterrichtet zu seyn; allein obgleich Schedoni nur zu gut im Stande gewesen wäre, ihr hiervon Auskunft zu geben, behauptete doch die Politik, die ihn bisher über diesen Gegenstand schweigen ließ, noch immer ihre Rechte über ihn, und er antwortete nur, sobald er über Vivaldis Zustand nähere Nachricht erhalten würde, sollte es ihr nicht unbekannt bleiben.

Diese Versichrung belebte Ellena aus zwei Gründen: sie gab ihr die Hoffnung, aus ihrer gegenwärtigen Ungewißheit erlöst zu werden, und schien zugleich eine Billigung des Gegenstandes ihrer Zärtlichkeit zu enthalten, die der Beichtvater ihr noch nie hatte blicken lassen. Schedoni setzte hinzu, er würde sie nicht eher wiedersehn, bis er sie für seine Tochter erkennen könnte; wenn aber unterdessen Umstände einträten, die es nothwendig machten, so würde er ihr schreiben. Zugleich gab er ihr eine Addresse, wie sie unter fremdem Namen und nach einem Orte, der von seinem Kloster entfernt lag, an ihn schreiben könnte. Obgleich Ellena von der Nothwendigkeit dieses Verfahrens überzeugt war, konnte sie sich doch nicht ohne einen Widerwillen, der deutlich aus ihrem Betragen hervorleuchtete, den aber Sche-

doni nicht zu bemerken für gut fand, zu dieser Verstellung bequemen. Er bat sie, wenn ihr Leben ihr lieb sey, das Geheimniß ihrer Geburt strenge bei sich zu verwahren, und keinen Tag auf der Villa Altieri zuzubringen, sondern sich sogleich nach der Santa della Pieta zu begeben — und diese Verhaltungsregeln wurden ihr auf eine so nachdrückliche und feierliche Art gegeben, daß sie sich einer gewissen Verwundrung darüber nicht enthalten konnte, obgleich die Nothwendigkeit, sie zu erfüllen, sich ihrem Gemüthe tief einprägte.

Nach einer kurzen und allgemeinen Anweisung wegen ihres zukünftigen Betragens, sagte Schedoni ihr Lebewohl, verließ heimlich die Villa in seiner geistlichen Kleidung, und begab sich nach dem Dominikaner-Kloster, wo er sich als ein Bruder, der eben von einer fernen Pilgrimschaft zurückgekommen sey, introducirte. Er wurde wie gewöhnlich von der Gesellschaft aufgenommen, und fand sich noch einmal in seiner Rolle, als der strenge Vater Schedoni von der Spirito Santo wieder.

Was ihm nun zunächst am Herzen lag, war seine Rechtfertigung bei der Marquise di Vivaldi. — Zuerst mußte er sich vergewissern, in wie weit er es wagen dürfte, ihr die Wahrheit zu entdecken und zu erforschen suchen, was ihre Entscheidung seyn würde, wenn er sie von der ganzen Sache benachrichtigte. Sein zweiter Schritt mußte seyn, Vivaldis Befreiung

zu bewirken, und da sein Verfahren in dieser Sache sich größtentheils nach dem Ausgang seiner Conferenz mit der Marquise richten mußte, so konnte er für jetzt über diesen letzten Punkt nichts bestimmen. Wie peinlich es aber Schedoni auch seyn mußte, ihr jetzt unter die Augen zu treten, da er den Abgrund der Schuld, worein sie ihn stürzen wollte, entdeckt hatte, beschloß er doch, diese wichtige Unterredung am folgenden Morgen zu suchen, und brachte die Nacht zum Theil in unruhigen Erwartungen des künftigen Tages, hauptsächlich aber im Ausdenken von Umständen und Anordnen von Gründen hin, die ihn siegreich zur Vollendung seines großen Vorhabens führen könnten.

Drittes Kapitel.

Bereath the silent gloom of solitude
The Race can sit and smile, tho meek Content
Car Keep the cheerful tenor of her soul
Even in the Conelieſt shades, yet let not Wrath
Approach, let black Revenge Keep far aloof,
Or soon they flame to madneſs.

Elfride.

Schedoni überlegte und erwog auf seinem Wege nach dem Vivaldischen Pallast aufs neue jeden Grund, oder vielmehr jeden scheinbaren Umstand, der die Marquise zur Einwilligung in die Hochzeit die er so sehr wünschte, bewegen konnte. Seine Familie war edel, obgleich nicht mehr reich, und er glaubte, da der vermeinte Mangel einer guten Abkunft bisher die Haupteinwendung gegen Ellena gewesen sey, so würde vielleicht die Marquise dahin zu bringen seyn, den Schiffbruch seines Vermögens zu übersehn.

Er hörte im Pallast, daß die Marquise sich in einem ihrer Lustschlösser am Hafen befände und war zu voll Unruhe, um ihr nicht sogleich dahin zu folgen. Dieser entzückende Aufenthalt lag auf einem luftigen Vorgebürge, welches das Wasser überragte, und beinahe von Wäldern eingefaßt war, die sich längs den Anhöhen hinbreiteten, und mit voller Pracht von Laub und Farben bis zum Rande der Wellen herabstiegen. Es schien kaum möglich, daß das Elend einen so bezaubernden Aufenthalt bewohnen könnte; doch war die Marquise unglücklich mitten unter alle diesem üppigen Genuß der Natur und der Kunst, der die Glückseligkeit eines unschuldigen Herzens erhöht haben würde. Ihr Herz war von bösen Leidenschaften besessen, und alle ihre Vorstellungen waren verzerrt und verfärbt durch diese, welche die Kraft besaßen, die schönsten Scenen in Dunkel und Oede zu verwandeln.

Die Bedienten hatten Befehl, dem Pater Schedoni zu jeder Zeit den Eingang zu verstatten, und man führte ihn in einen Salon, worin sich die Marquise allein befand. Alles in diesem Zimmer verkündigte Pracht und Geschmack. Die Vorhänge waren von Purpur und Gold; die gewölbte Decke war von einem der schönsten Mahler aus der Venetianischen Schule gemahlt; die marmornen Statuen, welche die Vertiefungen des Zimmers füllten, waren nicht weniger auserlesen, und die ganze

Symmetrie und Bauart leicht und prächtig zugleich: lebhaft und doch keusch, glich dieser Ort dem Pallast einer Fee, und schien beinahe gleiche Zauberkräfte zu besitzen. Die Fenster waren geöfnet, um sowohl die Aussicht als die mit Wohlgerüchen von einem Orangenwäldchen, das sich vor ihnen ausbreitete, geschwängerte Luft herein zu lassen. Hohe Palmen und Acacien warfen ihren grünen und erfrischenden Hauch über die Fenster und auf die Wiese, die bis zum Saume des Hügels herab hieng; ein schattigter Hügel, hinter welchem das weite Gewässer des Meerbusens erschien, wo die leichten Segel der Seluccas und der sich ausbreitende Kannevas größerer Schiffe, wie in einer Camera obscura auf der Scene erschien und hinweg glitt. An der Küste jenseits sah man den Vesuv und die Stadt Neapel mit manchem Hafen und hohen Vorgebürge des langen Strichs der kühnen und buntfärbigten Gegend, die sich nach dem Kap Campanella hinstreckt, von zurückweichenden Bergketten gekrönt, die in allem Zauber eines italienischen Sonnenscheins prangten. Die Marquise lag auf einem Sopha vor einem ofnen Fenster: ihre Augen waren auf die Aussicht vor ihr geheftet, ihre Aufmerksamkeit aber war ganz mit den Erscheinungen beschäftigt, welche böse Leidenschaften ihrer Einbildungskraft vormahlten. Auf ihren noch immer schönen Zügen lag kranke Ermattung und Verdruß, und obgleich ihr Betragen,

so wie ihre Kleidung die schöne Nachlässigkeit der Grazien darstellte, verrieth es doch zugleich die Bewegungen eines bekümmerten und selbst eines gequälten Herzens. Als sie Schedoni wahrnahm, erhellte ein schwaches Lächeln ihr Gesicht, und sie reichte ihm ihre Hand dar, bei deren Berührung er schauderte.

„Mein guter Vater, ich freue mich, Sie zu sehn," sagte die Marquise, „ich habe die Entbehrung Ihres Gesprächs sehr gefühlt, und vorzüglich in diesem Augenblick der Krankheit."

Sie winkte ihrer Kammerfrau hinauszugehen, während Schedoni, der sich in ein Fenster gestellt hatte, kaum die Bewegung verheelen konnte, womit er jetzt zum erstenmal die muthwillige Verderberin seines Kindes ansah. Eine neue Schmeichelei von der Marquise rief ihn wieder zu sich selbst. Er gewann bald seine ganze Fassung wieder, näherte sich ihr und sagte:

„Tochter, Sie schicken mich immer verschlimmerter von sich fort, als ich wieder komme. Ich nähere mich Ihnen mit Demuth, obschon ich von Stolz aufgeblasen fortgieng, und werde mir auch jetzt eine große Buße auflegen müssen, um wieder zu der Stuffe, die mir gebührt, herabzusteigen."

Nachdem noch einige andre Schmeicheleien unter ihnen ausgewechselt waren, erfolgte ein Stillschweigen von einigen Augenblicken, wäh-

rend dessen keines von beiden Muth genug zu haben schien, die Gegenstände herbeizuführen, welche ihre Gedanken beschäftigten; Gegenstände, bei welchen ihr Interesse jetzt so unerwarteter Weise einander schnurstracks entgegenlief. Wäre Schedoni weniger mit seinen eignen Empfindungen beschäftigt gewesen, so würde er die außerordentliche Bewegung der Marquise, das Zittern ihrer Nerven und die schweren Seufzer, die ihren Busen hoben, bemerkt haben; sie wünschte und getrauete sich doch nicht zu fragen, ob Ellena nicht mehr sey, und kehrte ihre Blicke von ihm ab, in dessen Person sie einen Mörder zu sehn, beinahe überzeugt war.

Schedoni, nicht minder bewegt, obgleich dem Anschein nach ruhig, vermied eben so geflissentlich, der Marquise ins Gesicht zu sehn, die er mit einem Grade von Verachtung, der beinahe seinem Unwillen gleich kam, betrachtete — seine Gefühle hatten in diesem Augenblick alle seine Meinungen über den Gegenstand ihrer vorigen Untersuchungen gänzlich verändert, und ihn, wenigstens einmal richtig denken gelehrt. Jeder Augenblick des Stillschweigens erhöhte jetzt seine Verlegenheit und seine Abneigung Ellenen nur zu nennen. Er fürchtete sich zu sagen, daß sie lebte, und verachtete sich doch wegen dieser Furcht, und schauderte bei der Erinnerung an das Betragen, welches eine Versicherung über ihr Leben nothwendig gemacht

hatte. Er wußte nicht, wie er mit einer Behutsamkeit, welche den eifersüchtigen Stolz der Marquise schonte, und zugleich ihren Verdruß besänftigte, ihr die Entdeckung beibringen sollte, daß Ellenas Familie einer Verbindung mit der ihrigen nicht unwürdig sey, und sann noch immer darüber nach, wie er dieses Gespräch einleiten könnte, als die Marquise selbst das Stillschweigen brach.

„Vater," sagte sie, „ich blicke immer nach Trost zu Ihnen auf, und finde mich selten getäuscht. Sie wissen zu gut, welche Besorgniß mich seit langer Zeit niedergedrückt hat; werde ich erfahren, daß die Ursache derselben aus dem Wege geräumt ist? — Sie schwieg und setzte dann hinzu: Darf ich hoffen, daß mein Sohn nicht länger von der Beobachtung seiner Pflicht abgeleitet werden wird?"

Schedoni schwieg, die Augen fest auf die Erde geheftet, sagte aber endlich: Die Hauptursache Ihrer Besorgnisse ist gewiß aus dem Wege geräumt — er schwieg wieder.

Wie, rief die Marquise mit dem Scharfblick des Argwohns, während alle ihre Verstellung dem Drange ihrer Furcht wich — „haben Sie verfehlt — ist sie nicht todt? — "

Im Eifer ihrer Frage heftete sie ihre Augen auf Schedonis Gesicht, und da sie Zeichen von außerordentlicher Bewegung darauf wahrnahm, setzte sie hinzu: „Reißen Sie mich aus meiner

Angst, guter Vater, ich bitte Sie; sagen Sie mir, daß es Ihnen gelungen ist, und daß sie die Schuld der Gerechtigkeit bezahlt hat."

Schedoni schlug die Augen zu der Marquise auf, zog sie aber sogleich wieder ab: Unwillen hatte sie ihn aufschlagen gemacht, und Widerwillen und erstickter Abschen ließen ihn sie abwenden. Obgleich wenig von diesen Gefühlen auf seinem Gesichte erschien, entdeckte doch die Marquise einen Ausdruck darauf, den sie noch nie wahrgenommen hatte — ihre Befremdung und Ungeduld stieg, sie wiederholte noch einmal die Frage und mit einer entscheidendern Miene als zuvor.

„Ich habe den großen Zweck nicht verfehlt," erwiederte Schedoni, „Ihr Sohn läuft nicht länger Gefahr, eine schimpfliche Verbindung zu knüpfen."

„Was haben Sie denn verfehlt?" fragte die Marquise — „denn ich merke, daß es Ihnen nicht ganz gelungen ist."

„Ich sollte wohl nicht sagen, daß es mir in irgend einer Rücksicht mißlungen ist," erwiederte Schedoni mit Bewegung, „da die Ehre Ihres Hauses gerettet, und ein Leben geschont ist."

Seine Stimme wankte, als er diese letzten Worte aussprach, und er schien aufs neue die Schrecken des Augenblicks zu empfinden, als er, mit aufgehobnem Dolch in der Hand, in Ellena seine Tochter entdeckte.

„Geschont,“ wiederholte die Marquise zweifelhaft — „erklären Sie sich, guter Vater.“

„Sie lebt,“ erwiederte Schedoni; „allein Sie haben dem ohngeachtet nichts zu fürchten.“

Die Marquise, nicht weniger durch den Ton, womit er sprach, befremdet, als über den Inhalt seiner Worte aufgebracht, veränderte das Gesicht, während sie ungeduldig sagte: „Sie sprechen in Räthseln mein Vater!“

„Dame! ich spreche die einfache Wahrheit — sie lebt.“

„Das verstehe ich nur mehr als zu gut,“ — erwiederte die Marquise — „allein wenn Sie mir sagen, daß ich nichts zu besorgen habe —“

„So sage ich Ihnen ebenfalls die Wahrheit,“ versetzte der Beichtvater, „und Ihre wohlwollende Natur darf sich freuen, daß die Gerechtigkeit die Ausübung des Mitleids nicht länger verbietet.“

„Das ist alles recht schön an seinem Orte,“ versetzte die Marquise, die der Verdruß, den sie empfand, verrieth; „solche Empfindungen und Gesinnungen sind wie Gallakleider, die man bei schönem Wetter anlegt. Mein Tag ist trübe; lassen Sie mich ein wenig klare gesunde Vernunft hören; benachrichtigen Sie mich von den Umständen, welche diese Veränderung in dem Gange Ihrer Beobachtung

hervorgebracht haben; allein seyn Sie kurz, guter Vater!“

Schedoni enthüllte nunmehr mit seiner gewöhnlichen Kunst solche Umstände von Ellenas Herkunft, wodurch er die Abneigung der Marquise gegen diese Verbindung zu besänftigen, und sie zu bewegen hofte, aus Rücksicht auf ihres Sohnes Glück sie endlich zu genehmigen: zugleich trug er ihr eine glaubhafte Erzählung vor, auf welche Art er diese Entdeckung gemacht hätte.

Die Geduld der Marquise konnte kaum den Schluß dieser Erzählung abwarten, und eben so wenig konnte der Verdruß ihrer fehlgeschlagnen Erwartung sich dem Zaum der Vorsicht unterwerfen. Als er endlich seine Geschichte geendigt hatte, sagte sie mit stirnrunzelndem Mißvergnügen: „Ist es möglich, daß Sie sich durch die Glattzüngigkeit eines Mädchens konnten hintergehn lassen, von der sich erwarten ließ, daß sie jede Unwahrheit äußern würde, wovon sie sich nur einigen Schutz versprechen konnte! Hat ein Mann von Ihrem Scharfsinn diesem leeren, unwahrscheinlichen Mährchen Glauben beimessen können! Sagen Sie lieber, mein Vater, daß es Ihnen in diesem kritischen Augenblick an Entschlossenheit gefehlt hat, und daß Sie sich jetzt vor sich selbst wegen eines so kleinmüthigen Betragens zu entschuldigen suchen.“

„Ich bin nicht so geneigt, dem bloßen Scheine zu trauen,“ erwiederte Schedoni ernsthaft, „und noch weniger, vor einer Handlung zurück zu schrecken, die ich als gerecht und nothwendig erkenne. Ihren letzten Wink beantworte ich gar nicht; es geziemt sich nicht für meinen Charakter mich gegen eine Beschuldigung von Falschheit zu vertheidigen.“

Da die Marquise merkte, daß ihre Leidenschaft sie zu einer Unbesonnenheit verleitet hatte, ließ sie sich herab, sich mit ihrer außerordentlichen Aengstlichkeit über die Folgen, die aus einer so unbehutsamen Nachsicht hätten entstehn können, zu entschuldigen, und Schedoni nahm eben so willfährig ihre Entschuldigung an, weil jeder den Beistand des andern zur Ausführung seiner Plane nothwendig glaubte.

Schedoni sagte ihr nunmehr, daß er seine Aeußerungen von Ellena mit einer bessern Autorität belegen könnte, und erwähnte einige Umstände, welche bewiesen, daß ihm mehr der Ruf als die Wahrheit seines Wortes am Herzen lag. Da er glaubte, daß seine Herkunft der Marquise gänzlich unbekannt sey, so wagte er es, ihr einige Umstände von Ellenas Familie zu entdecken, ohne zu befürchten, daß sie dadurch einen Verdacht wegen der seinigen bekommen könnte.

Obgleich die Marquise sich dadurch weder befriedigt noch überzeugt fühlte, besaß sie doch

so viel Herrschaft über ihre Gefühle, um ruhig zu scheinen, während der Beichtvater ihr mit der feinsten Behutsamkeit das Unglück ihres Sohnes und die Befriedigung schilderte, die es ihr am Ende gewähren müßte, wenn sie sich in seine Wahl fügte, seit der Gegenstand derselben seiner Verbindung würdig befunden sey. Er setzte hinzu, so lange er das Gegentheil geglaubt hätte, wäre er eben so eifrig bedacht gewesen, diese Verbindung zu hintertreiben, als aufrichtig er sie jetzt billigte, und schloß damit, ihr sanft zu verweisen, daß sie ihren vortreflichen Verstand durch Vorurtheil und einige Ueberreste von Empfindlichkeit verdunkeln ließe. „Ich rechne auf die natürliche Klarheit Ihrer Einsichten," setzte er hinzu, „und zweifle nicht, wenn Sie die Sache reiflich überlegt haben werden, daß jede Einwendung den Rücksichten für Ihres Sohnes Glückseligkeit weichen wird."

Der Eifer, womit Schedoni sich für Vivaldi verwandte, erregte einige Verwunderung bei der Marquise; allein ohne weder seine Gründe noch Vorstellungen einer Antwort zu würdigen, fragte sie ihn, ob Ellena etwas von der Absicht argwöhnte, weswegen man sie in die Waldungen des Garganus gebracht hätte, oder vermuthete, daß alle ihre Verfolgungen von einer Person herrührten? Schedoni, der sogleich merkte, worauf diese Fragen abzielten, antwortete mit der Leichtigkeit, womit er ge-

wöhnlich sein Gewissen nach seinem Vortheil zu fügen wußte, daß es Ellenen gänzlich unbekannt sey, wer ihre unmittelbaren Verfolger wären, und daß sie eben so wenig argwöhnte, daß man ihr ein andres Uebel als eine kurze Gefangenschaft zugedacht hätte.

Das Letzte ließ die Marquise als wahrscheinlich gelten, bis die Dreistigkeit der ersten Behauptung ihr einen Zweifel an beiden beibrachte, und neue Verwundrung und Vermuthungen über die Ursache erregte, die Schedoni bewegen konnte, diese Unwahrheiten zu behaupten. Sie erkundigte sich nunmehr, was man jetzt mit Ellenen angefangen hätte; allein er war zu klug, ihr den Ort ihres Aufenthalts zu entdecken, mit so scheinheiliger Miene man auch die Frage vorlegte, und bemühte sich, ihre Aufmerksamkeit auf Vivaldi zu ziehen. Doch wagte der Beichtvater es für jetzt nicht, ihr etwas davon merken zu lassen, daß er sich in den Händen der Inquisition befände, sondern behielt sich diese Entdeckung mit dem eifrigen Anerbiethen seiner Dienste zugleich, ihn aus der Gefahr zu befreien, bis zu einer günstigern Gelegenheit vor. Die Marquise, welche glaubte, daß ihr Sohn noch immer beschäftigt sey, Ellenen nachzusetzen, that viele Fragen nach ihm, ohne aber irgend eine Bekümmerniß um sein Wohl zu äußern; Unwillen schien die einzige Empfindung zu seyn, die sie gegen ihn übrig behielt. Während Schedoni mit Behut-

samkeit auf ihre Fragen antwortete, suchte er selbst zu erforschen, wie der Marquis Vivaldis lange Abwesenheit ertrüge, um daraus abzunehmen, in wie fern er es nachher wagen dürfte, sich bei seiner Befreiung thätig zu beweisen, und welchen Anstrich er seinem Betragen gegen Ellena geben sollte. Es schien, daß der Marquis nicht gleichgültig bei seines Sohnes Abwesenheit war, und ob er gleich anfangs geglaubt hatte, daß Ellenen aufzusuchen, der einzige Grund davon sey, beunruhigten ihn doch jetzt andre Besorgnisse, und lehrten ihn die Gefühle eines Vaters wieder empfinden. Doch verhinderten seine unzähligen Beschäftigungen und die andern Gegenstände seines Strebens, daß diese Sorge nicht an seinem Herzen nagte, und nachdem er Personen ausgeschickt hatte, um Vivaldi aufzusuchen, brachte er seine Zeit in dem gewöhnlichen Kreise seiner Gesellschaft und des Hofes zu. Weder er noch die Marquise hatten nur den entferntesten Gedanken an die wirkliche Lage ihres Sohnes, und dies war ein Umstand, wovon sich der Beichtvater sehr sorgfältig zu überzeugen suchte.

Ehe er Abschied nahm, wagte er es, Vivaldis Liebe aufs neue zu erwähnen, und sanft für ihn zu bitten. Allein die Marquise schien nicht auf seine Vorstellungen zu achten, bis sie endlich aus ihrer Träumerei erwachend, sagte: Vater, Sie haben unrichtig geurtheilt — und ehe sie ihre Rede endigte, wieder in ein gedan-

ken=

kenvolles Stillschweigen zurückfiel. Schedoni glaubte ihre Meinung zu errathen, und wollte sich aufs neue wegen seines Betragens gegen Ellena zu entschuldigen suchen —

„Sie haben unrecht gehabt, Vater,“ fieng die Marquise mit derselben nachdenkenden Miene wieder an, „das Mädchen in eine solche Lage zu bringen, wo es meinem Sohn nicht fehlschlagen kann, sie zu entdecken.“

„Sie möchte seyn, wo sie wollte,“ erwiederte der Beichtvater, der die Meinung der Marquise zu verstehen glaubte, „so würde es nicht möglich seyn, sie vor seiner Aufsuchung lange zu verbergen.“

„Wenigstens hätte man die Nähe von Neapel vermeiden sollen,“ merkte die Marquise an.

Schedoni schwieg, und sie setzte hinzu: „So nahe also seinem eignen Aufenthalt! Wie weit ist Santa della Pieta von dem Vivaldischen Pallast?“

Obgleich Schedoni glaubte, daß die Marquise sich nur stellte, als wüßte sie Ellenas Aufenthalt, um ihn dadurch wirklich zu erfahren, erschreckte es ihn doch, den Ort, wo sie sich befand, von ihr nennen zu hören; allein er antwortete sogleich, ohne sich zu besinnen: „Ich weiß nicht, wie weit es ist; denn bis jetzt war es mir nicht bekannt, das es ein Kloster dieses Namens giebt: allerdings aber scheint es mir, daß dieses Santa della Pieta der Ort ist, den man vor allen andern zu vermei-

den suchen müßte. Wie konnten Sie mich im Verdacht einer so gewaltigen Unvorsichtigkeit haben, gnädige Frau!"

„Die Marquise betrachtete ihn aufmerksam, während er sprach: „Es wird mir erlaubt seyn, guter Vater, Ihre Klugheit in diesem Falle in Zweifel zu ziehn, da Sie mir so eben in einem andern einen so unzweideutigen Beweis derselben gegeben haben."

Sie wollte darauf das Gespräch auf einen andern Gegenstand lenken; allein Schedoni, welcher dies für einen Beweis hielt, daß sie sich versichert hielte, Ellenas Aufenthalt wirklich entdeckt zu haben, und der nur zu viel Ursache hatte, den Gebrauch, den sie von dieser Entdeckung zu machen gedachte, zu fürchten, gab sich Mühe, ihr ihre Meinung auszureden und sie über den Ort von Ellenas Aufenthalt irre zu führen. Er läugnete nicht nur geradesweges ihren gegenwärtigen Aufenthalt zu Santa della Pieta, sondern trug auch kein Bedenken, bestimmt zu behaupten, daß sie in einiger Entfernung von Neapel sey, indem er zugleich einen erdichteten Ort nannte, dessen Verborgenheit, wie er hinzusetzte, sie am besten vor Vivaldis Verfolgung sichern würde."

„Wohl wahr, Vater," merkte die Marquise an; „ich glaube, daß mein Sohn das Mädchen nicht leicht an dem Orte entdecken wird, den Sie genannt haben."

Die Marquise mochte Schedonis Behauptung Glauben beimessen oder nicht, genug, sie äußerte weiter keine Neugierde über die Sache und schien weit ruhiger als zuvor. Sie sprach ganz unbefangen über allgemeine Gegenstände, während der Beichtvater den eigentlichen Punkt seiner geheimen Wünsche nicht weiter zu betreiben wagte; nachdem er eine kurze Zeit ein Gespräch ausgehalten hatte, das sich mit seiner Gemüthsstimmung schlecht vertrug, nahm er Abschied und kehrte nach Neapel zurück. Auf dem Wege dahin, gieng er das Benehmen der Marquise in Gedanken genau durch, und der Ausgang seiner Untersuchung war der Entschluß — den Gegenstand ihres Gesprächs nie zu erneuern, sondern ohne ihre Einwilligung Vivaldis und Ellenas Hochzeit zu feiern.

Die Marquise blieb, als Schedoni sie verließ, genau in der Stellung, worin er sie verlassen hatte, und versenkt in das Nachdenken, welches sein Besuch bei ihr erregte. Die plötzliche Veränderung in seinem Betragen setzte sie in Erstaunen und Bestürzung, und sie fand sich dadurch auf eine unangenehme Art in ihrer Erwartung betrogen. Es war ihr unmöglich, Grund und Ursache dieses Betragens zu finden. Zuweilen fiel es ihr wohl ein, daß Vivaldi ihn vielleicht durch reiche Versprechungen bewogen hätte, die Heirath zu befördern, die er zu hintertreiben beitrug; wenn sie aber

bedachte, welche hohe Erwartungen sie selbst in ihm erregt hatte, so fiel alle Wahrscheinlichkeit dieser Vermuthung weg. Daß sie sich aber, aus was für Ursachen es auch sey, bei diesem Geschäft nicht länger auf Schedoni verlassen konnte, sah sie nur zu gut ein; doch suchte sie sich mit der Hoffnung zu trösten, daß sie vielleicht eine noch zuverlässigere Person finden würde. Einen Theil von Schedonis Entschluß machte sie ebenfalls zu dem ihrigen, nämlich, den Gegenstand ihres letzten Gesprächs nie wieder auf die Bahn zu bringen. Allein während sie im Stillen ihre eignen Pläne befolgte, beschloß sie, sich gegen Schedoni in jedem Betracht wie gewöhnlich zu betragen, ihn nicht argwöhnen zu lassen, daß sie ihm ihr Vertrauen entzogen hätte, sondern ihn vielmehr glauben zu lassen, sie hätte alle fernern Absichten gegen Ellena aufgegeben.

Viertes Kapitel.

— — — — — — — „We
Would learn the private virtues, how to glide
Through ſhades and plains, along the ſmootheſt ſtream
Of rural life; or ſnatch 'd away by hope
Through the dim ſpaces of futurity
With earneſt eye anticipatie thoſe ſcenes
Of happineſs and wonder, where the mind
In endleſs growth and infinite aſcent
Riſes from ſtate to ſtate and world to world.“
Thomſon.

Schedonis Befehle gehorſam, begab ſich Ellena den Tag nach ihrer Ankunft in ihrer Heimath nach der Santa della Pieta. Die Priorin, die ſie von Kindheit auf gekannt hatte, und nach der Kenntniß, welche eine ſo lange Beobachtung ihr verſchaffte, ſie ſchätzte und liebte, nahm Ellenen mit einem Grade von Freude auf, der der Bekümmerniß angemeſſen war, welche ihr die

Nachricht von ihrer unglücklichen Entführung aus der Villa Altieri verursacht hatte.

Doch bemühte sich Ellena vergebens unter den ruhigen Schatten dieses Klosters ihre Bekümmerniß über Vivaldis Lage zu mildern: jetzt, da sie eine kurze Frist von der unmittelbaren Widerwärtigkeit genoß, dachte sie mit verdoppelter innerer Angst an sein Leiden, und ihre Angst und Ungeduld nahm zu, so wie jeder Tag sie in ihren Hoffnungen auf Nachricht von Schedoni betrog.

Wenn die Tröstungen der Sympathie und die zarten Künste des Wohlwollens die Heiterkeit ihrer Seele wieder herzustellen vermocht hätten, so würde Ellena jetzt ruhig gewesen seyn, denn alles dieses wurde ihr von der Aebtissin und den Schwestern in Santa della Pieta dargebothen. Sie waren mit der Ursache ihres Kummers nicht bekannt; allein sie merkten, daß sie unglücklich war, und wünschten sie anders zu sehn. Die Gesellschaft von Unsrer Dame des Mitleids war so, wie man sie nicht oft in einem Kloster findet. Die Schwesterschaft verdankte vorzüglich der Weisheit und Tugend der Priorin die Eintracht und Glückseligkeit, welche sie auszeichnete. Diese Dame war ein glänzendes Beispiel für Aufseherinnen von religiösen Häusern, und ein auffallender Beweis von dem Einfluß sowohl, den ein tugendhaftes Gemüth sich über Andre verschaffen, als auch von dem ausgebreiteten Nutzen, den

er um sich her stiften kann. Sie besaß Würde ohne Hochmuth, Frömmigkeit ohne Bigotterie, und Sanftmuth bei vieler Entschlossenheit und festem Sinn. Sie hatte Scharfsinn genug, um zu entdecken, was Recht war, Entschlossenheit dabei zu beharren, und Herzensgüte, um es mit Milde und Gefälligkeit auszuüben, so daß selbst eine Strafe von ihr die einnehmende Gestalt der Höflichkeit hatte; die Person, welche sie bestrafte, beweinte trauernd ihr Vergehn, statt insgeheim durch den Vorwurf aufgebracht zu werden, und liebte sie vielmehr als Mutter, statt sie als Richterin zu fürchten. Wenn sie auch Fehler hatte, so waren sie doch unter dem allgemeinen Wohlwollen ihres Herzens und der Ruhe ihrer Seele verborgen: eine Ruhe, die nicht Wirkung stumpfer Gefühle, sondern die Vollendung innern Bestrebens und wachsamen Urtheils war. Ihre Religion war weder finster noch abergläubisch: sie war die Empfindung eines dankbaren Herzens, das sich einer Gottheit zum Opfer brachte, die sich der Glückseligkeit ihrer Geschöpfe erfreut, und sie fügte sich nach den Gebräuchen der römischen Kirche, ohne anzunehmen, daß ein Glaube an alle dieselben zum Seelenheil nothwendig sey. Doch mußte sie diese Meinung verheelen, damit nicht ihre Tugend selbst ihr die Strafen eines Verbrechens von einigen strengen Geistlichen zuzöge, die in ihrem Wandel den wesentlichen Grund-

sätzen widersprachen, welche das Christenthum, das sie bekennen, sie gelehrt haben sollte.

In den Vorlesungen, die sie den Nonnen hielt, berührte sie selten Punkte des Glaubens, sondern erläuterte und schärfte ihnen moralische Pflichten ein, vorzüglich solche, die am meisten in der Gesellschaft, wozu sie gehörte, ausführbar waren; solche zum Beispiel, die darauf abzweckten, Harmonie und Milde in die Neigungen zu bringen, und die Ruhe der Seele mitzutheilen, welche zur Ausübung schwesterlicher Güte, allgemeiner Menschenliebe und der reinsten und erhabensten Gottesverehrung führt. Wenn sie von Religion sprach, so erschien sie so anziehend, so schön, daß ihre aufmerksamen Zuhörerinnen sie als Freundin, als Veredlerin des Herzens, als erhabne Trösterin liebten und einen Vorschmack des sanften und heiligen Feuers empfanden, das Engelsnaturen durchglüht.

Die Gesellschaft glich mehr einer großen Familie, deren Mutter die Lady Aebtissin war, als einer Versammlung von Fremden, vorzüglich, wenn sie, um sie her vereinigt, dem Abendsermon zuhörten, den sie mit so zärtlichem Antheil, so hinreißender Beredsamkeit und oft mit so rührendem Nachdrucke vortrug, daß nur wenige Herzen ihr widerstehen konnten.

Sie ermunterte in ihrem Kloster jede unschuldige und nützliche Beschäftigung, welche die Härte der Gefangenschaft versüßen konnte, und die meistens zu mildthätigen Zwecken ange-

wandt wurde. Die Töchter der Barmherzigkeit hatten es vorzüglich in der Musik sehr weit gebracht; nicht in den Schwierigkeiten der Kunst, wobei man das Spiel der Grazien und künstliche Ausführung zur Schau legt, sondern in der Beredsamkeit des Tons, der sich ins Herz schleicht, und seine süßesten und besten Neigungen erwecket. Wahrscheinlich war es die wohlgeordnete Fühlbarkeit ihrer eignen Seelen, welche diese Schwestern in Stand setzte, ihren Melodien den Stempel eines so verfeinerten Geschmacks aufzudrücken, daß bei jeder Festlichkeit eine Menge von Besuchen nach der Kirche Santa della Pieta hingezogen wurden.

Die örtliche Lage dieses Klosters war eben so angenehm, als die Eintracht der Gesellschaft interessant war. Diese weiten Besitzungen umschlossen Oliven-Thäler, Weinberge und einige Kornfelder: ein großer Strich Landes war dem Vergnügen des Gartens gewidmet, dessen Wäldchen Wallnüsse, Mandeln, Orangen, Citronen, und beinahe alle Arten von Früchten und Blumen, welche dieses üppige Klima erzeugt, in Ueberfluß lieferten. Diese Gärten hiengen am Abhange eines Hügels, ohngefähr eine Meile weit innerhalb des Ufers, und gewährten eine weite Aussicht auf das Land, rings um Neapel und auf den Meerbusen. Allein von den Terrassen, die sich längs einem Halbzirkel von Felsen hinzogen, der hinter dem Kloster aufstieg, und einen Theil der Besitzung ausmachte, war die

Aussicht noch unendlich viel schöner. Diese Berge erstreckten sich bis zum Süden der Insel Caprara, wo der Meerbusen sich in die See ausgießt; im Westen erschien die Insel Ischia, die sich durch die weissen Zinnen des hohen Berges Epomeo unterschied, und neben ihr stieg Prozida mit seinen vielfärbigten Klippen aus den Wellen empor. Noch manche Bergspitzen gegen Pozzuoli überschauend, haschte das Auge hinter andern und noch andern Vorgebürgen nach Norden hin, einen Schimmer von der See, welche die jetzt verödeten Ufer von Baja bespült, mit Kapua und alle den Städten und Villas, welche die Garten-Thäler zwischen Caserta und Neapel besprenkeln.

In der nähern Gegend waren die felsigten Anhöhen von Paussilippo und Neapel selbst, mit allen seinen gedrängten Vorstädten, die zwischen den Hügeln empor stiegen, und sich mit Weinbergen und überragenden Cypressen mischten: das Schloß San Elmo, auf seinem Felsen hervorragend, überhieng das prächtige Karthäuser-Kloster, während unten in der Tiefe das Castel Nuovo mit seinen dichten Thürmen, der lang ausgedehnte Corso, der Meerbusen mit seinen langen Leuchtthürmen, und der fröhliche Hafen mit gemahlten Schiffen und bis an den Rand vom blauen Wasser der Bay gefüllt, erschien. Hinter den Hügeln von Neapel war der ganze Horizont nach Norden und Osten von den Appenninen begränzt; ein Amphitheater, das der

Größe der Fläche, welche der Meerbusen unten ausbreitete, angemessen war.

Diese, von Acacien und Platanus beschatteten Terrassen waren Ellenas Lieblingsaufenthalt. Zwischen den sich öffnenden Zweigen hin, blickte sie auf die Villa Altieri herab, welche die zärtliche Bianchi mit allen fröhlichen Jahren der Kindheit vor ihre Erinnerung brachte, und wo sie einige ihrer glücklichsten Stunden in Vivaldis Gesellschaft genossen hatte. Auch konnte sie längs den Krümmungen der Küste manches von der Liebe geheiligte Plätzchen unterscheiden, wohin sie mit ihrer beweinten Verwandtin und mit Vivaldi kleine Wallfahrten machte — und wenn gleich Traurigkeit sich in die Erinnerungen mischte, die dieser Anblick hervorlockte, so waren sie doch ihrem Herzen theuer. Allein und unbemerkt hieng sie hier oftmals der Schwermuth nach, die sie in Gesellschaft zu unterdrücken sich bemühte; zu andrer Zeit suchte sie mit Büchern und ihrem Pinsel die zögernden Augenblicke der Ungewißheit über Vivaldis Schicksal zu beschleichen; denn ein Tag nach dem andern verstrich, ohne ihr Nachricht von Schedoni zu bringen. So oft die Scenen, die mit der Entdeckung ihrer Herkunft verbunden waren, Ellenen einfielen, war es ihr, als staunte sie eine Erscheinung an, und nicht als riefe sie sich wirkliche Begebenheiten zurück. Im Abstand mit der nüchternen Wahrheit ihres gegenwärtigen Lebens,

schien ihr das Vergangne wie ein Roman, und es gab Augenblicke, wo sie mit einem unbezwingbaren Schrecken vor der Verwandtschaft mit Schedoni zurückschauderte. Die ersten Bewegungen, die sein Anblick in ihr erregt hatte, waren so verschieden von den Empfindungen kindlicher Zärtlichkeit, daß sie fühlte, es sey ihr auch jetzt beinahe unmöglich, ihn als ihren Vater zu lieben und zu verehren, und sie bestrebte sich bei alle den Verpflichtungen, die sie ihm ihrer Meinung nach schuldig war, zu verweilen, um ihm an Dankbarkeit abzutragen, was sie an Liebe ihm nicht zu geben vermochte.

In solchen schwermüthigen Betrachtungen verweilte sie oft unter dem Schatten der Acacienbäume, bis die Sonne hinter das weit entfernte Vorgebürge Miseno gesunken war, und die letzte Vesperglocke sie ins Kloster herab rief.

Ellena hatte mehrere Lieblinge unter den Nonnen, aber keine, die sie in dem Grade schätzte und liebte, als Olivien von San Stefano; die Erinnerung an diese Freundin war immer mit einer Besorgniß, daß ihr großmüthiges Mitleiden ihr Unannehlichkeiten zugezogen haben könnte, und mit dem Wunsche verbunden, daß sie ihren Aufenthalt bei der glücklichen Gesellschaft der Töchter des Mitleids haben möchte, statt der Tyranney der Aebtissin von San Stefano unterworfen zu seyn. Die prachtvollen Scenen der Santa della Pieta schienen Ellenen eine sichre und vielleicht eine letzte Zuflucht zu gewähren.

denn in ihren gegenwärtigen Umständen konnte sie nicht umhin zu bemerken, welche drohende und mannigfaltige Einwendungen ihrer Verbindung mit Vivaldi im Wege standen, selbst auch wenn Schedoni sich geneigt dazu zeigte. Der Charakter der Marquise di Vivaldi, so wie er durch die letzten Umstände entfaltet vor ihr stand, erfüllte sie mit Schrecken, denn ihre Absichten erschienen barbarisch genug, sie mochten sich bis zur äußersten Gränze von Ellena Verdacht erstrecken, oder da still gestanden seyn, wo Schedonis erkünsteltes Mitleid es ihr glauben machte. In jedem Falle war ihre hartnäckige Abneigung und die rachsüchtige Heftigkeit ihrer Natur sichtbar.

Doch machten bei dieser Ansicht ihres Charakters nicht sowohl die Unannehmlichkeiten, welche denjenigen drohten, die in nahe Verbindung mit ihr treten würden, vorzüglichen Eindruck auf Ellena, als der Umstand, daß eine solche Frau Vivaldis Mutter sey; um eine so niederschlagende Betrachtung zu mildern, suchte sie sich zum Glauben an alle die Beschönigungen zu bringen, womit Schedoni die Absichten der Marquise zu entschuldigen gesucht hatte. Wenn es aber Ellenen schmerzte, in Vivaldis Mutter ein Verbrechen zu entdecken, was würde sie dann gelitten haben, hätte sie die Natur von Schedonis Vergehungen geargwöhnt! Hätte sie gewußt, daß er der Marquise ihre Pläne eingab, — hätte sie gewußt, daß er der

Theilnehmer ihres beabsichtigten Verbrechens war? Ein solches Leiden wurde ihr für jetzt noch erspart, so wie auch die Kenntniß von Vivaldis gegenwärtiger Lage und von dem Ausgange, den Schedonis Bemühungen, ihn aus den Gefahren zu erretten, worein er ihn gestürzt hatte, ihr verursacht haben würden. Hätte sie dies gewußt, so würde sie wahrscheinlich in der ersten Niedergeschlagenheit ihres Gemüths die sogenannte Welt verlassen und eine dauernde Zuflucht in der Gesellschaft der heiligen Schwestern gesucht haben. Selbst jetzt suchte sie zuweilen ihren Blick mit Ergebung auf die Ereignisse hinzuleiten, die einen solchen Schritt wünschenswerth machen könnten; allein dazu gehörte eine Anstrengung, die ihr selten nur auf Augenblicke selbst einen täuschenden Trost gewährte. Sollte indessen der Schleier ihre letzte Zuflucht seyn, so war er es wenigstens durch ihre eigne Wahl; denn die Aebtissin der Santa della Pieta wendete keine Kunstgriffe an, eine von der Welt Abgeschiedne zu gewinnen, und gab eben so wenig zu, daß die Nonnen Geweihte für ihren Orden verführten.

Fünftes Kapitel.

„Sullen and ſad to fancy's frighted eye
Did ſhapes of dun and murky hue advance
In train tumultous, all of geſture ſtrange
Aud paſſing harrible.“

Caractacus.

Während dieſe Dinge im Garganus und zu Neapel vorgiengen, blieben Vivaldi und ſein Bedienter Paulo in abgeſonderten Zimmern der Inquiſition verhaftet. Sie wurden aufs neue abgeſondert befragt. Aus dem Bedienten konnte nichts herausgebracht werden; er behauptete nur ſeines Herrn Unſchuld, ohne daß es ihm jemals einfiel, ſeiner eignen zu erwähnen; zog mit mehr Wahrheit als Klugheit gegen die Perſonen zu Felde, die ſeine Verhaftung verurſacht hatten, und gab ſich ernſtlich Mühe, die Inquiſitoren zu überzeugen, daß er ſelbſt aus keinem andern Bewegungsgrunde

verlangt hätte, in diese Gefängnisse gebracht zu werden, als um seinen Herrn zu trösten; stellte ernstlich die Ungerechtigkeit vor, sie zu trennen, und setzte hinzu, er wäre überzeugt, wenn sie die Sache nach dem Rechte überlegten, so würden sie ihn in das Gefängniß des Signor Vivaldi bringen lassen.

„Ich versichre Eure Serenissimo Illustrissimo," fuhr Paulo fort, und wandte sich mit tiefem Ernst an den Hauptinquisitor, „daß dieses der letzte Ort ist, wohin ich würde gegangen seyn, wäre es nicht um dieser Ursache willen gewesen: und wenn Sie sich nur herablassen wollen, Ihre Leute zu befragen, die meinen Meister aufgriffen, so werden sie ihnen dasselbe sagen. Sie wissen lange genug, weswegen ich kam, weswegen ich hier bin, und hätten sie gewußt, daß es alles vergebens wäre, so würde es weit höflicher gewesen seyn, es mir zu sagen, und mich nicht hieher zu bemühn; denn, wie gesagt, dies ist der letzte Ort in der Welt, wohin ich aus freier Wahl mich würde begeben haben."

Man erlaubte Paulo, diese Rede nach seiner Weise zu halten, weil seine Examinatoren hoften, daß er durch seine Redseligkeit Dinge, die seinen Herrn beträfen, an den Tag bringen würde. In dieser Erwartung aber betrogen sie sich; denn Paulo war bei aller Einfalt seines Herzens sowohl wachsam als schlau, wo es Vivaldis Vortheil betraf. Als er aber merk-

merkte, daß sie wirklich überzeugt waren, er habe sich in der einzigen Absicht seinen Herrn zu trösten, in die Inquisition begeben, und doch auf dem Entschluß beharrten, ihn abgesondert zu verhaften, kannte sein Unwillen keine Gränzen. Er verachtete auf gleiche Art ihre Verweise, ihre donnernden Drohungen und ihre listigern Reden: zählte ihnen alles auf, was sie sowohl hier als nach diesem, für ihre Grausamkeit gegen seinen theuern Herrn zu erwarten hätten, und sagte, sie könnten mit ihm anfangen was sie wollten, er fodere sie heraus, ihn unglücklicher zu machen, als er es bereits wäre.

Nicht ohne große Mühe schafften sie ihn aus dem Zimmer fort, wo er seine Examinatoren in Erstaunen über seine Dreistigkeit, und voll eines Unwillens über seine Ehrlichkeit zurückließ, den sie wahrscheinlich noch nie gefühlt hatten.

Als Vivaldi wiederum vor den Tisch des heiligen Amtes gerufen wurde, mußte er eine längere Untersuchung aushalten als zuvor. Mehrere Inquisitoren waren gegenwärtig, und man both alle Kunst auf, um ihn dahin zu bringen, Verbrechen zu gestehn, deren man ihn beargwöhnte, und noch andre zu offenbaren, die selbst dem Verdacht entgangen seyn könnten. Noch immer vermieden die Examinatoren sorgfältig, ihn von dem Gegenstande der Anklage, um derentwillen er verhaftet war, zu unterrichten, und Vivaldi schloß folglich nur aus

den frühern Versicherungen des Benediktinermönchs und der Leute, die ihn in der Kapelle San Sebastiano gefangen nahmen, daß man ihn beschuldigte, eine Nonne entführt zu haben. Seine Antworten bei dem jetzigen Verhör waren kurz und fest, und sein ganzes Betragen unerschrocken. Er fühlte weniger Besorgniß für sich selbst, als Unwillen über die Ungerechtigkeit und Grausamkeit, die man diesem Gericht gegen Andre auszuüben erlaubte, und dieser tugendhafte Unwillen gab seiner Seele eine Erhabenheit, eine ruhige, heldenmäßige Größe, die ihn nie auch nur auf einen Augenblick verließ, außer wenn er sich mit Vermuthungen über Ellenas Leiden quälte. Dann aber wich plötzlich seine Stärke und Seelengröße von ihm, und sein gequältes Gefühl stieg fast bis zum Wahnsinn.

Man legte ihm bei diesem zweiten Verhör dieselben dunkeln Fragen vor, und er beantwortete sie mit der nämlichen Offenheit als das erstemal. Doch verfehlte einfache und kräftige Wahrheit ihres Eindrucks auf Gemüther, welche diese Tugend selbst nicht länger besaßen und nicht fähig waren, ihre Kennzeichen an Andern zu unterscheiden. Man bedrohte Vivaldi aufs neue mit der Tortur und schickte ihn wiederum ins Gefängniß.

Auf dem Wege nach diesem schrecklichen Aufenthalte gieng eine Person an ihm vorbei, deren Gestalt und Wesen eine gewisse Erinnerung

bei ihm erweckte, und so wie dieser Fremde hinweg schlich, erkannte er plötzlich den prophetischen Mönch in ihm, der ihn zwischen den Ruinen von Paluzzi verfolgt hatte. Im ersten Augenblick der Ueberraschung verlohr Vivaldi seine Gegenwart des Geistes so sehr, daß er keinen Versuch wagte, ihn aufzuhalten; gleich nachher aber stand er still, und sah sich um, in der Absicht ihn anzureden; allein diese geheimnißvolle Person war bereits am äußersten Ende des Ganges. Vivaldi rief ihm nach, und bat ihn still zu stehn; allein ohne zu sprechen, oder nur den Kopf umzudrehen, verschwand er sogleich hinter einer Thüre, die sich bei seiner Annäherung öfnete. Als Vivaldi den Weg nehmen wollte, den der Mönch gegangen war, hielten ihn seine Wächter zurück, und als er sie fragte, wer der Fremde gewesen sey, den er gesehn hatte, fragten sie ihn statt der Antwort, „was für einen Fremden er meinte?"

„Den, der eben vor uns vorbeigegangen ist," erwiederte Vivaldi.

Die Gerichtsdiener schienen verwundert. „Es muß in eurem Kopfe nicht richtig seyn," merkte der eine an, „ich sah Niemand vorübergehen!"

„Er gieng so dicht vorbei," sagte Vivaldi, „daß es nicht wohl möglich ist, daß Sie ihn nicht könnten gesehn haben!"

„Ich habe nicht einmal einen Fußtritt gehört," erwiederte der eine.

„Den erinnere ich mich auch nicht gehört zu haben" antwortete Vivaldi; „allein ich sah seine Gestalt so deutlich, als ich jezt die Ihrige sehe: sein schwarzes Gewand streifte beinahe an mir hin! War es ein Inquisitor?"

Sein Begleiter schien verwundert, und seine Verwunderung mochte nun wirklich, oder nur in der Absicht angenommen seyn zu verheelen, daß er etwas von der erwähnten Person wüßte, so hatte es doch wirklich das Ansehn, als fühlte er eine gewisse Verlegenheit und Scheu. Vivaldi beobachtete mit eben so viel Neugier als Verwunderung die Furcht, welche sein Gesicht ausdrückte, merkte aber zu gleicher Zeit, daß es ihm zu nichts helfen würde, seine Fragen zu wiederholen.

Als sie längs dem Gange kamen, hörte man von Zeit zu Zeit in der Ferne ein halb ersticktes Winseln. „Woher kommen diese Töne," sagte Vivaldi? „Sie treffen mir ins Herz!"

„Das sollten sie auch," erwiederte der Wärter.

„Woher kommen sie?" wiederholte Vivaldi noch ungeduldiger und mit einem Schauder.

„Von dem Orte der Folter," sagte der Inquisitionsbediente.

„O Gott, Gott!" rief Vivaldi mit einem tiefen Seufzer.

Er gieng mit schnellen Schritten nach der Thüre des schrecklichen Zimmers, und der Wärter machte keinen Versuch, ihn zurückzuhalten.

Die Gerichtsdiener hatten ihn zu Folge der erhaltnen Befehle so geführt, daß er diese schrecklichen Töne hören mußte, um seinem Gemüthe die Schrecken der ihm angedrohten Strafe einzuprägen, und ihn zum Geständniß zu bringen, ohne daß er sich ihnen unterzöge.

An diesem nämlichen Abend erhielt Vivaldi in seinem Gefängniß einen Besuch von einem Manne, den er sich nie zuvor gesehn zu haben erinnerte. Er schien zwischen vierzig und funfzig zu seyn; hatte eine ernsthafte und bedeutende Gesichtsbildung, und ein Wesen, das zwar etwas strenge, aber nicht abschreckend war. Die Nachricht, die er von sich selbst und dem Bewegungsgrunde seines Besuchs gab, war merkwürdig. Er sagte, daß er ebenfalls ein Gefangner der Inquisition sey; allein da der Grund der Anklage gegen ihn leicht sey, so hätte man ihm innerhalb gewisser Gränzen, einen kleinen Grad von Freiheit vergönnt; sobald er von der Lage gehört hätte, worin Vivaldi sich befände, hätte er um Erlaubniß gebeten, zu ihm zu gehn, und sie auch erhalten, und zwar aus dem Wunsche, seine Leiden so sehr zu mildern, als die Bezeugung von Mitleid und Theilnahme das vermöchte.

Während er sprach, betrachtete Vivaldi ihn mit tiefer Aufmerksamkeit, und das Unwahrscheinliche dieses Vorwandes entgieng ihm nicht; doch war er so klug, den Verdacht, der bei ihm entstand, zu verheelen. Der Fremde

sprach über verschiedne Gegenstände. Vivaldis Antworten waren kurz und vorsichtig; allein nicht einmal lange Pausen des Stillschweigens ermüdeten die mitleidige Geduld seines Besuches. Unter andern Gegenständen brachte er endlich das Gespräch auf Religion.

„Ich bin selbst der Ketzerei angeklagt worden," sagte er, „und weiß Andre zu erkennen, die sich in gleicher Lage befinden!"

„Der Ketzerei bin ich also angeklagt," unterbrach ihn Vivaldi, der Ketzerei!"

„Es half mir nichts, meine Unschuld zu behaupten, fuhr der Fremde fort, ohne auf Vivaldis Ausrufung zu achten; ich wurde zur Folter verurtheilt. Meine Leiden waren zu gräslich, als daß ich sie aushalten konnte; ich bekannte mein Vergehn —"

„Um Vergebung," unterbrach ihn Vivaldi, „aber erlauben Sie mir zu bemerken, wenn man Ihnen, da der Grund der Anklage gegen Sie so leicht war, ein so schweres Leiden auferlegte, was mag denn die Strafe derjenigen seyn, die schwerere Vergehungen begangen haben?"

Der Fremde schien etwas verlegen — „Mein Vergehn war geringe," fuhr er fort, „ohne eine vollständige Antwort zu geben."

„Ist es möglich," unterbrach ihn Vivaldi aufs neue, „daß vor dem Tribunal der Inquisition Ketzerei als ein leichtes Vergehn kann betrachtet werden?"

„Es war nur ein geringer Grad von Ketzerei," erwiederte sein Besuch und erröthete vor Unwillen, „dessen man mich beschuldigte, und —"

„Nimmt denn die Inquisition Grade der Ketzerei an?" sagte Vivaldi.

„Ich gestand mein Vergehn," setzte der Fremde mit lautem Nachdruck hinzu, und dieses Geständniß zog eine Erlassung der Strafen nach sich. Nach einer kleinen Buße werde ich abgefertigt seyn, und wahrscheinlich in wenig Tagen das Gefängniß verlassen. Ehe ich es aber verließ, wünschte ich einem Leidensgefährten einigen Trost zuzusprechen: wenn Sie etwa Freunde haben, die Sie von Ihrer Lage zu benachrichtigen wünschen, so tragen Sie kein Bedenken, mir ihren Namen und die Bestellung an sie aufzutragen."

Diese letzten Worte wurden mit leiser Stimme gesagt, als fürchtete er behorcht zu werden. Vivaldi schwieg, während er mit schärferer Aufmerksamkeit das Gesicht des Fremden beobachtete. Es war von der äußersten Wichtigkeit für ihn, seine Familie mit seiner Lage bekannt zu machen, doch wußte er nicht genau, wie er sich dieses Anerbieten erklären, oder sich darauf verlassen sollte. Vivaldi hatte gehört, daß oftmals Kundschafter die Gefangnen besuchten, und unter dem Schein von Güte und Mitleid hier ein Geständniß ihrer Meinung ablockten, dessen sie sich nachher gegen sie be-

dienten; und daß sie sich oftmals Nachrichten von ihren Verwandten und Freunden zu verschaffen suchten, die durch solche hinterlistige Künste, oftmals mit in ihr Verderben gezogen würden. Vivaldi, der sich seiner Unschuld bewußt war, hatte bei seinem ersten Verhör den Inquisitor mit dem Namen und Aufenthalt seiner Familie bekannt gemacht, und hatte also nichts Neues zu fürchten, wenn er sie diesem Fremden entdeckte: nur fühlte er, wenn es herauskäme, daß er versucht hätte, eine Bestellung zu machen, so kurz und unbedeutend sie auch seyn möchte, so würde diese Entdeckung die eifersüchtigen Inquisitoren gegen ihn aufbringen, und als eine neue Vermuthung seiner Schuld angesehn werden. Diese Rücksichten, mit dem Mißtrauen zusammen genommen, welches die unzusammenhängenden Reden des Fremden, und die Verlegenheit, die er von Zeit zu Zeit verrieth, in ihm erregt hatten, bestimmten Vivaldi, der Versuchung, die sich ihm jetzt darboth, zu widerstehn; er dankte dem Fremden, der ungern fortzugehn schien, und ihm beim Abschied sagte, wenn ein unvorhergesehner Umstand ihn länger in der Inquisition aufhalten sollte, als er es zu erwarten Ursache hätte, so würde er um Erlaubniß bitten, ihn noch einmal zu besuchen. Vivaldi beantwortete diese Aeußerung nur mit einer Verbeugung; allein er bemerkte, daß des Fremden Gesicht sich veränderte, und daß ein finsteres Brüten

sein Gemüth zu umwölken schien, als er das Zimmer verließ.

Verschiedne Tage verstrichen, ohne daß Vivaldi wiederum etwas von seinem neuen Bekannten hörte. Er wurde darauf zu einem neuen Verhör gerufen, aus welchem er wie zuvor fortgeschickt wurde; hierauf folgten einige Wochen der Einsamkeit und drückender Ungewißheit, nach welchen er zum viertenmale vor die Tafel des heiligen Amts gerufen wurde. Sie war jetzt von Inquisitoren umgeben, und das Ganze hatte ein Ansehn von ungewöhnlicher Feierlichkeit.

Da man keine Beweise von Vivaldis Unschuld erhalten hatte, so war folglich der Verdacht seiner Examinatoren nicht aus dem Wege geräumt, und da er darauf beharrte, die Wahrheit der Anklage, die man, wie er verstand, gegen ihn aufstellte, zu leugnen, und sich weigerte, irgend ein Geständniß von Verbrechen abzulegen, so erfolgte der Befehl, ihn in Zeit von drei Stunden auf die Folter zu bringen. Bis dahin wurde er noch einmal in sein Gefangen-Zimmer geschickt. Sein Entschluß blieb unerschüttert; aber er konnte nicht ohne Grausen auf die Schrecknisse hinblicken, die man für ihn bereitete. Die Zwischenzeit der Erwartung zwischen dem Ausspruch, und der Vollziehung dieser vorläufigen Strafe war in der That schrecklich. Das anscheinend Schimpfliche seiner Lage, die Ungewißheit, welches

Grades der Tortur man sich bei ihm bedienen würde, überwältigten die Ruhe, die er zuvor gezeigt hatte, und so wie er in seiner Zelle auf- und abgieng, verrieth ein kalter Schweiß auf seiner Stirne die Bewegung seines Gemüths. Doch quälte ihn das Gefühl von Schande nicht lange; sein besseres Urtheil sagte ihm, daß die Unschuld durch keine Lage oder Umstände beschimpft werden kann, und er gewann noch einmal den Muth und die Festigkeit wieder, welche der Tugend gebühren.

Es war um Mitternacht, als Vivaldi herannahende Schritte und ein Murmeln von Stimmen vor der Thüre seiner Zelle hörte. Er verstand, daß es die Personen waren, welche herbei kamen, um ihn zur Folter abzurufen. Die Thüre wurde aufgeriegelt, und zwei schwarz gekleidete Männer zeigten sich. Ohne zu sprechen, traten sie näher, warfen eine besondre Art von Mantel über ihn, und führten ihn aus dem Zimmer.

Auf den Gallerien und andern Gängen, durch welche sie kamen, war Niemand zu sehn, und nach der tiefen Stille, die allenthalben herrschte, schien es, als hätte der Tod bereits in diesen Regionen des Schreckens sein Werk im Voraus begonnen, und den Gequälten und Quäler zugleich verurtheilt.

Sie stiegen zu dem großen Saale herab, wo Vivaldi in der ersten Nacht gewartet hatte, und giengen von da durch einen Vorsaal

eine lange Reihe von Stuffen herab, die zu unterirdischen Zimmern führte. Seine Führer sprachen auf dem ganzen Wege keine Sylbe: Vivaldi wußte zu gut, daß Fragen ihm nur noch härtere Behandlung zuziehn würden, und enthielt sich ihrer.

Diese Thüren, durch welche sie giengen, öfneten sich regelmäßig auf Berührung eines eisernen Stabes, den einer von seinen Begleitern trug, ohne daß Jemand erschien. Der andre trug eine Fackel, und die Gänge waren so dunkel erleuchtet, daß man den Weg ohne solche schwerlich hätte finden können. Sie kreuzten durch einen Ort, der ihm ein Todtengewölbe zu seyn schien; allein der weite Umfang und die Dunkelheit ließ ihm nicht zu, sich darüber zu vergewissern, und nachdem sie eine eiserne Thüre erreicht hatten, standen sie still. Ein Gerichtsdiener schlug mit seinem Stabe dreimal an; allein sie öfnete sich nicht, wie die andern sich geöfnet hatten. Während sie warteten, glaubte Vivaldi von innen leise Zwischentöne zu hören, als von Personen, die in letzten Zügen lagen; allein, obgleich inwendig, schienen sie doch aus der Ferne zu kommen. Sein ganzes Herz erstarrte, nicht von Furcht, denn er dachte in diesen Augenblicken nicht an sich selbst, sondern von Schrecken.

Nachdem sie eine lange Zeit gewartet hatten, ohne daß sein Begleiter das Signal wiederholte, wurde die Thüre ein wenig von einer

Person geöfnet, die Vivaldi im Dunkeln nicht erkennen konnte, und mit der einer von seinen Begleitern sich durch Zeichen unterhielt, worauf die Thüre wieder zugemacht wurde.

Verschiedne Minuten waren verstrichen, als Töne von tiefen Stimmen, Vivaldis Aufmerksamkeit auf sich zogen. Diese Töne waren laut und rauh, und wurden in einer ihm unbekannten Sprache gesprochen. Der Gerichtsdiener löschte sogleich seine Fackel aus, — die Stimmen kamen näher, die Thüre öfnete sich wiederum, und zwei Gestalten standen vor Vivaldi, die bei einem dämmernden Lichte inwendig gesehn, ihn mit Erstaunen und Schrecken erfüllten. Sie waren, wie seine Führer, schwarz gekleidet, aber auf andre Art, denn ihre Kleider waren ihrer Gestalt dicht angepaßt. Ihre Gesichter waren gänzlich unter einer besondern Art von Kappe verborgen, die vom Kopf bis zu den Füßen herabhieng, und ihre Augen waren nur durch kleine Oefnungen sichtbar, die zum Sehen angebracht waren. Es fiel Vivaldi ein, daß diese Leute Folterknechte wären; ihr Ansehn war eines Teufels würdig. Wahrscheinlich waren sie auf solche Art gekleidet, um sich den Personen, welche sie quälten, unkenntlich zu machen, oder vielleicht war es nur zu dem Zwecke, die Seelen der Angeklagten mit Schrecken zu erfüllen und sie dadurch ohne weitere Schwierigkeit zum Geständniß zu bringen. Welcher Bewegungsgrund aber auch ihr schreck-

liches Ansehn veranlassen und was auch ihr Geschäft seyn mochte — so wurde doch Vivaldi ihren Händen überliefert, und hörte in dem nämlichen Augenblick die eiserne Thüre verschließen, die ihn mit ihnen in einen engen Gang einschloß, der durch eine von der gewölbten Decke herabhängende Lampe dunkel erleuchtet wurde. Sie giengen schweigend ihrem Gefangnen zu beiden Seiten, und kamen zu einer zweiten Thüre, welche sie sogleich in einen andern Gang einließ. Eine dritte Thüre in kleiner Entfernung führte sie in einen dritten Gang, an dessen Ende einer von seinen geheimnißvollen Führern an eine Flügelthür schlug, wo sie still standen. Die ungewissen Töne, die Vivaldi zu hören gewähnt hatte, waren nun verständlicher, und er erkannte mit unaussprechlichem Grausen, daß sie von leidenden Personen kamen.

Die Flügelthür wurde endlich von einer Figur geöfnet, die wie seine Begleiter gekleidet war, und da zwei andre eiserne Thüren, die ebenfalls sehr nahe bei einander angebracht waren, ebenfalls geöfnet wurden, befand Vivaldi sich in einem geräumigen schwarz behangnen Zimmer, dunkel beleuchtet von Lampen, die in dem hohen Gewölbe schimmerten. Gleich bei seinem Eintritt lief ein seltsames Geräusch längs den Mauern hin, und hallte zwischen andern Gewölben wieder, die sich, nach dem Fortlau-

sen des Schalles zu urtheilen, weit über dieses hinaus zu erstrecken schienen.

Vivaldi konnte sich anfangs nicht genug fassen, um irgend einen Gegenstand um sich her zu bemerken; und selbst, als er ein wenig zu sich kam, verhinderte ihn die Dunkelheit des Ortes, ein sichres Urtheil über die Erscheinungen zu fällen, die ihn umgaben. Schattigte Gesichter und ungewisse Formen schienen durch die Dämmerung zu schwirren, und mehrere Instrumente, deren Gebrauch er nicht begriff, erfüllten ihn mit schrecklichem Verdacht. Noch immer hörte er von Zeit zu Zeit ein halb ersticktes Winseln, und sah sich rings im Zimmer nach den elenden Schlachtopfern um, denen sie ausgepreßt wurden, als eine Stimme aus einer fernen Gegend des Zimmers ihn heran nahen hieß.

Die Entfernung und Dunkelheit des Ortes, aus welchem die Stimme hervorgieng, hatte Vivaldi verhindert, Jemand dort zu bemerken, und er schickte sich langsam an zu gehorchen, als auf eine zweite Aufforderung seine Führer ihn beim Arm ergriffen und vorwärts trieben.

In einem fernen Theile dieses großen Zimmers sah er drei Personen unter einem schwarzen Thronhimmel auf Stühlen sitzen, die einige Stuffen von der Erde erhaben waren; sie schienen sich in der Eigenschaft von Richtern oder Examinatoren, oder Direktoren der Strafen, daselbst zu befinden. Unten an einem Tisch saß

ein Secretär, über dem die einzige Lampe hieng, die ihn in Stand setzen konnte, zu Papier zu bringen, was während des Verhörs vorgieng. Vivaldi erfuhr nunmehr, daß die drei Personen, die das Tribunal ausmachten, aus dem General-Vicar, oder Groß-Inquisitor, dem Advocaten des Gerichts und einem gewöhnlichen Inquisitor bestanden, der zwischen den andern beiden saß, und sich der Geschäfte seines grausamen Amtes am eifrigsten anzunehmen schien. Eine dicke Finsterniß hüllte ihre Personen und ihre Handlungen auf gleiche Art ein.

In einiger Entfernung von dem Tribunal stand eine große eiserne Maschine, die Vivaldi für die Folter hielt, und dicht darneben eine andre, die der Form nach einem Sarge glich; allein zu gutem Glück konnte er durch die ferne Dunkelheit nicht unterscheiden, ob Jemand würklich litt. Doch schienen in den Gewölben weiter hinten, die teuflischen Befehle der Inquisitoren würklich vollzogen zu werden; denn so oft eine Thüre in der Ferne sich einen Augenblick öfnete, giengen klagende Töne hervor, und man sah Leute, die er für Handlanger hielt, gekleidet wie diejenigen, die neben ihm standen, ab und zu gehn.

Vivaldi glaubte sich beinahe im Höllenreiche zu seyn; der traurige Anblick dieses Ortes, die schreckliche Zurüstung zur Strafe, und vor allem die Stimmung und der Anblick der Personen, die bereit waren, sie aufzulegen, be-

stätigten die Aehnlichkeit. Daß irgend ein menschliches Wesen ein Mitgeschöpf, das es nie gekränket oder nur beleidigt hatte, freiwillig quälen, sich zum Werkzeug hergeben sollte, es zu foltern, schien Vivaldi beinahe unglaublich! Als er aber die drei Personen ansah, die das Tribunal ausmachten, und in Erwägung zog, daß sie nicht nur freiwillig das grausame Geschäft, das sie ausführten, übernommen, sondern es auch wahrscheinlich lange Zeit als den Gipfel ihres Ehrgeizes betrachtet hatten, kannte sein Erstaunen und Unwillen keine Gränzen.

Der Groß-Inquisitor rief Vivaldi von neuem bei Namen auf, ermahnte ihn, die Wahrheit zu gestehen und das Leiden, das seiner wartete, zu vermeiden.

Da Vivaldi bei frühern Verhören die Wahrheit gesagt hatte, die keinen Glauben fand, so sah er keine andre Möglichkeit, sich dem gegenwärtigen Leiden zu entziehn, außer wenn er eine Falschheit behauptete: vielleicht hätte es Entschuldigung verdient, wenn er dadurch eine so abscheuliche Ungerechtigkeit und Grausamkeit zu vermeiden gesucht hätte, wäre er überzeugt gewesen, daß eine solche Aeußerung blos für ihn allein Folgen haben könnte: da er aber wußte, daß die Folgen sich auch auf Andre erstrecken müßten, und daß vorzüglich Ellena di Rosalba darein verwickelt werden müßte, so besann er sich keinen Augenblick, allen Qualen Troß zu bieten, die nur seine Standhaftigkeit auf die

Probe

Probe stellen konnten. Allein wenn auch sein moralisches Gefühl bei so außerordentlichen Umständen sich eine Falschheit hätte verzeihen können, so würde doch die Klugheit sie verboten haben, weil die Entdeckung von Kunstgriffen wahrscheinlich zum äußersten Verderben der angeklagten Person führen mußte.

Gern würde er jetzt, so mißlich die Frage auch war, sich nach Ellenas Lage erkundigt, ihre Unschuld aufs neue dargethan, und selbst bei Inquisitoren Mitleid für sie erfleht haben, hätte er nicht eingesehn, daß er ihnen dadurch nur noch auserlesnere Mittel ihn zu quälen an die Hand geben würde, als jetzt anzuwenden in ihrer Gewalt war. Denn sobald er ihnen alle Angst seiner Seele um sie zu erkennen gab, so mußte er vermuthen, daß sie ihm als Strafe seiner Hartnäckigkeit drohen würden, ihre Leiden zu erhöhn, um sich dadurch eben so sehr zu Meistern seiner Rechtschaffenheit zu machen, als sie es über seine Person waren.

Das Tribunal drang aufs neue zu wiederholten Malen in Vivaldi, sich für schuldig zu erklären, und der Inquisitor schloß endlich mit der Aeußerung, daß die Richter an allen Folgen, die aus seiner Härtnäckigkeit entstehen könnten, unschuldig wären, und daß, wenn er unter seinen Leiden erläge, er selbst sich seinen Tod zugezogen hätte.

„Ich bin unschuldig an allem, was man mir, wie ich höre, zur Last legt," sagte Vi-

valdi feierlich; „ich wiederhole es, daß ich unschuldig bin! Könnte ich, um den Schreknissen dieser Augenblicke zu entgehen, schwach genug seyn, mich für schuldig zu erklären, so würden alle Ihre Foltern die Wahrheit nicht verändern und mich dazu machen können, diese einzige Behauptung ausgenommen. Die Folge Ihrer Qualen komme also über Ihr eignes Haupt!“

Der Groß-Inquisitor hörte Vivaldi aufmerksam an, und schien über seine Rede nachzudenken: der andre Inquisitor aber wurde durch die Kühnheit seiner Rede aufgebracht, statt sich durch die Richtigkeit seiner Gründe überzeugen zu lassen, und gab den Gerichtsdienern ein Signal, sich zur Folter anzuschicken. Während sie gehorchten, bemerkte Vivaldi, ohngeachtet der Bewegung, die er erlitt, eine Person quer durchs Zimmer gehn, die er sogleich für die nämliche erkannte, welche jenesmal im Vorsaal der Inquisition an ihm vorüber gieng, und welche er damals für den geheimnißvollen Fremden von Paluzzi hielt. Vivaldi heftete jetzt die Augen auf ihn; allein seine eigne bedrängte Lage verhinderte ihn, einen so lebhaften Antheil wie das erstemal an dieser Erscheinung zu nehmen.

Die Figur, der Gang und das ganze Wesen dieses Menschen waren so auffallend, und glichen jenem Mönch von Paluzzi so sehr, daß Vivaldi nicht länger zweifeln konnte, daß es

dieselbe Person sey. Er zeigte ihn einem von den Gerichtsdienern, und fragte, wer es wäre. Indem er sprach, schlüpfte der Fremde voraus, und ehe Vivaldi noch eine Antwort erhielt, verschloß ihn eine Thüre, die nach den andern Gewölben führte, vor seinem Blick. Doch wiederholte Vivaldi die Frage, welche der Gerichtsdiener nicht beantworten zu können schien, und ein Verweis vom Tribunal erinnerte ihn, daß er hier keine Fragen vorlegen müsse. Vivaldi bemerkte, daß es der Groß-Inquisitor war, welcher sprach, und daß das Betragen des Gerichtsdieners sich auf der Stelle veränderte.

Die Handlanger, die Vivaldi ins Zimmer geführt hatten, nahten sich ihm, sobald sie die Folter zurecht gestellt hatten, nahmen ihm Mantel und Weste ab, und banden ihn mit starken Stricken. Sie warfen ihm das gewöhnliche schwarze Gewand über den Kopf, das seine ganze Gestalt einhüllte und ihn verhinderte, die weitern Zurüstungen, die noch erfolgten, zu bemerken. In diesem Zustande der Erwartung wurde er wiederum von dem Groß-Inquisitor befragt.

„Waren Sie jemals in der Kirche Spirito Santo zu Neapel?“ fragte er.

„Ja!“ erwiederte Vivaldi.

„Aeußerten Sie jemals daselbst eine Verachtung für den katholischen Glauben?“

„Niemals!“ sagte Vivaldi.

„Weder durch Worte noch durch Handlungen," fuhr der Inquisitor fort?

„Niemals! durch keines von beiden!"

„Besinnen Sie sich wohl," setzte der Inquisitor hinzu. „Beleidigten Sie niemals daselbst einen Diener unsers heiligen Glaubens!"

Vivaldi schwieg; er fieng an die wahre Natur der Anklage, die man gegen ihn aufbrachte, einzusehn, und fühlte, daß sie zu viel Schein für sich hatte, als daß er hoffen dürfte, der Strafe, die für Ketzerei bestimmt ist, zu entgehn. Nie hatte man ihm bei seinen vorigen Verhören solche unmittelbare und genaue Fragen vorgelegt, sondern sie für einen Zeitpunkt verspart, wo man glaubte, daß er ihnen nicht ausweichen könnte: ja man hatte ihm wahrscheinlich die eigentliche Anklage verheelt, damit er außer Stand gesetzt würde, sich darauf vorzubereiten.

„Antworten Sie," wiederholte der Inquisitor. „Haben Sie jemals einen Diener des katholischen Glaubens in der Kirche Spirito Santo zu Neapel beleidigt?"

„Schmähtest du ihn nicht, während er in einer Handlung heiliger Buße begriffen war?" fragte eine andre Stimme.

Vivaldi bebte zusammen, denn er erinnerte sich sogleich der wohlbekannten Töne des Mönchs von Paluzzi.

„Wer frägt da?" sagte Vivaldi.

„Sie sind es, der hier zu antworten hat,“ erwiederte der Inquisitor. „Antworten sie auf meine Frage.“

„Ich habe einen Diener der Kirche beleidigt,“ erwiederte Vivaldi, „konnte aber nie die Absicht haben, unsre heilige Religion zu schmähen. Sie wissen nicht, ehrwürdige Väter, durch was für Beleidigungen ich gereizt —“

„Genug,“ unterbrach der Inquisitor, „sprechen Sie zur Sache. Haben Sie nicht durch Schmach und Drohungen einen frommen Bruder gezwungen, die Handlung der Buße, die er sich aufgelegt hatte, unvollendet zu lassen? Zwangen Sie ihn nicht die Kirche zu verlassen und in sein Kloster zu fliehn, um sich vor Ihnen zu retten?“

„Nein,“ erwiederte Vivaldi. „Es ist wahr, daß er die Kirche verließ, und zwar wegen meines Betragens daselbst: allein es war nicht nothwendig, daß er sie verließ; hätte er nur auf meine Frage geantwortet, oder versprochen, mir diejenige wieder zu geben, die er mir verrätherischer Weise geraubt hatte, so hätte er meinetwegen bis diesen Augenblick ruhig in der Kirche bleiben können!“

Wie!“ sagte der General-Vicar, „wollten Sie ihn zum Reden zwingen, wenn er in heiliger Bußübung begriffen war? Sie gestehn, daß Sie ihm Anlaß gaben, die Kirche zu verlassen, und das ist genug.“

„Wo sahest du Ellena di Rosalba zuerst? —" sagte die Stimme, die schon einmal zuvor gesprochen hatte.

„Ich frage nochmals, wer diese Frage thut?" antwortete Vivaldi.

„Erinnern Sie sich," sagte der Inquisitor, „daß ein Verbrecher keine Frage thun darf."

„Ich sehe den Zusammenhang zwischen Ihrem Verweise und Ihrer Aeußerung nicht ein," merkte Vivaldi an.

„Sie scheinen mir beinahe etwas zu ungezwungen zu seyn," sagte der Inquisitor. „Antworten Sie auf die Frage, die Ihnen zuletzt vorgelegt wurde, sonst werden die Gerichtsdiener ihre Schuldigkeit thun."

„Lassen Sie dieselbe Person die Frage thun," erwiederte Vivaldi.

Die Frage wurde von der vorigen Stimme wiederholt.

„In der Kirche San Lorenzo zu Neapel," sagte Vivaldi mit einem schweren Seufzer, „sah ich Ellena di Rosalba das Erstemal."

„War sie damals schon eingekleidet?" fragte der General-Vicar.

„Sie hat nie den Schleier genommen, und war nie Willens ihn zu nehmen," erwiederte Vivaldi.

„Wo hielt sie sich damals auf?"

„Sie hielt sich bei einer Verwandtin auf der Villa Altieri auf, und würde noch daselbst wohnen, hätten nicht die Intriguen eines

Mönchs sie aus ihrer Heimath gerissen und in ein Kloster gesperrt, woraus ich sie eben hatte befreien helfen, als sie aufs neue ergriffen wurde — ergriffen wegen einer höchst falschen und grausamen Anklage! O ehrwürdige Väter, ich beschwöre Sie; ich flehe —" Vivaldi hielt sich mit Gewalt zurück, denn er war auf dem Wege sich zu verrathen, und alle Gefühle seines Herzens der Willkühr seiner Inquisitoren Preis zu geben.

„Der Name des Mönchs?" sagte die fremde Stimme dringend.

„Wenn ich mich nicht irre, so ist er Ihnen bereits bekannt," erwiederte Vivaldi. „Der Mönch wird Vater Schedoni genannt. Er ist aus dem Dominikaner-Kloster der Spirito Santo in Neapel, und ist derselbe, der mich anklagte, ihn in der Kirche dieses Namens beleidigt zu haben."

„Woher weißt du, daß er dein Ankläger ist?" fragte dieselbe Stimme.

„Weil er mein einziger Feind ist," erwiederte Vivaldi.

„Ihr Feind!" wiederholte der Inquisitor: „in einer frühern Aussage heißt es, Sie wären sich nicht bewußt, einen Feind zu haben! Ihre Antworten stimmen nicht überein."

„Sie wurden gewarnt, die Villa Altieri nicht zu besuchen," sagte der Unbekannte. „Warum machten Sie sich die Warnung nicht zu Nutze?"

„Sie waren es, der mich warnte," antwortete Vivaldi: „ich kenne Sie jetzt recht gut."

„Ich!" sagte der Fremde mit feierlichem Ton.

„Ja, Sie!" wiederholte Vivaldi; „Sie, der mir auch den Tod der Signora Bianchi vorher sagte; und Sie sind der Feind, eben dieser Vater Schedoni, der mich angeklagt hat."

„Woher kommen diese Fragen?" sagte der Groß-Inquisitor. „Wer ist berufen, unserm Gefangenen solche Fragen vorzulegen?"

Es wurde keine Antwort gegeben. Ein geschäftiges Flüstern von Stimmen vom Tribunal folgte auf das Stillschweigen. Endlich ließ das Murmeln nach, und man hörte von neuem des Mönches Stimme.

„So viel will ich erklären," sagte er, und wandte sich an Vivaldi, „daß ich nicht Pater Schedoni bin."

Der besondre Ton und Nachdruck, womit er diese Worte sprach, überzeugte Vivaldi mehr als die Aussage selbst, daß der Fremde die Wahrheit redete: und ohngeachtet er noch immer die Stimme des Mönchs von Paluzzi erkannte, hielt er sie doch nicht für die Stimme Schedonis. Er war voll Erstaunen! Er hätte den Schleier von seinen Augen reißen, und diesen geheimnißvollen Fremden noch einmal sehen mögen, wären seine Hände ungebunden

gewesen. So aber konnte er ihn nur beschwören, ihm seinen Namen und die Bewegungsgründe seines vorigen Betragens zu entdecken.

„Wer ist unter uns?“ sagte der Groß-Inquisitor mit der Stimme eines Menschen, der Andern die Furcht einzuflößen denkt, die er selbst empfindet.

„Wer ist unter uns gekommen?“ wiederholte er mit lauterm Tone. Noch immer kam keine Antwort zurück; allein aufs neue ertönte ein dumpfes Murmeln von dem Tribunal, und es schien eine allgemeine Bestürzung zu herrschen. Niemand sprach deutlich genug, um von Vivaldi verstanden zu werden; es schien etwas Außerordentliches vorzugehn, und er erwartete den Ausgang mit aller Geduld, die er nur in seiner Gewalt hatte. Bald nachher hörte er Thüren öfnen und ein Geräusch von Personen, die das Zimmer verließen. Eine tiefe Stille erfolgte; allein er war überzeugt, daß die Handlanger noch immer hinter ihm standen, um ihr Werk der Qual anzufangen.

Es verstrich eine lange Zeit, bis Vivaldi Fußtritte heran nahen und Jemand Befehl ertheilen hörte, ihn loszubinden und in seine Zelle zurück zu führen.

Als der Schleier von seinen Augen genommen war, bemerkte er, daß das Gericht aus einander gegangen und der Fremde fort war. Die Lampen starben hinweg, und das Zimmer schien dunkler und schrecklicher als zuvor.

Die Handlanger führten ihn nach dem Orte zurück, wo sie ihn in Empfang genommen hatten, und die Gerichtsdiener, die ihn dahin brachten, führten ihn wieder nach seinem Gefängniß zurück. Hier, auf seinem Strohlager ausgestreckt, im Einsamen und Dunkeln hatte er Muße genug über das Vergangne nachzudenken und sich mit pünktlicher Genauigkeit an jeden vorhergehenden Umstand zu erinnern, der mit dem Fremden in Zusammenhang stand. Er verglich diese Umstände mit dem Gegenwärtigen, und bemühte sich einen zuverlässigern Schluß über die Erscheinung dieses Menschen, und über das so sehr seltsame Betragen, das er beobachtet hatte, zu ziehn. Er rief sich die erste Erscheinung dieses Fremden zwischen den Ruinen von Paluzzi, wo er gesagt hatte, daß Vivaldis Schritte beobachtet würden, und ihm abrieth, nach der Villa Altieri zurückzukehren, ins Gedächtniß zurück. Auch erinnerte er sich seiner zweiten Erscheinung an der nämlichen Stelle und seiner zweiten Warnung — der sonderbaren Dinge, die er selbst in dieser Festung erfuhr — des Mönchs Vorhersagung von Bianchis Tode, und seine schlimmen Nachrichten von Ellena, in der nämlichen Stunde, wo sie ergriffen und von ihrer Heimath weggeführt wurde. Je länger er diese verschiedenen Umstände erwog, desto mehr war er geneigt zu glauben, daß ohngeachtet der anscheinenden Stimme der Wahrheit, die ihn so eben des

Gegentheils versichert hatte, die unbekannte Person Niemand anders seyn könnte, als Schedoni selbst, und daß die Marquise ihn gebraucht hätte, um Vivaldis Besuche auf der Villa Altieri zu verhindern. War er nun auf solche Art ein Werkzeug bei den Begebenheiten, wovor er Vivaldi warnte, so war er nur zu gut im Stande, sie vorher zu sagen. Vivaldi blieb bei der Erinnerung an Signora Bianchi's Tod stehen: er erwog die außerordentlichen und zweideutigen Umstände, die damit verbunden waren, und schauderte vor der neuen Vermuthung, die seine Seele durchfuhr. — Der Gedanke war zu schrecklich, um ihm nachzuhängen, und er gab sich Mühe, ihn auf der Stelle zu verbannen.

Doch erinnerte er sich mancher Umstände des Gesprächs, das er in der Marquise Kabinet mit dem Beichtvater führte, welche seine Zweifel, daß der Fremde eine Person mit ihm sey, erneuerten; Schedonis Betragen, da er ihn unerwartet als Mönch von Paluzzi herausfoderte, schien noch immer das Betragen eines Mannes, der sich keiner Verstellung bewußt ist, und vor allem fiel Vivaldi die anscheinende Aufrichtigkeit auf, womit er einen Umstand angab, welcher die Wahrscheinlichkeit, daß der Fremde ein Bruder von Santa del Pianto sey, aus dem Wege räumte.

Auch stimmte verschiednes in dem Betragen des Fremden nicht mit dem überein, was

man von Schedoni hätte erwarten können, selbst auch, wenn er würklich Vivaldis Feind gewesen wäre — ein Umstand, woran der Letzte nicht länger zweifeln konnte. Auch schien es ihm nicht, daß die Art seines Benehmens sich für ein Wesen aus dieser Welt paßte, und wenn er sich dachte, wie plötzlich und geheimnißvoll der Fremde immer erschien und verschwand, so fühlte er sich geneigt, eine von seinen frühern Vermuthungen wieder anzunehmen, welcher ohne Zweifel die Schrecknisse seines gegenwärtigen Aufenthalts leichtern Eingang in seiner Einbildungskraft verschaften, da schon jenesmal seine ängstliche Lage in den Gewölben von Paluzzi, und ein der Jugend so gewöhnlicher Hang für das Wunderbare seinem Gemüthe sich eingeprägt hatten.

Er schloß seine gegenwärtigen Betrachtungen, wie er sie angefangen hatte — mit Zweifel und Verwirrung — fand aber endlich im Schlafe eine Erholung von Nachdenken und Leiden.

Die Mitternacht war in den Gewölben der Inquisition verstrichen; allein es mochte noch nicht zwei Uhr seyn, als er sich verworren durch einen Ton aufgeweckt fühlte, der, wie er glaubte, aus dem Innern seines Zimmers hervorgieng. Er richtete sich auf, um zu erfahren, was dieses Geräusch veranlaßt hatte; allein es war ihm unmöglich einen Gegenstand in der Dunkelheit zu erkennen; doch gab er Acht, ob

der Ton sich nicht würde wieder vernehmen lassen. Nur der Wind aber pfiff zwischen den innern Gebäuden des Gefängnisses, und Vivaldi vermuthete, daß sein Traum ihn mit einer nachgeahmten Stimme getäuscht hätte.

Durch diese Vermuthung befriedigt, legte er sein Haupt wieder aufs Strohküssen nieder, und versank in Schlummer. Der Gegenstand seiner wachenden Gedanken schwebte noch immer um seine Einbildungskraft, und der Fremde, dessen Stimme er diese Nacht für die des Mönchs von Palùzzi erkannte, erschien vor ihm. Vivaldi fühlte bei dem Anblick dieses Unbekannten beinahe dieselben Regungen von Furcht, Neugier und Ungeduld, die er würde empfunden haben, wenn er die Substanz dieses Schattens erblickt hätte. Es dünkte ihm, daß der Mönch, dessen Gesicht noch immer verhüllt war, herannahte, bis er einige Schritte von Vivaldi stille stand, die fürchterliche Kappe, die ihn bisher verborgen hatte, aufschlug, und — nicht Schedoni's Gesicht, sondern ein andres enthüllte, welches Vivaldi sich nie zuvor gesehn zu haben erinnerte. Dieses Gesicht war nicht minder merkwürdig für die Neugier, als es das Gefühl sonderbar traf. Vivaldi fuhr bei dem ersten Anblick zurück — etwas von diesem seltsamen und unbeschreiblichen Wesen, das wir mit der Idee eines übernatürlichen Wesens verbinden, lag über diesen Zügen, und die einwärts gekehrten feurigen Augen schienen

mehr einem bösen Geiste, als einem menschlichen Wesen anzugehören. Er zog einen Dolch aus einer Falte seines Gewandes hervor, und deutete, indem er ihn hinhielt, mit finsterm Stirnrunzeln auf die Flecke, welche die Klinge entfärbten. Vivaldi sah, daß sie voll Blut waren, er wandte mit Entsetzen die Augen ab, und als er sich im Traume wieder rings umsah, war die Gestalt verschwunden.

Ein tiefer Seufzer erweckte ihn — allein was empfand er, als er aufblickte, und dieselbe Gestalt vor sich stehen sah! Doch konnte er sich nicht gleich überzeugen, daß die Erscheinung mehr als das Gebilde seines Traums wäre, der sich einer empörten Phantasie stark eingedrückt hatte. Die Stimme des Mönchs, denn sein Gesicht war wie gewöhnlich verborgen, rief Vivaldi aus seinem Irrthum zurück; aber kaum läßt sich seine Bewegung beschreiben, als der Fremde langsam die Kappe zurückschlug, und ihm dasselbe schreckliche Gesicht zeigte, welches die Erscheinung seines Schlummers charakterisirt hatte. Unvermögend nach der Ursache dieser Erscheinung zu fragen; staunte Vivaldi sie mit Schrecken und Bestürzung an, und bemerkte nicht sogleich, daß der Mönch statt des Dolchs eine Lampe in der Hand hielt, die über jede tiefe Furche seiner Züge schimmerte, und die schattigten Bezeichnungen sehen ließ, welche die Geschichte und die Leidenschaften eines außerordentlichen Lebens andeuteten.

„Für diese Nacht bist du verschont,“ sagte der Fremde, „aber morgen —“ er hielt inne.

„Im Namen von allem was heilig ist,“ sagte Vivaldi, der seine Gedanken zu sammeln suchte, „wer bist du, und was ist dein Begehren?“

„Frage nicht,“ erwiederte der Mönch feierlich, „sondern antworte mir.“

Der Ton, womit er dies sagte, fel Vivaldi auf, und er wagte es für den Augenblick nicht, die Frage zu wiederholen.

„Wie lange ists schon, daß Sie den Pater Schedoni kennen?“ fuhr der Fremde fort, „wo trafen Sie ihn zuerst?“

„Ich hab ihn ohngefähr seit einem Jahre als meiner Mutter Beichtvater gekannt,“ erwiederte Vivaldi; „ich sah ihn zuerst in einem Gange des Vivaldischen Pallastes; es war Abend und er kam aus dem Kabinet der Marquise zurück!“

„Wissen Sie das gewiß?“ sagte der Mönch mit besonderm Nachdruck. „Es ist von Wichtigkeit, daß Sie es wissen.“

„Ich weiß es gewiß,“ wiederholte Vivaldi.

„Es ist sonderbar,“ merkte der Mönch nach einer Pause an, „daß ein Umstand, der Ihnen im ersten Augenblick so unbedeutend scheinen mußte, so tiefen Eindruck in Ihrem Gedächtniß zurückgelassen hat. In einem Jahre haben

mir Zeit, so vieles zu vergessen!" Er seufzte tief bei diesen Worten.

„Ich erinnere mich des Umstandes," sagte Vivaldi, „weil mir sein Anblick auffiel; der Tag neigte sich schon zu Ende; es war dämmerig und er kam plötzlich auf mich zu. Seine Stimme erschreckte mich; als er an mir vorbei gieng, sagte er zu sich selbst: Es ist Zeit zur Vesper — in demselben Augenblick hörte ich die Glocke der Spirito Santo."

„Wissen Sie, wer er ist?" sagte der Fremde feierlich.

„Ich weiß nur, was er zu seyn scheint!" erwiederte Vivaldi.

„Haben Sie nie etwas von seinem vergangnen Leben gehört?"

„Nie," antwortete Vivaldi.

„Nie etwas Außerordentliches von ihm?" setzte der Mönch hinzu.

Vivaldi schwieg einen Augenblick: denn er erinnerte sich jetzt der dunkeln und unvollständigen Geschichte, die Paulo in dem Gewölbe von Paluzzi von einer Beichte, die in der Kirche der Schwarzen Büßenden abgelegt worden sey, erzählte: allein er konnte nicht mit Zuverlässigkeit behaupten, daß sie Schedoni betraf. Auch erinnerte er sich an die mit Blut befleckten Mönchskleider, die er in den Gewölben der Festung fand. Das Betragen des geheimnißvollen Wesens, das jetzt vor ihm stand, nebst vielen andern Umständen seiner dortigen Abentheuer

theuer glitt wie ein Traum vor seinem Gedächtniß hin. Seine Seele glich einem magischen Spiegel, aus welchem die Erscheinungen lange begrabner Begebenheiten hervorsteigen, und indem sie zerrinnen, bedeutend auf Gestalten hindeuten, die halb im Dunkel der Zukunft verborgen sind. Eine ungewöhnliche Furcht stieg in ihm auf, und ein Aberglaube, den er noch nie in dem Grade bei sich hatte aufkommen lassen, bemeisterte sich seiner Urtheilskraft. Er blickte zu dem schattigten Gesicht des Fremden hinauf, und glaubte beinahe einen Bewohner der Geisterwelt zu sehn.

Der Mönch nahm wieder das Wort, und wiederholte mit strengerm Tone: „Haben Sie nie etwas Außerordentliches von dem Vater Schedoni gehört?"

„Ist es wohl der Klugheit gemäß," sagte Vivaldi und nahm seinen Muth zusammen, „daß ich die Fragen, die so genauen Fragen eines Mannes beantworte, der sich weigert, mir nur seinen Namen zu sagen?"

„Mein Name ist verschwunden — ausgelöscht aus der Erinnerung," erwiederte der Fremde, und wandte sich von Vivaldi ab — „ich überlasse Sie Ihrem Schicksal."

„Welchem Schicksal?" fragte Vivaldi — „und was ist die Absicht dieses Besuchs? Ich beschwöre Sie bei dem furchtbaren Namen der Inquisition, es mir zu sagen!"

„Sie werden es bald genug deutlich erfahren: haben Sie Mitleid mit sich selbst!“

„Welches Schicksal?“ wiederholte Vivaldi.

„Dringen Sie nicht weiter in mich,“ sagte der Fremde; „aber antworten Sie auf meine Fragen. Schedoni —“

„Ich habe Ihnen alles gesagt, was ich von ihm weiß,“ unterbrach ihn Vivaldi; „das übrige ist nur Vermuthung.“

„Und worin besteht diese Vermuthung? Bezieht sie sich auf eine Beichte, die in der Kirche der Schwarzen Büßenden der Santa Maria del Pianto abgelegt wurde?“

„Ich kann des nicht läugnen,“ versetzte Vivaldi mit Verwunderung.

„Worin bestand diese Beichte?“

„Ich weiß es nicht,“ erwiederte Vivaldi.

„Erklären Sie die Wahrheit,“ sagte der Fremde finster.

„Eine Beichte,“ versetzte Vivaldi, „ist heilig und muß auf ewig in der Brust des Priesters, dem sie abgelegt wird, verborgen bleiben. Wie läßt es sich also vermuthen, daß ich mit dem Inhalt dieser bekannt seyn sollte?“

„Haben Sie nie gehört, daß Pater Schedoni sich einiger großen Verbrechen schuldig gemacht hat, die er durch strenge Buße aus seinem Gewissen zu vertilgen suchte?“

„Niemals!“ sagte Vivaldi.

„Hörten Sie nie, daß er ein Weib, einen Bruder hatte?“

„Nie!“

„Noch welcher Mittel er sich bediente — keinen Wink von — Mord — von —“

Der Fremde hielt inne, als wünschte er, daß Vivaldi den Sinn seiner Worte ausfüllen sollte. Vivaldi war stumm und geisterblaß.

„Sie wissen also nichts von Schedoni?“ fieng der Mönch nach einer tiefen Pause wieder an — „Nichts von seinem vergangnen Leben!“

„Nichts, außer was ich gesagt habe,“ erwiederte Vivaldi.

„Dann merken Sie auf, was ich Ihnen entdecken werde!“ fuhr der Mönch feierlich fort. „Morgen Nachts wird man Sie wieder auf den Folterplatz führen; Sie werden in ein Zimmer hinter demjenigen, worin Sie diese Nacht waren, gebracht werden. Sie werden daselbst Zeuge mancher außerordentlichen Dinge seyn, wovon Sie bis jetzt keinen Verdacht hatten. Lassen Sie sich nicht schrecken; ich werde dort seyn, obgleich vielleicht nicht sichtbar —“

„Nicht sichtbar!“ — rief Vivaldi.

„Unterbrechen Sie mich nicht, sondern hören Sie mich an. Wenn Sie um Pater Schedoni befragt werden, so sagen Sie: daß er fünfzehn Jahre in der Verkleidung eines Mönchs — eines Mitglieds der Dominikaner

der Spirito Santo zu Neapel gelebt hat. Frägt man Sie, wer er ist, so antworten Sie — Fernando Graf von Bruno. Man wird Sie um die Ursache dieser Verkleidung fragen — Zur Antwort darauf verweisen Sie auf die Schwarzen Büßenden der Santa Maria del Pianto nicht weit von jener Stadt: heißen Sie die Inquisitoren einen gewissen Pater Ansaldo di Rovalli, den ersten Beichtvater der Brüderschaft, vor ihr Tribunal rufen, und ihm zu befehlen, daß er die Verbrechen aussagt, die im Jahr 1752 am Abend des vier und zwanzigsten Aprils, welches damals der Festabend von Sanct Marco war, in dem Beichtstuhl der Santa del Pianto abgelegt wurden."

„Es ist wahrscheinlich, daß er in so langer Zeit diese Beichte vergessen hat."

„Seyn Sie unbesorgt; er wird sich schon daran erinnern," erwiederte der Fremde.

„Aber wird sein Gewissen ihm zulassen, die Geheimnisse einer Beichte zu verrathen?" sagte Vivaldi.

„Das Gericht befiehlt, und sein Gewissen ist frei gesprochen," erwiederte der Mönch. „Er darf sich nicht weigern zu gehorchen! Sie müssen noch ferner Ihre Examinatoren auffordern, daß Sie den Pater Schedoni herbei kommen lassen, um sich wegen der Verbrechen zu verantworten, die Ansaldo entdecken wird. —"

Der Mönch schwieg, und schien Vivaldis Ant=

wort zu erwarten, der nach einem kurzen Besinnen sagte:

„Wie kann ich dies alles thun, und zwar auf Anstiften eines Fremden! Weder Gewissen noch Klugheit erlauben mir zu behaupten, was ich nicht beweisen kann. Es ist wahr, daß ich Ursache habe, Schedoni für meinen bittersten Feind zu halten; allein ich will demohngeachtet selbst gegen ihn nicht ungerecht seyn. Ich habe keine Beweise, daß er der Graf Bruno ist, oder daß er die Verbrechen, worauf Sie anspielen, begangen hat, worin Sie auch bestehen mögen, und ich will mich nicht zum Werkzeug machen lassen, einen Mann vor ein Tribunal zu rufen, wo Unschuld keinen Schutz vor der Schande gewährt, und wo Verdacht allein schon genug ist, den Tod herbeizuführen.“

„Sie zweifeln also an der Wahrheit dessen, was ich behaupte,“ sagte der Mönch mit stolzem Tone.

„Kann ich das glauben, wovon ich keinen Beweis habe?“ erwiederte Vivaldi.

„Ja, es giebt Fälle, welche keine Beweise zulassen; in Ihrer besondern Lage ist dies einer davon. Ich rufe“ – fuhr der Mönch fort, indem er seine dumpfe Stimme zu einem furchtbar feierlichen Tone erhub — „ich rufe die Mächte, die über dieser Erde sind, an, die Wahrheit dessen, was ich gesagt habe, zu bezeugen.“

Wie der Fremde diese Beschwörung aussprach, bemerkte Vivaldi mit Bewegung den besondern Ausdruck seiner Augen. Doch verließ ihn seine Gegenwart des Geistes nicht, und er sagte gleich darauf: „Aber wer ist derjenige, der dieses Zeugniß ablegt? Kann ich mich in Ermangelung von Beweisen auf das Zeugniß eines Fremden verlassen? Es ist ein Fremder, der mich auffodert, eine feierliche Anklage gegen einen Mann aufzustellen, von dessen Schuld ich nichts weiß."

„Man verlangt nicht von Ihnen, Anklagen vorzubringen, sondern nur die Person aufzufodern, die sie vorbringen wird."

„Ich würde auf diese Art immer behülflich seyn, Anklagen vors Licht zu bringen, die sich vielleicht auf Irrthum gründen," erwiederte Vivaldi. „Wenn Sie von der Wahrheit derselben überzeugt sind, warum fodern Sie nicht selbst Ansaldo auf?"

„Ich werde mehr thun," sagte der Mönch.

„Aber warum nicht auch ihn auffodern?" wiederholte Vivaldi.

„Ich werde erscheinen," sagte der Fremde mit Nachdruck.

Obgleich etwas bestürzt über die Art, wie diese Worte gesagt wurden, setzte Vivaldi doch seine Fragen fort. „Als Zeuge?" sagte er.

„Ja, als furchtbarer Zeuge!" erwiederte der Mönch.

„Aber darf nicht ein Zeuge auch noch Andre vor das Inquisitionsgericht laden?“ fuhr Vivaldi stammelnd fort.

„Das darf er!“ sagte der Fremde.

„Warum werde denn ich,“ merkte Vivaldi an, „ich, der ich Ihnen ein Fremder bin, aufgefodert zu thun, was Sie selbst verrichten könnten?“

„Fragen Sie nicht weiter,“ sagte der Mönch, „aber antworten Sie, ob Sie die Auffoderung ausrichten werden!“

„Die Anklagen, welche darauf folgen müßten,“ erwiederte Vivaldi, „scheinen mir von zu feierlicher Art zu seyn, als daß ich es mir verzeihen könnte, sie zu befördern. Ich übertrage Ihnen das Geschäft.“

„Wenn ich auffodere,“ sagte der Fremde, „so müssen Sie gehorchen.“

Vivaldi, durch das Wesen dieses sonderbaren Menschen aufs neue geschreckt, unterstützte seine Weigerung mit neuen Gründen, und wiederholte am Ende seine Verwunderung, daß man ihn auffoderte, in dieser verborgnen Sache behülflich zu seyn — „da ich weder Sie, noch den Beichtvater Ansaldo kenne, den Sie mir aufzurufen gebieten,“ setzte er hinzu.

„Nach diesem werden Sie mich kennen lernen,“ sagte der Fremde mit finsterer Stirne, und zog einen Dolch unter seinem Kleide hervor!

Vivaldi dacht an seinen Traum.

„Bemerken Sie diese Flecken,“ sagte der Mönch.

Vivaldi sah hin, und fand Blut!

„Dieses Blut,“ setzte der Fremde hinzu, und deutete auf die Scheide — würde das deinige gerettet haben! Hier ist ein Stempel der Wahrheit! Morgen Nachts wirst du mich in den Gemächern des Todes treffen!“

Indem er sprach, wandte er sich hinweg, und das Licht verschwand, ehe Vivaldi sich von seiner Bestürzung erholt hatte. Er merkte nur an der Stille, die im Gefängnisse herrschte, daß der Fremde es verlassen hatte.

Er blieb in Gedanken versunken, bis mit Tagesanbruch die Wache die Thüre seiner Zelle aufriegelte, und wie gewöhnlich einen Krug Wasser und etwas Brod brachte. Vivaldi fragte nach dem Namen des Fremden, der ihn die Nacht besucht hätte. Die Schildwache sah verwundert aus, und Vivaldi wiederholte die Frage, ehe er eine Antwort erhalten konnte.

„Ich habe seit der ersten Stunde Wache gestanden,“ sagte der Mann, „und Niemand ist in dieser Zeit durch die Thüre gegangen.“

Vivaldi sah den Menschen aufmerksam an, während er dies sagte, und merkte in seinem Gesichte keine Spur von Falschheit: doch wußte er nicht, wie er seiner Behauptung glauben sollte. „Habt Ihr auch kein Geräusch gehört?“ sagte Vivaldi, „war alles die Nacht über still?“

„Ich habe nur die Glocke des Sanct Dominikaner-Klosters die Stunde anzeigen, und die Schildwachen einander ablösen hören.“

„Das ist unbegreiflich,“ rief Vivaldi. „Wie? keine Fußtritte, keine Stimme!“

Der Mann lächelte verächtlich. „Nichts als die Schildwachen;“ erwiederte er.

„Wie könnt Ihr wissen, daß Ihr nur die Schildwache gehört habt, Freund“ setzte Vivaldi hinzu.

„Weil sie nichts als die Parole sprechen, und weil man zu gleicher Zeit das Klirren ihrer Gewehre hört.“

„Aber ihre Fußtritte! — wie kann man ihre Fußtritte von andern unterscheiden?“

„An der Schwere ihres Tritts: unsre Halbstiefel sind mit Eisen beschlagen. Aber warum thun Sie diese Fragen, Signor?“

„Ihr habt vor der Thüre dieses Zimmers Wache gehalten?“ sagte Vivaldi.

„Ja, Signor!“

„Und habt nicht einmal die ganze Nacht hindurch eine Stimme von innen gehört?“

„Keine, Signor!“

„Fürchtet nicht verrathen zu werden, Freund! Gesteht, daß Ihr geschlummert habt.“

„Ich hatte einen Cameraden,“ erwiederte die Schildwache aufgebracht, „hat der auch geschlafen! und wenn er es hätte, wer könnte sich denn ohne unsre Schlüssel den Eingang verschaffen.“

„Die konnte man sich wohl leicht verschaffen, Freund, wenn Ihr vom Schlafe überwältigt waret. Ihr könnt euch auf mein Versprechen der Verschwiegenheit verlassen.“

„Was,“ sagte der Mann, „habe ich drei Jahre in der Inquisition Wache gestanden, um von einem Ketzer beargwöhnt zu werden, daß ich meine Schuldigkeit vernachlässige?“

„Wenn Ihr von einem Ketzer beargwöhnt würdet,“ sagte Vivaldi, „so solltet Ihr Euch mit dem Gedanken trösten, daß seine Meinungen als irrig betrachtet werden müssen.“

„Wir waren jede Minute der Nacht wachsam,“ sagte die Schildwache im Fortgehn.

„Das ist unbegreiflich,“ sagte Vivaldi; „auf welche Art hat denn dieser Fremde in mein Gefängniß kommen können?“

„Signor, Sie träumen noch immer!“ erwiederte die Schildwache und stand stille. „Niemand ist hier gewesen.“

„Träumen noch immer,“ wiederholte Vivaldi, „wie könnt Ihr wissen, daß ich überhaupt geträumt habe?“ Sein Gemüth, das durch die seltsamen Umstände des Traumes, und durch die noch außerordentlichere Begebenheit, die darauf folgte, tief bewegt war, gab den Worten der Schildwache eine Bedeutung, die ihnen nicht zukam.

„Wenn die Leute schlafen, so sind sie geneigt zu träumen,“ erwiederte der Mann trocken: „ich vermuthete, Sie hätten geschlafen, Signor!“

„Ein Mensch, wie ein Mönch gekleidet, kam in der Nacht zu mir," fuhr Vivaldi fort, und beschrieb das Ansehn des Fremden: die Schildwache wurde ernsthaft und nachdenkend, während sie zuhörte.

„Kennt Ihr Jemand, der dieser Beschreibung gleicht?" sagte Vivaldi.

„Nein," erwiederte die Wache.

„Wenn Ihr ihn gleich nicht in mein Gefängniß habt kommen hören," fuhr Vivaldi fort, „so besinnt Ihr Euch vielleicht auf eine solche Person, die in der Inquisition wohnt."

„Sanct Dominiko, behüte!"

Vivaldi über diese Ausrufung verwundert, fragte nach der Ursache davon.

„Ich kenne ihn nicht," versetzte die Schildwache, veränderte das Gesicht, und verließ schnell das Gefängniß. Was auch an diesem plötzlichen Fortgehn Schuld seyn mochte, so kann man doch seiner Aeußerung, daß er drei Jahre lang in der Inquisition gedient habe, schwerlich Glauben beimessen, weil er ein so langes Gespräch mit einem Gefangenen führte, und sich der Gefahr nicht bewußt schien, der er sich dadurch aussetzte.

Sechstes Kapitel.

„— Is it not dead midnight?
Cold fearful drops ſtand on my trembling fleſh
What do al fear.“

Shakespeare.

Ohngefähr um dieſelbe Stunde, wie die Nacht zuvor, hörte Vivaldi Perſonen ſich ſeinem Gefängniß nähern, die Thüre öffnete ſich, und er ſah ſeine vorigen Führer hereintreten. Sie warfen den nämlichen Mantel über ihn als jenesmal und noch einen ſchwarzen Schleier auſſerdem, der ſeine Augen vollkommen einhüllte, worauf ſie ihn aus dem Zimmer führten. Vivaldi hörte die Thüre zuſchließen, als er das Gefängniß verließ, und die Wache folgte ſeinen Schritten, als wäre ihr Dienſt nunmehr geendigt, und als ſollte er nie wieder dahin zurückkehren. In dieſem Augenblick erinnerte er ſich der Worte des Fremden, als er ihm den Dolch zeigte, und fürchtete nunmehr das

Schlimmste, weil er den Absichten eines dem Anschein nach so boshaften Menschen entgegen gehandelt hatte: allein er freute sich der Rechtschaffenheit, die ihn vor einer niedrigen Handlung schützte, und mit dem erhabnen Enthusiasmus der Tugend bewillkommnete er beinahe Leiden, welche seine entschloßne Gerechtigkeit gegen einen Feind bewiesen; denn er nahm sich vor, lieber allem Trotz zu bieten, als Schedoni Dinge zur Last zu legen, deren Grund er durch nichts beweisen konnte.

Während Vivaldi, so wie in der vorigen Nacht, durch viele Gänge geführt wurde, bemühte er sich nach ihrer Länge und nach den Wendungen zu beurtheilen, ob es die nämlichen wären, durch die er das vorige Mahl kam. Als er den Grund erreichte, war er geneigt zu glauben, daß es nicht derselbe Weg sey, und die Sorgfalt, die man angewandt hatte, ihm die Augen zuzubinden, schien zu verrathen, daß er nach einem neuen Ort geführt würde.

Er kam durch verschiedne Gänge, und stieg dann aufwärts; bald darauf kam er wieder eine sehr lange Windeltreppe herab, die er sich nicht gegangen zu seyn erinnerte, worauf sie eine weite Strecke auf ebnem Boden zurücklegten. Aus dem hohlen Ton, den seine Schritte zurückgaben, schloß er, daß es über Gewölbe gienge. Man hörte die Fußtritte der Schildwachen nicht mehr, die ihm von der Zelle gefolgt waren, und er schien blos bei seinen Füh-

tern zurück geblieben zu seyn. Eine zweite Reihe Stuffen schien in unterirdische Gewölbe zu führen, denn er merkte, daß sich die Luft veränderte, und fühlte einen feuchten Dunst sich rings um ihn legen. Die Drohung des Mönchs, daß er ihn in dem Zimmer des Todes treffen würde, fiel Vivaldi oftmals ein.

Seine Führer standen in diesem Gewölbe stille, und schienen eine Berathschlagung zu halten; allein sie sprachen so leise, daß man ihre Worte nicht verstehen konnte, bis auf einige unzusammenhängende Reden, die mehr andeuteten, als Vivaldi begriff. Endlich wurde er wieder fortgeführt, und bald darauf hörte er das schwerfällige Krachen von Angeln, und merkte, daß er durch verschiedne Thüren gieng, aus deren Lage er schloß, daß es dieselben waren, durch die er die Nacht zuvor kam, und daß er sich vermuthlich auf dem Wege nach dem Gerichtssaal befand.

Seine Führer standen wiederum still, und Vivaldi hörte den eisernen Stab dreimal an eine Thüre schlagen: sogleich sprach eine fremde Stimme von innen und die Thüre wurde aufgeriegelt. Vivaldi gieng weiter und bildete sich ein, daß er in ein weites Gewölbe eingelassen würde, denn die Luft war freier und seine Schritte tönten in die Ferne.

Gleich darauf rief, wie in der vorigen Nacht, eine Stimme ihm zu, näher zu kommen, und Vivaldi merkte, daß er sich wiederum

vor Gericht befand. Es war die Stimme des Inquisitors, der das Hauptverhör mit ihm gehalten hatte.

„Ihr, Vicentio di Vivaldi," sagte die Stimme, „antwortet auf euern Namen und auf die Fragen, die man Euch vorlegen wird, ohne Zweideutigkeit und bei Strafe der Tortur."

Vivaldi wurde, wie der Mönch voraus gesagt hatte, befragt, was er vom Pater Schedoni wüßte, und als er dieselbe Antwort gab, die er zuvor seinem geheimnißvollen Gaste gegeben hatte, sagte man ihm, er wüßte mehr, als er eingestände.

„Ich weiß nicht mehr," erwiederte Vivaldi.

„Ihr sucht Ausflüchte," versetzte der Inquisitor. „Erklärt, was Ihr gehört habt, und erinnert Euch, daß Ihr vorhin einen Eid darauf schwuret."

Vivaldi schwieg, bis eine furchtbare Stimme vom Tribunal ihm befahl auf seinen Eid zu achten.

„Ich achte darauf," sagte Vivaldi, „und beschwöre Sie zu glauben, daß ich auch die Wahrheit verehre, wenn ich erkläre, daß dasjenige, was ich jetzt erzählen will, sich nur auf ein Gerücht stützt, dem ich keinen Glauben beimesse, und über dessen Wahrscheinlichkeit sogar, ich nicht den mindesten Beweis beibringen kann."

„Ehre die Wahrheit!“ sagte eine andre Stimme vom Tribunal, und Vivaldi bildete sich ein, die Töne des Mönchs zu erkennen. Er hielt einen Augenblick inne, und die Ermahnung wurde wiederholt. Vivaldi erzählte darauf, was ihm der Fremde über Schedonis Familie und über seine Verkleidung in einen Mönch des Klosters Spirito Santo gesagt hatte, hütete sich aber, des Beichtvaters Ansaldo und irgend eines Umstandes zu erwähnen, der mit dem außerordentlichen Bekenntniß im Zusammenhang stand, und erklärte noch einmal, daß er keine hinlängliche Autorität anführen könnte, um diesen Gerüchten Glauben zu geben.

„Auf wessen Autorität sagt Ihr sie denn nach?“ fragte der Inquisitor finster.

Nach einem Augenblick Besinnen, sagte Vivaldi: „was ich jetzt erklären werde, ehrwürdige Väter, ist so seltsam —“

„Zittre!“ sagte eine Stimme dicht an seinem Ohr, die er sogleich für des Mönchs Stimme erkannte, und die ihn in plötzliches Schrecken versetzte. Er war unvermögend weiter zu reden.

„Welche Autorität könnt Ihr für diese Gerüchte anführen?“ fragte der Inquisitor.

„Es ist mir selbst sogar unbekannt!“ antwortete Vivaldi.

„Macht keine Ausflüchte,“ sagte der Groß-Inquisitor.

„Ich

„Ich erkläre feierlich," versetzte Vivaldi, „daß ich weder den Namen, noch den Stand meines Gewährsmannes kenne, und daß ich sogar bis auf den Augenblick, wo er von dem Pater Schedoni sprach, sein Gesicht nie gesehen habe."

„Zittre!" tönte dieselbe tiefe, aber bedeutende, Stimme in sein Ohr. Vivaldi fuhr zusammen, und wandte sich unwillkührlich nach dem Tone hin, obgleich seine Augen seiner Neugier nicht zu Hülfe kommen konnten.

„Ihr habt wohlgethan, zu sagen, daß Ihr etwas Außerordentliches vorzutragen hättet," merkte der Inquisitor an, „es ist sichtlich, daß Ihr auch von Euren Richtern etwas Außerordentliches erwartet, da Ihr glaubt, sie würden diesen Behauptungen Glauben beimessen."

Vivaldi war zu stolz, um sich gegen eine so plumpe Anklage zu vertheidigen, oder nur eine Antwort zu geben.

„Warum foderst du nicht den Pater Ansaldo auf?" sagte die Stimme; „erinnere dich meiner Worte!"

Aufs neue durch die Stimme geschreckt, blieb Vivaldi einen Augenblick unschlüssig, was er thun sollte, und in diesem Augenblick kehrte sein Muth zurück.

„Mein Gewährsmann steht neben mir," sagte Vivaldi dreist; „ich kenne seine Stimme! halten Sie ihn fest, es ist von Wichtigkeit."

„Wessen Stimme?“ fragte der Inquisitor.
„Es hat Niemand gesprochen, außer mir.“

„Die Stimme war dicht neben mir,“ erwiederte Vivaldi, „sie sprach leise, aber ich kannte sie wohl.“

„Das ist entweder die List, oder der Wahnsinn der Verzweiflung,“ merkte der General-Vicar an.

„Es steht jetzt Niemand neben Euch, außer den Handlangern,“ sagte der Inquisitor, „und diese warten, ihren Dienst zu thun, wenn Ihr Euch weigert, auf die vorgelegten Fragen zu antworten.“

„Ich beharre auf meiner Aussage,“ erwiederte Vivaldi, „und bitte, mir die Augen loszubinden, damit ich meinen Feind sehen kann.“

Das Tribunal gewährte nach einer langen Privat-Conferenz diese Bitte; der Schleier wurde ihm abgenommen, und Vivaldi sah neben sich nur die Handlanger. Ihre Gesichter waren wie gewöhnlich verhüllt. Es schien, daß einer von diesen Folterknechten der geheime Feind seyn mußte, der ihn verfolgte, wenn anders dieser Feind ein Bewohner der Erde war! und Vivaldi bat, daß man ihnen befehlen möchte, ihre Gesichter aufzudecken. Man gab ihm einen strengen Verweis wegen einer so unverschämten Zumuthung, und erinnerte ihn an das unverletzliche Gesetz, worauf das Tribunal sein heiliges Ehrenwort gegeben hatte,

daß Personen in ihren ehrwürdigen Amtsbeschäftigungen nie der Rache des Verbrechers ausgesetzt werden sollten, den zu strafen ihre Pflicht sey."

„Ihre Pflicht!" rief Vivaldi, durch die Heftigkeit seines Unwillens aus seiner Huth geworfen; „Und giebt es auch ein heiliges Ehrenwort bei Teufeln?"

Ohne den Befehl des Tribunals abzuwarten, bedeckten die Handlanger sogleich Vivaldis Gesicht mit dem Schleier, und er fühlte sich in ihren Klauen. Er gab sich alle Mühe, wenigstens seine Hände los zu machen, schüttelte endlich diese Menschen von sich los, und entschleierte seine Augen aufs neue — allein sie erhielten sogleich Befehl, ihm den Schleier wieder überzuwerfen.

Der Inquisitor ermahnte Vivaldi, sich zu erinnern, in wessen Gegenwart er sey, und die Strafe zu fürchten, die seine Widersetzlichkeit verdiente, und die ihm ohne Verzug auferlegt werden würde, wenn er nicht einen Beweis beibringen könnte, um die Wahrheit seiner letzten Aussagen darzuthun.

„Wenn Sie erwarten, daß ich mehr sagen soll," erwiederte Vivaldi, „so verlange ich wenigstens Schutz vor der unberufnen Gewaltthätigkeit der Leute, die mich bewachen. Wenn man ihnen zuläßt, nach ihrer Willkühr mit dem Elend ihres Gefangnen zu spielen, so werde ich ein unverbrüchliches Stillschweigen

beobachten, und wenn ich einmal leiden muß, so sey es wenigstens nach den Gesetzen des Gerichts."

Der Groß-Inquisitor versprach Vivaldi den Schutz, den er verlangte, und fragte ihn zugleich, was das für Worte wären, die er eben gehört hätte.

Vivaldi bedachte, daß, wenn gleich die Gerechtigkeit verböte, einen Feind wegen verdächtiger Umstände anzuklagen, wovon er keine Beweise hatte, so foderte doch weder Vernunft noch Gerechtigkeit, daß er in dieser dringenden Verlegenheit, worein er gesetzt war, sich selbst zum Opfer machte: er gestand also, ohne weiteres Bedenken, daß die Stimme ihm befohlen hätte, das Tribunal aufzufordern, einen gewissen Pater Ansaldo, den großen Beichtvater der Santa del Pianto bei Neapel, so wie auch den Pater Schedoni vorzuladen, um die außerordentlichen Anklagen zu beantworten, welche Ansaldo gegen ihn vorbringen würde, zugleich aber erklärte er mit Ernst und zu wiederholtenmalen, daß er die Natur dieser Anklagen eben so wenig wüßte, als wenig es ihm bekannt sey, ob ein gerechter Grund dazu vorhanden wäre.

Diese Aussagen schienen das Tribunal in neue Verlegenheit zu setzen. Vivaldi hörte ihre geschäftigen Stimmen in leiser Berathschlagung, die eine geraume Zeit fortdauerten. Er hatte indeß Muße, manche Umstände zu erwä-

gen, die es höchst unwahrscheinlich machten, daß einer von den Inquisitionsdienern der Fremde seyn könnte, der ihn auf eine so geheimnißvolle Art umgab, und darunter gehörte auch der Umstand, daß er so lange zu Neapel gelebt hatte.

Nachdem das Tribunal einige Zeit in Berathschlagungen zugebracht hatte, schritt es zum Verhör, und Vivaldi wurde befragt, was er von dem Pater Ansaldo wüßte. Er antwortete sogleich, daß Ansaldo ihm gänzlich unbekannt sey, und daß er auch nicht eine Person aus Santa del Pianto oder sonst Jemand kennte, der etwas von dem großen Beichtvater wüßte.

„Wie?“ sagte der Groß-Inquisitor: „Ihr vergeßt, daß die Person, die Euch dies Tribunal auffordern hieß, den Pater Ansaldo vorzuladen, ihn kennt.“

„Um Verzeihung, das vergesse ich nicht,“ erwiederte Vivaldi, ich bitte im Gegentheil wohl zu merken, daß ich diese Person nicht kenne. Gesetzt also auch, daß er mir einige Nachricht von Ansaldo gegeben hätte, so könnte ich mich doch nicht auf die Aechtheit derselben verlassen.“ Er bat darauf das Gericht nochmals, wohl zu merken, daß er weder Ansaldo, noch sonst Jemand vor sie lüde, sondern blos ihrem Befehl gehorcht und wiederholt hätte, was der Fremde gesagt hatte.

Das Tribunal gestand die Richtigkeit dieser Bemerkung zu, und sprach ihn von allen Folgen frei, die aus dieser Auffoderung entstehen könnten. Allein diese Versicherung der Sicherheit für ihn selbst war nicht hinlänglich, Vivaldi zu beruhigen, den der Gedanke quälte, das Mittel zu seyn, einen Unschuldigen in Verdacht zu bringen. Der Groß-Inquisitor redete ihn aufs neue an, nachdem er dem Gericht ein allgemeines Stillschweigen auferlegt hatte.

„Die Nachricht, die Ihr von Euerm Angeber ausgesagt habt,“ sagte er, „ist so außerordentlich, daß sie keinen Glauben verdienen würde, hättet Ihr nicht die äußerste Abneigung gezeigt, die Anklagen, die er Euch eingab, zu entdecken, woraus erhellt, daß von Eurer Seite wenigstens die Anklage nicht aus Bosheit geschieht: allein wißt Ihr gewiß, daß die Stimme neben Euch keine Einbildung war, die Eure aufgeregten Lebensgeister erzeugten?

„Ich weiß es gewiß,“ erwiederte Vivaldi mit Festigkeit.

„Ist es wahr,“ fieng der Groß-Inquisitor wieder an, „daß verschiedne Personen neben Euch waren, als Ihr ausriefet, daß Ihr die Stimme Eures Angebers hörtet, und daß doch Niemand außer Euch sie vernommen hat?“

„Wo sind diese Personen jetzt?“ fragte Vivaldi.

„Sie haben sich zerstreut, über Eure Anklage erschrocken.

„Wenn Sie sie herbei rufen und befehlen wollen, daß man mir die Augen losbindet," sagte Vivaldi, „so will ich Ihnen, ohne Bedenken, die Person meines Angebers zeigen, wofern er noch unter uns verweilt."

Das Tribunal befahl, daß sie erscheinen sollten, aber hier zeigte sich eine neue Schwierigkeit. Man erinnerte sich nicht, wer alles gegenwärtig gewesen war; nur auf einige Personen konnte man sich besinnen, und diese wurden herbei gerufen.

Vivaldi hörte voll gespannter Erwartung Schritte und ein Gesumse von Stimmen um ihn her sich versammeln, und erwartete ungeduldig die Worte, die ihm das Gesicht wieder geben, und ihn vielleicht aus seiner Ungewißheit reißen würden. Nach wenig Augenblicken hörte er den Befehl geben, der Schleier wurde ihm noch einmal von den Augen genommen, und ihm befohlen: den Angeber anzuzeigen. Vivaldi warf einen schnellen Blick auf die Fremden umher.

„Das Licht brennt zu dunkel," sagte er; „ich kann diese Gesichter nicht unterscheiden."

Es wurde befohlen, eine Lampe von der Decke herunter zu lassen, und die Fremden sollten sich Vivaldi zu beiden Seiten stellen. Als dieses geschehn war, und Vivaldi seine Augen wieder auf den Haufen warf, sagte er; „Er ist nicht hier; keines dieser Gesichter gleicht dem Mönch von Paluzzi. Aber wartet, wer

ist jener, der dort im Schatten hinter den Leuten zur Linken steht? Laßt ihn seine Kappe in die Höhe schlagen!"

Der Hauen wich zurück, und die Person, auf welche Vivaldi gedeutet hatte, blieb allein in dem Zirkel.

„Es ist ein Diener der Inquisition," sagte ein Mann, der neben Vivaldi stand, und wir können ihn nicht zwingen sein Gesicht zu enthüllen, außer auf ausdrücklichen Befehl des Tribunals"

„Ich fodre das Tribunal auf, es ihm zu befehlen," sagte Vivaldi!

„Wer fodert es auf?" rief eine Stimme, und Vivaldi erkannte die Töne des Mönchs, wußte aber nicht genau, woher sie kamen.

„Ich, Vincentio di Vivaldi," antwortete der Gefangene, „ich fodre das Recht, welches mir zuerkannt ist, und befehle euch, das Gesicht aufzudecken."

Es erfolgte eine stumme Pause, und nur ein dumpfes Murmeln lief durch den Saal. Die Gestalt stand bewegungslos im Kreise, und blieb verhüllt.

„Schonen Sie seiner," sagte der Mann, der Vivaldi zuvor angeredet hatte: „er hat Ursachen, warum er wünscht, verborgen zu bleiben, die Sie nicht errathen können. Er ist ein Inquisitionsbedienter, und nicht die Person, die Sie meinen."

„Vielleicht kann ich seine Ursachen errathen,“ erwiederte Vivaldi, und setzte, seine Stimme erhebend, hinzu: „ich wende mich an dieses Tribunal, und befehle Euch, der Ihr allein dort in schwarzen Kleidern im Zirkel steht, Eure Züge zu enthüllen.“

Sogleich erscholl eine laute Stimme vom Tribunal und sagte:

„Wir befehlen Euch im Namen der allerheiligsten Inquisition, Euch zu erkennen zu geben!“

Der Fremde zitterte, schlug aber, ohne daß er sich zu besinnen wagte, die Kappe auf. Vivaldis Augen waren starr auf ihn gerichtet; allein er erkannte — nicht das Gesicht des Mönchs! sondern eines Officials, den er sich schon einmal gesehn zu haben erinnerte, ob er sich gleich nicht genau besann, bei welcher Gelegenheit.

„Dies ist nicht mein Angeber!“ sagte Vivaldi, und wandte sich mit tiefem Verdruß von ihm, während der Fremde seine Kappe fallen ließ, und die Menge sich dicht an ihn drängte. Auf Vivaldis Aussage sahen die Beisitzer des Gerichts einander zweifelhaft an, und schwiegen, bis der Groß-Inquisitor mit der Hand winkte, als wollte er zur Aufmerksamkeit auffodern, und Vivaldi anredete:

„Es scheint also, daß Ihr das Gesicht Eures Angebers schon zuvor gesehn habt!“

„Ich habe es bereits erklärt," erwiederte Vivaldi.

Der Groß-Inquisitor fragte, wann und wo er ihn gesehn hätte.

„Vergangne Nacht, und in meinem Gefängniß," antwortete Vivaldi.

„In Eurem Gefängniß!" sagte der Inquisitor, der ihn vorher befragt hatte, verächtlich; „und wahrscheinlich im Traum dazu!"

„In Eurem Gefängniß!" riefen verschiedne Mitglieder des untern Tribunals.

„Er träumt noch!" merkte ein Inquisitor an. „Ehrwürdige Väter, er mißbraucht Ihre Geduld, der Wahnsinn des Schreckens hat ihn bethört. Wir lassen die Augenblicke verstreichen."

„Wir müssen dieser Sache weiter nachforschen," sagte ein andrer Inquisitor. „Hier ist ein Betrug im Spiel. Wenn Ihr, Vincentio di Vivaldi, eine Falschheit behauptet habt, so zittert!"

Ob des Mönchs Stimme noch in Vivaldis Gedächtniß zitterte, oder ob der Ton, womit dieses Wort ausgesprochen wurde, ihr glich, er fuhr beinahe zusammen, als der Inquisitor: Zittre! sagte, und fragte, wer es gesprochen hätte?

„Wir selbst," antwortete der Inquisitor.

Nach einem kurzen Gespräch unter den Mitgliedern des Tribunals, gab der Groß-Inquisitor Befehl, daß die Soldaten, die in der

vorigen Nacht vor Vivaldis Gefängniß Schildwache gestanden hatten, in den Gerichtssaal gebracht werden sollten. Den Leuten, die man kurz vorher ins Zimmer gerufen hatte, wurde nun befohlen, sich zurückzuziehn, und alle weitere Untersuchung bis zur Ankunft der Schildwachen verschoben. Vivaldi hörte nun die dumpfen Stimmen der Inquisitoren, die sich heimlich unterredeten, und blieb still, nachdenkend und voll Erstaunen.

Als die Schildwachen erschienen und befragt würden, wer in der letzten Nacht zu Vivaldi ins Gefängniß gekommen sey, erklärten sie, ohne sich zu besinnen, oder bestürzt zu scheinen, daß nach der Stunde, wo der Gefangne vom Verhör zurückgekehrt sey, bis zum folgenden Morgen, wo die Wache ihm die gewöhnliche Portion Brod und Wasser brachte, Niemand ins Gefängniß gekommen sey. Sie beharrten ohne die mindeste Abweichung auf dieser Aussage, ohngeachtet der Groß-Inquisitor Befehl gab, sie ins Gefängniß zu bringen, bis die Sache im Reinen seyn würde.

Die Zweifel, die man in die Redlichkeit dieser Leute setzte, trugen indessen nicht bei, das Mißtrauen von der andern Seite aus dem Wege zu räumen. Im Gegentheil schien der Verdacht des Gerichts, der sich mit dessen Verlegenheit vermehrte, über jeden Punkt, der vor ihnen lag, hin und her zu schwanken, und statt ein Licht auf die Wahrheit zu werfen, dienten

diese Umstände nur, sie in tiefere Dunkelheit einzuhüllen. Zweifelhafter als zuvor, ob Vivaldis außerordentliche Aussagen der Wahrheit gemäß wären, benachrichtigte ihn der Groß-Inquisitor, daß er sich einer sehr harten Strafe für seine Verwegenheit aussetzen würde, wenn es sich bei fernerer Untersuchung zeigte, daß er mit der Leichtgläubigkeit seiner Richter ein Spiel getrieben hätte: sollte sich aber von der andern Seite Ursache zeigen zu glauben, daß die Schildwachen an ihrer Pflicht etwas versehn hätten, und daß in der Nacht Jemand in sein Gefängniß gekommen sey, so würde das Gericht auf eine ganz andre Weise verfahren.

Da Vivaldi merkte, daß er, um Glauben zu finden, sich umständlicher auslassen müßte, beschrieb er aufs genaueste die Person und das Ansehn des Mönchs, ohne jedoch des Dolchs, den er gezeigt hatte, zu erwähnen. Ein tiefes Stillschweigen herrschte im Zimmer, während er sprach; es schien eine Stille nicht nur der Aufmerksamkeit, sondern des Erstaunens. Vivaldi selbst fühlte sich von einer gewissen Furcht befangen, und erwartete beinahe, als er ausgeredet hatte, die Stimme des Mönchs zu hören, um ihn herauszufodern, oder ihm Rache zu drohn; allein es blieb alles still, bis der Inquisitor, der ihn zuerst verhört hatte, mit feierlicher Stimme sagte:

„Wir haben Euren Reden mit Aufmerksamkeit zugehört, und werden die Sache aufs

genaueste untersuchen. Einige Punkte, die ihr erwähnt habt, erregen unser Erstaunen und verdienen ganz besonders in Erwägung gezogen zu werden. Begebt Euch nur wieder dahin zurück, woher ihr kamet, und schlafet diese Nacht ohne Furcht — bald werdet ihr mehr erfahren.

Vivaldi wurde sogleich aus dem Zimmer geführt und noch immer mit verbundnen Augen in das Gefängniß zurückgebracht, welches er nie wieder zu betreten geglaubt hatte. Sobald man ihm die Binde abnahm, bemerkte er, daß man seine Wache gewechselt hatte.

Der Stille seiner Zelle wiederum überlassen, wiederholte er sich alles, was in dem Zimmer der Gerechtigkeit vorgegangen war: die Fragen, die man ihm vorlegte, das verschiedne Betragen der Inquisitoren; die Stimme des Mönchs und die Aehnlichkeit, die er zwischen ihm und dem einen Inquisitor wahrzunehmen glaubte, als dieser das Wort zittre aussprach; allein die Erwägung aller dieser Umstände diente auf keine Weise, ihn aus seiner Verwirrung zu ziehn. Zuweilen war er geneigt zu glauben, daß der Mönch ein Inquisitor sey, und die Stimme hatte mehr als einmal von dem Tribunal zu kommen geschienen: allein er erinnerte sich auch, daß sie mehr als einmal dicht an sein Ohr sprach, und wußte, daß kein Mitglied dieses Tribunals seinen Platz während des Verhörs eines Gefangnen verlassen durfte, und daß, hätte der

Unbekannte es auch gewagt, seine auszeichnende Kleidung ihn der Beobachtung und folglich dem Verdacht in dem Augenblick würde ausgesetzt haben, wo Vivaldi rief, daß er die Stimme seines Angebers hörte.

Doch konnte Vivaldi nicht ohne Befremdung über die letzten Worte nachdenken, welche der Inquisitor, der das Hauptverhör mit ihm führte, ihm zuletzt sagte, als er vom Tribunal entlassen ward. Sie erregten eine um so größere Verwundrung bei ihm, da es die ersten waren, die gewissermaaßen einen Wunsch verriethen, den Gefangnen zu trösten oder zu beruhigen, und Vivaldi bildete sich sogar ein, sie verriethen, daß man vorher wüßte, er würde diese Nacht nicht durch die Gegenwart seines furchtbaren Gastes erschreckt werden. Er würde nichts mehr gefürchtet, obwohl alles erwartet haben, hätte man ihm ein Licht und Waffen vergönnt, wenn anders der Fremde in der That zu einer Gattung Wesen gehörte, welche Waffen fürchten müssen; allein so den Absichten eines geheimnißvollen, mächtigen Wesens ausgesetzt zu seyn, das beleidigt zu haben, er sich bewußt war, — eine solche Lage zu ertragen, ohne Angst zu fühlen, erfoderte etwas mehr als Muth, oder weniger als Vernunft.

Siebentes Kapitel.

— It came over my soul as doth the thunder
While distant yet, with an unexpected burst
It threats the trembling ear. Now to the trial.

Caractacus.

Zufolge dessen, was bei Vivaldis letztem Verhör an den Tag gekommen war, wurde der Beichtvater Ansaldo nebst dem Pater Schedoni vor die Tafel des heiligen Gerichtes geladen.

Schedoni wurde auf seinem Wege nach Rom angehalten, wohin er heimlich gieng, um noch weitere Versuche für Vivaldis Befreiung zu machen, dessen Erlösung aus dem Kerker er schwerer zu bewirken fand, als seine Gefangennehmung: die Person, auf deren Unterstützung der Beichtvater vorzüglich rechnete, hatte sich eines größern Einflußes gerühmt, als sie besaß, oder vielleicht aufzubieten für gut fand. Es lag Schedoni um so mehr am Herzen, Vi-

valdis Befreiung unverzüglich zu bewirken, damit nicht ohngeachtet der Vorsicht, die man gewöhnlich anwandte, eine undurchdringliche Hülle über die Gefangnen dieses schrecklichen Tribunals zu werfen, und sie auf immer vor ihren Freunden zu begraben, ein Gerücht von seiner Lage zu seiner Familie dränge. Eine solche vorzeitige Entdeckung von Vivaldis Umständen dürfte auch, wie Schedoni fürchtete, eine Entdeckung des Verfolgers nach sich ziehn, und ihm den Abscheu und der Rache einer Familie zuziehn, welche sich geneigt zu machen jetzt mehr als je sein Wunsch und Vortheil war. Noch immer war es seine Absicht, Vivaldi unmittelbar nach seiner Befreiung heimlich mit Ellena zu vermählen, damit, wenn er ja Ursache hätte, Schedoni für seinen Verfolger zu halten, sein eignes Interesse ihm auflegte, seinen Verdacht auf immer zu verheelen, und Schedoni folglich vor allen nachtheiligen Folgen geschützt bliebe.

Wie wenig sah Vivaldi vorher, daß er durch die Vorladung des Pater Schedoni seine Verbindung mit Ellena di Rosalba verzögerte, oder vielleicht gar verhinderte! Wie wenig vermuthete er, was die weitern Folgen einer Entdeckung seyn würden, welche die besondre Lage, worein er sich gesetzt sah, ihn nicht wohl zurückhalten ließ; doch würde er, wenn er den Ausgang davon hätte vorhersehn können, lieber allen Schrecknissen des Gerichts, ja dem Tode

selbst

selbst Trotz geboten haben, ehe er sich den Gewissensvorwurf zugezogen hätte, Ursach daran zu seyn.

Der Grund seiner Verhaftnehmung wurde Schedoni verheelt, der nicht den mindesten Verdacht davon hatte, sondern sie darauf schob, daß das Tribunal in ihm Vivaldis Angeber entdeckt haben würde. Diese Entdeckung schrieb er seiner eignen Unbesonnenheit zu, weil er zum Beweise, wie sehr Vivaldi den katholischen Glauben verachte, angeführt hatte, daß er einen Priester, während einer heiligen Bußhandlung in der Spirito Santo beleidigt hätte. Durch was für Kunstgriffe aber das Gericht entdeckt hatte, daß er dieser Priester und der Urheber der Anklage sey, konnte Schedoni auf keine Weise herausbringen. Er war geneigt zu glauben, daß dieser Verhaft keinen andern Zweck haben könnte, als den, Beweise von Vivaldis Schuld zu erhalten, und der Beichtvater wußte, daß er seiner Aussage eine solche Wendung geben konnte, daß der Gefangne, allem Vermuthen nach, ganz frei gesprochen werden würde, und von ihm durfte der Beichtvater keine Ahndung seines vorhergegangnen Betragens fürchten, sobald es ihm nur gelang, zu einer Erklärung mit ihm zu kommen. Doch fühlte er sich dem allen ohngeachtet nicht völlig ruhig, denn er hielt es für möglich, daß die Nachricht von Vivaldis Lage und von dem Urheber desselben, bis zu seiner Familie gedrün-

gen sey, und seinen Arrest herbeizogen hätte; allein je länger er über diesen Gegenstand nachdachte, je unwahrscheinlicher fand er es, daß diese Entdeckung, wenigstens in so fern sie ihn betraf, bis zu ihnen gekommen seyn sollte, und er suchte alle Besorgnisse darüber zu verbannen.

Vivaldi wurde von der Nacht seines letzten Verhörs an, nicht wieder vorgeladen, bis Schedoni und der Pater Ansaldo zusammen im Gerichtssaal erschienen. Die beiden letztern waren schon abgesondert verhört worden, und Ansaldo hatte die nähern Umstände der Beicht ausgesagt, die ihm am Abend des St. Marcusfestes im Jahr 1752 abgelegt wurde, und hatte wegen dieser Eröffnung seine förmliche Absolution erhalten. Was bei diesem Verhör vorgieng, ist nicht bekannt geworden; bei dem zweiten aber wurde er aufgefodert, den ganzen Vorgang und die Umstände der Beichte zu wiederholen. Dieses geschah wahrscheinlich in der Absicht, zu beobachten, welche Wirkung sie bei Schedoni und Vivaldi hervorbringen würde, und daraus auf die Schuld des Beichtvaters und die Wahrhaftigkeit des jungen Gefangnen zu schließen.

Man gab in dieser Nacht sehr genau auf die Personen Acht, die in den Gerichtssaal eingelassen wurden; alle Beamten, deren Gegenwart bei den Ceremonien des Tribunals nicht durchaus erforderlich war, wurden ausgeschlos-

sen, so wie alle andre zur Inquisition gehörigen Personen, die nicht zu den Zeugen oder Richtern gehörten. Sobald diese Untersuchung vorüber war, wurden die Gefangnen hereingebracht, und ihren Führern befohlen, sich zurückzuziehn. Ein Stillschweigen von einigen Minuten herrschte im Saal, und so verschieden auch die Betrachtungen der Gefangnen seyn mochten, befanden sich doch wahrscheinlich alle in einem gleichen Grade von ängstlicher Erwartung.

Nachdem der Groß-Vicar insgeheim einige Worte zu einer Person ihm zur Linken gesagt hatte, stand ein Inquisitor auf.

„Wenn Jemand in diesem Gerichtssaal," sagte er, „unter dem Namen des Pater Schedoni, zur Dominikaner-Gesellschaft der Spirito Santo zu Neapel gehörig, bekannt ist, so laßt ihn hervortreten!"

Schedoni beantwortete die Auffoderung. Er trat mit festem Schritt hervor, machte ein Kreuz, verneigte sich gegen das Tribunal, und erwartete stillschweigend seine Befehle.

Der Beichtvater Ansaldo wurde zunächst vorgeladen. Vivaldi bemerkte, daß er schwankte, als er heran nahte, und daß er dem Gericht einen noch tiefern Gehorsam bezeigte, als Schedoni. Vivaldi selbst wurde nun vorgeladen. Seine Miene war ruhig und voll Würde, und sein Gesicht drückte den feierlichen

Schwung seiner Gefühle, aber keine Niedergeschlagenheit aus.

Schedoni und Ansaldo wurden nun zum erstenmale mit einander verhört. Was auch Schedonis Gefühle seyn mochten, als er den Beichtvater der Santa del Pianto sah, so gelang es ihm doch sie zu verheelen.

Der Groß-Vicar selbst eröffnete das Verhör. „Ihr, Pater Schedoni, von Spirito Santo;“ sagte er, „antwortet und erkläret, ob die Person, die jetzt vor Euch steht, die den Namen des großen Beichtvaters vom Orden der Schwarzen Büßenden führt; und im Kloster der Santa Maria del Pianto den Vorsitz hat, euch bekannt ist.“

Schedoni verneinte es mit Festigkeit.

„Ihr könnt euch nicht erinnern, ihn vor dieser Stunde gesehn zu haben?“

„Niemals,“ sagte Schedoni.

„Legt ihm den Eid vor,“ sagte der Groß-Vicar. Nachdem Schedoni ihn abgelegt hatte, wurden Ansaldo die nämlichen Fragen wegen des Beichtvaters vorgelegt, als zum Erstaunen Vivaldis und des größern Theils vom Gericht der Beichtvater alle Bekanntschaft mit Schedoni abläugnete. Doch verneinte er es auf weniger entscheidende Art als Schedoni der Beichtvater, und als ihm der gewöhnliche Eid vorgelegt wurde, weigerte er sich, ihn abzulegen.

Vivaldi wurde nun zunächst herbeigerufen, um ein Zeugniß von Schedonis Person abzulegen: er erklärte, daß er die Person, welche man ihm jetzt zeigte, nie unter einem andern Namen, als dem des Pater Schedoni gekannt, und daß er immer gehört hätte, es sey ein Mönch aus der Spirito Santo; doch trug er zu gleicher Zeit Sorge, zu wiederholen, daß er von seiner übrigen Lebensgeschichte nichts wüßte.

Schedoni wurde anfangs über den Edelmuth und die Billigkeit, die Vivaldi ihm zu beweisen schien, befremdet; gewohnt aber, allen Handlungen, die er nicht deutlich begreifen konnte, einen üblen Bewegungsgrund unterzuschieben, trug er kein Bedenken zu glauben, daß bei dieser anscheinend redlichen Erklärung über ihn, eine verborgne böse Absicht zum Grunde liege.

Nach einigen vorläufigen Formalitäten erhielt Ansaldo Befehl, die nähern Umstände der Beichte zu erzählen, die ihn am Abend des St. Marcus-Festes abgelegt worden war. Man vergesse nicht, daß dieses noch immer ein sogenanntes geheimes Inquisitionsverhör war.

Nachdem er die gewöhnlichen Eide abgelegt hatte, nicht mehr und nicht weniger als die reine Wahrheit dessen, was vor ihm geschehn war, zu erklären, wurden Ansaldos Aussagen ohngefähr in folgenden Worten niedergeschrieben, welche Vivaldi, beinahe zitternd vor Un-

geduld, anhörte; denn außer der Neugier, welche verschiedne vorhergegangne Umstände in ihm erregt hatten, glaubte er, daß sein eignes Schicksal gewissermaaßen von der Entdeckung der Thatsache, worauf sie hinführten, abhieng. Ach! wenn er hätte vermuthen können, wie sehr! wenn er gewußt hätte, daß die Person, welche er vor dieses schreckliche Gericht zu treten gewissermaaßen behülflich gewesen war, der Vater seiner Ellena di Rosalba sey!

Ansaldo bestätigte nochmals seinen Namen und Würden, und gab alsdann folgende Aussage:

„Am Abend des fünf und zwanzigsten Aprils, im Jahr 1752, als ich meiner Gewohnheit nach in dem Beichtstuhl von San Marco saß, wurde ich durch ein tiefes Stöhnen beunruhigt, das aus dem Beichtstuhl mir zur Linken kam."

Vivaldi bemerkte, daß dieses angegebne Datum mit dem, welches der Fremde angegeben hatte, übereinstimmte, und wurde dadurch um so geneigter, das folgende zu glauben, und dieser außerordentlichen und unsichtbaren Person sein Vertrauen zu schenken.

Ansaldo fuhr fort: „Diese Töne beunruhigten mich um so mehr, weil ich nicht darauf vorbereitet war: ich wußte nicht, daß sich Jemand im Beichtstuhl befand, und hatte eben so wenig Jemand den Flügel herauf kommen sehn; allein die Dunkelheit der Stunde

kann vielleicht Schuld gewesen seyn, daß ich es nicht bemerkte, es war nach Sonnenuntergang, und die Fackeln bei dem Schrein des heiligen Antonius brannten noch schwach in der Dämmerung."

„Faßt Euch kurz, heiliger Vater," sagte der Inquisitor, der sich das vorigemal am thätigsten bei Vivaldis Verhör bewiesen hatte — „sprecht näher, was zur Sache gehört."

„Die Seufzer hörten zuweilen auf," sagte Ansaldo, „und es erfolgten lange Pausen des Stillschweigens: sie schienen aus einer Brust zu kommen, die vom tiefsten Schmerz zusammengepreßt war, die mit dem Bewußtseyn ihrer Schuld kämpfte, und doch nicht Entschlossenheit genug fühlte, sie zu bekennen. Ich bemühte mich, dem Büßenden Muth einzusprechen, und hielt ihm jede Hoffnung von Mitleid und Vergebung vor, welche meine Pflicht mir zuließ; allein es war lange Zeit umsonst: die ungeheure Sünde schien zu schwer, um sie auszusprechen, und doch schien der Büßende sie eben so wenig bei sich verschließen zu können. Sein Herz wollte von dem Geheimniß brechen, und schmachtete nach dem Trost, losgesprochen zu werden, selbst um den Preis der schwersten Buße.

„Thatsachen," sagte der Inquisitor; „dies sind nur Vermuthungen."

„Es werden bald Thatsachen genug zum Vorschein kommen," erwiederte Ansaldo, und

verneigte sein Haupt. „Die Erwähnung derselben wird Sie versteinern, heilige Väter, so wie sie mich versteinert hat, wiewohl nicht aus denselben Gründen. Während ich den Büßenden aufzumuntern suchte, und ihn versicherte, daß ich ihm auf das Geständniß seiner Verbrechen, so schrecklich sie auch seyn möchten, die Absolution ertheilen würde, wofern seine Reue nur aufrichtig wäre, fieng er mehr als einmal sein Geständniß an, und brach auch wieder ab. Einmal verließ er sogar den Beichtstuhl; sein gequälter Geist bedurfte Ruhe, und jetzt erst, als er mit unruhigen Schritten über den Chor gieng, bemerkte ich seine Gestalt. Er war in einen weißen Mönchshabit gekleidet, und soviel ich mich besinnen kann, ohngefähr von der Statur des Pater Schedoni, der hier neben mir steht."

Als Ansaldo diese Worte sagte, richtete sich die Aufmerksamkeit des ganzen Tribunals auf Schedoni, der unbeweglich, die Augen zur Erde gesenkt, da stand.

„Sein Gesicht," fuhr der Beichtvater fort, „habe ich nicht gesehn, denn er trug aus guten Gründen Sorge, es zu verheelen: eine andre Aehnlichkeit also, als die der Statur, kann ich nicht zwischen ihnen angeben. Die Stimme zwar, die Stimme des Büßenden werde ich nie vergessen. Mich dünkt, ich würde sie nach noch so langer Zeit wieder erkennen."

„Hat sie denn nicht Ihr Ohr getroffen, seit Sie in diese Mauern kamen," sagte ein Mitglied des Tribunals.

„Davon nachher," erinnerte der Inquisitor, „Ihr geht von der Sache ab, Vater."

Der Groß = Inquisitor merkte an, daß die eben erzählten Umstände von Wichtigkeit wären, und daß man sie nicht als unbedeutend übergehen dürfe. Der Inquisitor unterwarf sich dieser Meinung, wandte aber ein, daß sie nicht für diesen Augenblick gehörten, und Ansaldo erhielt aufs neue Befehl zu wiederholen, was er im Beichtstuhl vernommen hätte.

„Als der Fremde zu den Stuffen des Beichtstuhls zurückkehrte," fuhr Ansaldo fort, „hatte er Muth genug gefaßt, das Geschäft, was er sich auferlegt hatte, zu bestehn, und eine schneidende Stimme sprach durch das Gitter die Thatsachen, die ich zu erzählen im Begriff bin."

Der Vater Ansaldo hielt inne, und ließ Unruhe blicken. Es schien, als bemühte er sich, Muth zu sammeln, um zu vollenden, was er angefangen hatte. Während dieser Pause bemächtigte sich die Stille der Erwartung des ganzen Gerichts, und die Augen des Tribunals waren abwechselnd auf Ansaldo und Schedoni gerichtet, der gewiß mehr als menschliche Festigkeit bedurfte, um unerschüttert die strenge Untersuchung und den noch strengern Verdacht, dem er ausgesetzt da stand, zu er=

tragen. Allein es mochte nun die Stärke selbstbewußter Unschuld oder die Verhärtung des barbarischen Lasters seyn, was den Beichtvater beschützte: er ließ nicht die mindeste Bewegung blicken, und Vivaldi, der ihn von Anfang des Verhörs an, unabläßig beobachtet hatte, fühlte sich geneigt zu glauben; daß er nicht der beschriebne Büßende sey. Ansaldo, der sich endlich gefaßt hatte, fuhr folgendermaaßen fort:

„Ich bin als Sklave meiner Leidenschaften durchs Leben gegangen," sagte der Beichtende, „und sie haben mich zu erschrecklichen Ausschweifungen verleitet. Ich hatte einst einen Bruder —" Er hielt inne, und tiefe Seufzer verriethen aufs neue die Quaal seiner Seele; endlich setzte er hinzu — „Dieser Bruder hatte ein Weib! — Hören Sie mich jetzt an, ehrwürdiger Vater, und sagen Sie, ob ein Verbrechen, wie das meinige, Lossprechung hoffen darf! Sie war schön, ich liebte sie, sie war tugendhaft und ich verzweifelte. Sie, mein Vater, fuhr er mit fürchterlicher Stimme fort, kannten nie die Wuth der Verzweiflung. Sie überwältigte jede andre Kraft meiner Seele, oder theilte ihr vielmehr ihre eigne Gewalt mit, und ich suchte, mich auf welche Art es auch sey, von ihren Quaalen zu befreien. Mein Bruder starb! — Der Büßende hielt wiederum inne, ich zitterte, während er schwieg, und hörte ihn endlich folgende Worte sagen —

Mein Bruder starb fern von seiner Heimath — Aufs neue hielt der Büßende inne, und das Stillschweigen dauerte so lange, daß ich es für passend hielt, ihn zu befragen, an welcher Krankheit sein Bruder gestorben sey? — Vater, ich war sein Mörder! — sagte der Büßende mit einer Stimme, die ich nie vergessen werde — sie drang mir ins Herz."

Ansaldo schien durch die Erinnerung erschüttert zu werden, und schwieg einen Augenblick. Bei den letzten Worten hatte Vivaldi Schedoni besonders beobachtet, um aus der Wirkung, die sie auf ihn machen würden, zu schließen, ob er schuldig sey: allein er blieb in seiner vorigen Stellung, und seine Augen waren noch immer zur Erde geheftet.

„Fahret fort, Vater," sagte der Inquisitor, „was antwortetet Ihr auf dieses Geständniß?" „Ich schwieg," sagte Ansaldo; „aber endlich hieß ich den Büßenden fortfahren. Ich wußte es so einzurichten, sagte er, daß mein Bruder fern von seiner Heimath sterben mußte, und leitete die Sache so ein, daß seine Witwe niemals die Ursache seines Todes argwöhnte. Nicht lange nachher, als die gewöhnliche Trauerzeit verflossen war, wagte ich es, um ihre Hand zu bitten; allein sie hatte meinen Bruder noch nicht vergessen, und schlug mich aus. Meine Leidenschaft wollte nicht länger mit sich spielen lassen. Ich ließ sie aus dem Hause entführen, und sie willigte nachher

ein, ihre Ehre durch die priesterliche Einsegnung wieder zu gewinnen. Ich hatte meine Gewissensruhe aufgeopfert, ohne Glückseligkeit gefunden zu haben. Sie ließ sich nicht einmal herab, ihre Verachtung zu verheelen. Gekränkt, aufgebracht über ihr Betragen, fieng ich an zu argwöhnen, daß ein andres Gefühl als bloße Empfindlichkeit an dieser Verachtung Schuld sey, und zuletzt von allem setzte noch Eifersucht, ja Eifersucht meinem Elend die Krone auf — entzündete alle meine Leidenschaften bis zum Wahnsinn."

Der Büßende, fuhr Ansaldo fort, schien wirklich in diesem Augenblick beinahe wahnsinnig zu seyn, und krampfhafte Seufzer erstickten bald seine Worte. Als er in seiner Beichte wieder fortfuhr, sagte er: „Ich fand bald einen Gegenstand für meine Eifersucht. Unter den wenigen Personen, die uns in der Einsamkeit unsers ländlichen Aufenthaltes besuchten, war ein Edelmann, der, wie ich mir einbildete, meine Frau liebte: auch bildete ich mir ein, daß, so oft er erschien, eine besondre Freude auf ihrem Gesichte strahlte. Sie schien Vergnügen daran zu finden, mit ihm zu sprechen, und ihm einen Vorzug zu beweisen. Zuweilen dünkte mich sogar, daß sie einen Stolz darin fände, mir den Vorzug, den sie ihm ertheilte, zu erkennen zu geben, und daß sie einen Blick des Triumphs und sogar der Verachtung auf mich warf, so oft sie sei-

lten Namen nennte. Vielleicht nahm ich Unwillen für Liebe, und sie wünschte wohl nur mich zu strafen, indem sie meine Eifersucht erregte. Unglücklicher Irrthum! sie bestrafte zugleich sich selbst.“

„Seyd weniger umständlich, Vater,“ sagte der Inquisitor.

Ansaldo verneigte sich und fuhr fort.

„Eines Abends,“ fuhr der Büßende fort, „als ich unerwartet zu Hause kam, sagte man mir, daß meine Frau Besuch hätte. Als ich mich dem Zimmer näherte, wo sie saßen, hörte ich Sacchi's Stimme: sie schien klagend und flehend. Ich stand still, um zu horchen, und vernahm genug, um mich mit Rache zu erfüllen. Doch hielt ich mich so weit zurück, daß ich nur leise an ein Fenster im Gange schlich, von welchem man das Zimmer übersehn konnte. Der Verräther lag auf den Knien vor ihr — ob sie meinen Schritt gehört, oder mich am Fenster wahrgenommen hatte, oder ob sein Betragen sie beleidigte, weiß ich nicht — allein sie stand sogleich vom Stuhl auf. Ich hielt mich nicht damit auf, nach der Ursache zu forschen, sondern ergriff meinen Dolch, und stürzte mit der Absicht, ihn dem Schurken ins Herz zu stoßen, ins Zimmer. Der vermeinte Mörder meiner Ehre entfloh in den Garten, und man hörte nichts mehr von ihm — „Aber Ihre Frau —“ sagte ich — „Ihre Brust empfieng den Dolch!“ erwiederte der Büßende.

Ansaldos Stimme schwankte, als er diesen Theil der Beichte wiederholte, und er war ganz außer Stande weiter fortzufahren. Das Tribunal, das seinen Zustand sah, erlaubte ihm sich zu setzen, und nach dem Kampf einiger Augenblicke setzte er hinzu: „Denken Sie, heilige Väter! denken Sie, was ich in dem Augenblicke empfinden mußte! Ich selbst war der Liebhaber des Weibes, die er ermordet zu haben bekannte!"

„War sie unschuldig?" sagte eine Stimme; und Vivaldi, dessen Aufmerksamkeit in der letzten Zeit ganz auf Ansaldo gerichtet war, blickte jetzt Schedoni an, und fand, daß er es war, der gesprochen hatte. Bei dem Laut seiner Stimme wandte sich der Beichtvater sogleich nach ihm hin. Es herrschte eine allgemeine Pause, während welcher Ansaldos Augen sich mit Ernst auf den Angeklagten hefteten. — Endlich sprach er: „Sie war unschuldig!" mit dem feierlichsten Nachdruck setzte er hinzu: „sie war höchst tugendhaft!"

Schedoni war in sich selbst zurückgesunken; er fragte nichts weiter. Ein Murmeln lief durch das Gericht, welches nach und nach begann, bis es in laute Unterredung ausbrach — endlich wurde der Sekretair angewiesen, Schedonis Frage niederzuschreiben.

„War das die Stimme des Büßenden, die Ihr so eben gehört habt?" fragte der Inquisitor Ansaldo. „Erinnert Euch wohl, Ihr

habt gesagt, daß Ihr sie wieder erkennen würdet!"

„Mich dünkt, sie war es," erwiederte Ansaldo, „allein ich kann nicht darauf schwören."

„Welche gebrechliche Urtheilskraft!" sagte der nämliche Inquisitor, welchen selten die Bescheidenheit des Zweifels über irgend einen Gegenstand quälte. Ansaldo wurde aufgefodert, seine Erzählung fortzusetzen.

„Bei dieser Entdeckung des Mörders," sagte der Beichtvater, „verließ ich den Beichtstuhl, und meine Sinnen wichen von mir, ehe ich Befehl geben konnte, ihn anzuhalten. Als ich sie wieder erhielt, war es zu spät; er war entwischt! Von dieser Stunde an bis jetzt, habe ich ihn nicht wieder gesehn, auch wage ich nicht zu behaupten, daß er die Person ist, die jetzt vor mir steht."

Der Inquisitor war im Begrif zu sprechen, allein der Groß-Inquisitor winkte mit der Hand zum Zeichen, daß er Aufmerksamkeit fodre und sagte, indem er sich zu Ansaldo wandte: „Wenn Ihr auch Schedoni, den Mönch von Spirito Santo, nicht kennt, ehrwürdiger Vater, könnt Ihr Euch denn auch nicht der Person des Grafen di Bruno, Eures ehemaligen Freundes, erinnern?"

Ansaldo sah Schedoni aufs neue mit forschendem Auge an. Er betrachtete ihn lange; allein Schedonis Gesicht blieb unverändert.

„Nein," sagte der Beichtvater endlich, „ich

nehme es nicht auf mich zu behaupten, daß dieser der Graf di Bruno ist. Ist er es, so haben die Jahre tief an seinen Zügen genagt. Daß der Beichtende der Graf Bruno war, davon habe ich Beweise; er erwähnte meines Namens und besondrer Umstände, die nur dem Grafen und mir bekannt waren; allein daß Pater Schedoni der Büßende sey," wiederhole ich, wage ich nicht zu behaupten."

„Aber ich wage es;" sagte eine andre Stimme, und Vivaldi sah, als er sich umdrehte, den geheimnißvollen Fremden heran nahn; seine Kappe war jetzt zurückgeschlagen, und eine drohende Miene über jeden schrecklichen Zug verbreitet. Schedoni schien in dem Augenblicke, als er ihn wahrnahm, bewegt; sein Gesicht erlitt zum erstenmale eine Veränderung.

Das Tribunal beobachtete ein tiefes Schweigen; allein Verwunderung und eine gewisse unruhige Erwartung bezeichneten jede Stirn.

Vivaldi war im Begrif auszurufen: „Das ist mein Angeber!" als die Stimme des Fremden ihn zurückhielt.

„Kennst du mich?" sagte er finster zu Schedoni, und seine Stellung wurde fest.

Schedoni gab keine Antwort.

„Kennst du mich?" wiederholte sein Ankläger mit fester feierlicher Stimme.

„Dich kennen!" sagte Schedoni schwach.

„Kennst du dies?" rief der Fremde, und erhob die Stimme, indem er etwas, das einem

Dolche

Dolche glich, unter seinem Gewande hervorzog. „Kennst du diese unauslöschlichen Flecken?" sagte er, hob den Dolch auf, und hielt ihn mit aufgehobnem Arm Schedoni hin.

Der Beichtvater wandte sein Gesicht ab — sein Herz schien zu erkranken.

„Mit diesem Dolche würde dein Bruder erschlagen!" sagte der schreckliche Fremde. „Soll ich mich erklären?"

Schedoni verließ der Muth, und er sank aufs neue an einen Pfeiler des Saals, um sich zu stützen.

Die Bestürzung wurde nun allgemein; die außerordentliche Erscheinung, und das Betragen des Fremden schien den größten Theil des Tribunals, eines Inquisitionstribunals selbst, mit Schrecken zu erfüllen. Verschiedne Mitglieder standen von ihren Plätzen auf; andre riefen laut die Bedienten herbei, die an den Thüren des Saals Wache hielten, und fragten, wer den Fremden eingelassen hätte, während der General-Inquisitor und einige andre Inquisitoren heimlich zusammen sprachen, und oft den Fremden und Schedoni ansahen, als wären sie die Gegenstände ihres Gesprächs. Der Mönch blieb unverrückt stehn, den Dolch in der Hand, und die Augen starr auf den Beichtvater gerichtet, dessen Gesicht noch immer abgewandt war, und der sich gegen den Pfeiler stützte.

Endlich rief der Groß-Inquisitor die Mitglieder herbei, die aufgestanden waren, um sich wiederum auf ihre Plätze zu begeben, und befahl, daß die Unterbedienten sich auf ihre Plätze zurückziehn sollten.

„Ehrwürdige Brüder!" sprach der Groß-Inquisitor, „wir empfehlen Euch in dieser wichtigen Stunde Stille und Ueberlegung. Laßt uns das Verhör des Angeklagten fortsetzen, und uns nachher über die Zulassung des Anklägers zu Rathe gehn. Für jetzt verstattet ihm zu hören, und den Vater Schedoni zu antworten."

„Wir verstatten es ihm," antwortete das Tribunal und verneigte sich.

Vivaldi, der bei dem Tumult umsonst versucht hatte, sich Gehör zu verschaffen, benutzte jetzt die Stille, welche auf die Zustimmung der Inquisitoren folgte, um ein kleines Gehör zu fodern: allein sobald er den Mund öfnete, verlangten verschiedne Mitglieder, daß das Verhör fortgesetzt werden sollte, und der Groß-Inquisitor sah sich aufs neue genöthigt, Stillschweigen zu gebieten, ehe man Vivaldis Begehren verstehn konnte. Sobald ihm die Erlaubniß zu sprechen zugestanden war, sagte er, indem er auf den Fremden zeigte: „Dies ist der nämliche, der mich in meinem Gefängniß besucht hat, und der Dolch, den er jetzt zeigt, ist auch der nämliche! Er war es, der mir befahl, den Beichtvater Ansaldo und den Pater Schedoni vorzuladen. Ich habe mich meines

Auftrags entledigt, und nehme keinen Antheil weiter an diesen Kämpfen.“

Das Tribunal war aufs neue beunruhigt, und ein geheimes Murmeln verbreitete sich wiederum, Schedoni schien indessen einige Herrschaft über sich wieder gewonnen zu haben; er richtete sich auf, verneigte sich gegen das Tribunal und schien sich zum Sprechen vorzubereiten, nur wartete er, bis das verworrne Geräusch, das den Saal erfüllte, nachlassen würde. Endlich konnte er sich verständlich machen, er wandte sich an das Tribunal und sagte:

„Ehrwürdige Väter! der Fremde, der jetzt vor Ihnen steht, ist ein Betrüger. Ich will beweisen, daß mein Ankläger einst mein Freund war — Sie müssen mir es anmerken, wie tief mich die Entdeckung seiner Treulosigkeit erschüttert. Die Anklage, die er vorbringt, ist höchst falsch und boshaft!“

„Einst dein Freund!“ wiederholte der Fremde mit besonderm Nachdruck, „und was hat mich zu deinem Feinde gemacht! Sieh diese Flecken!“ fuhr er fort, und zeigte auf die Scheide des Dolchs — „Sind diese Flecken auch falsch und boshaft? spiegelt nicht im Gegentheil dein Gewissen sie zurück?“

„Ich kenne sie nicht,“ erwiederte Schedoni; „mein Gewissen ist unbefleckt.“

„Eines Bruders Blut hat es befleckt,“ sagte der Fremde mit dumpfer Stimme.

Vivaldi, dessen Aufmerksamkeit jetzt auf Schedoni gerichtet war, bemerkte, daß eine bleiche Farbe sein Gesicht überzog, und daß seine Augen sich mit Entsetzen von diesem außerordentlichen Wesen abwandten: der Geist seines Bruders hätte kaum einen stärkern Ausdruck hervorlocken können. Er konnte nicht sogleich über seine Stimme gebieten — sobald er es vermochte, wandte er sich aufs neue an das Tribunal.

„Ehrwürdige Väter," sagte er, „verstattet mir, mich zu vertheidigen."

Ehrwürdige Väter," sagte der Ankläger mit feierlicher Stimme, „hört! hört, was ich entdecken werde!"

Schedoni, der nur mit großer Anstrengung zu sprechen schien, wandte sich wiederum an die Inquisitoren. „Ich will beweisen," sagte er, „daß dieses Zeugniß nicht von der Art ist, Glauben zu verdienen."

„Ich werde solche Beweise des Gegentheils zum Vorschein bringen," sagte der Mönch. „Und hier, indem er auf Ansaldo zeigte, ist Beweis genug, daß der Graf di Bruno sich des Mordes schuldig bekannte."

Das Gericht gebot Stillschweigen, und weil der Fremde sich auf Ansaldo berief, so wurde der Beichtvater befragt, ob er ihn kenne. Er antwortete nein.

„Besinnet euch wohl!" sagte der Groß-Inquisitor; „es ist von der äußersten Wichtig-

keit, daß Ihr diesen Punkt genau beantwortet."

Der Beichtvater betrachtete den Fremden mit tiefer Aufmerksamkeit, und wiederholte dann seine Aussage.

„Habt Ihr ihn nie zuvor gesehn?" sagte ein Inquisitor.

„Meines Wissens nie!" antwortete Ansaldo.

Die Inquisitoren sahen einander stillschweigend an.

„Er redet die Wahrheit," sagte der Fremde.

Diese außerordentliche Erklärung fiel dem Tribunal auf, und setzte Vivaldi in Erstaunen. Da der Ankläger sie bestätigte, so konnte Schedoni sich auf keine Weise erklären, auf welche Art und Weise ihm Schedonis Verbrechen könnte bekannt geworden seyn, denn es ließ sich nicht vermuthen, daß dieser Vergehungen von solcher Größe als diese Anklage enthielt, irgend Jemand außer seinem Beichtvater sollte bekannt haben, und dieser Beichtvater schien so weit entfernt, sein Versprechen gegen den Ankläger gebrochen zu haben, daß er ihn sogar nicht einmal kannte. Vivaldi zerbrach sich nicht weniger den Kopf darüber, von welcher Art das Zeugniß seyn würde, womit der Ankläger seine Behauptungen unterstützen wollte; allein die Pause allgemeinen Erstaunens, welche Vivaldi zu diesen Betrachtungen

Zeit gelassen hatte, war nun zu Ende: das Tribunal schritt wiederum zum Verhör, und der Groß-Inquisitor rief laut:

„Ihr, Vincentio di Vivaldi, antwortet mit Pünktlichkeit auf die Fragen, die wir euch vorlegen werden."

Man legte ihm nun einige Fragen über die Person vor, die ihn im Gefängniß besucht hatte. Vivaldi gab kurze und bestimmte Antworten und behauptete standhaft, daß der Fremde der nämliche wäre, der jetzt Schedoni anklagte.

Als der Ankläger befragt wurde, gestand er, ohne sich zu besinnen, daß Vivaldi die Wahrheit gesagt hätte. Er wurde darauf um die Ursache dieses außerordentlichen Besuchs befragt.

„Die Ursache," erwiederte der Mönch, „war keine andre als die, einen Mörder vor Gericht zu bringen."

„Dieses, merkte der Groß-Inquisitor an, „hätte durch eine redliche und ofne Anklage können bewürkt werden. Wäret ihr euch der Gerechtigkeit Eurer Anklage bewußt gewesen, so würdet ihr euch wahrscheinlich geradezu an dieses Tribunal gewandt haben, statt daß ihr gesucht hättet, durch hinterlistige Mittel Euch einen Einfluß auf das Gemüth eines Gefangnen zu verschaffen, und ihn zum Werkzeug zu machen, den Angeklagten zur Strafe zu bringen."

„Doch habe ich mich der Beobachtung nicht

entzogen," merkte der Fremde ruhig an: „ich bin freiwillig erschienen."

Bei diesen Worten schien Schedoni aufs neue sehr bewegt zu seyn, und zog sogar seine Kappe über die Augen.

„Das ist ganz richtig," sagte der Groß-Inquisitor, sich zu dem Fremden wendend; „aber ihr habt weder gesagt, wie Ihr heißt, noch von wannen ihr kommt!"

Der Mönch antwortete nichts auf diese Bemerkung; allein Schedoni führte mit wieder auflebendem Muth diesen Umstand als einen Beweis der Bosheit und Falschheit des Anklägers an.

„Willst du mich zwingen, meinen Beweis vorzulegen? Wagst du dies zu thun?"

„Warum sollte ich dich fürchten?" antwortete Schedoni.

„Frage dein Gewissen," sagte der Fremde mit schrecklich gerunzelter Stirne.

Das Tribunal verschob aufs neue das Verhör, und hielt insgeheim eine Berathschlagung.

Schedoni schwieg auf die letzte Erinnerung des Mönchs. Vivaldi bemerkte, daß der Beichtvater, während dieses kurzen Gesprächs, seine Augen nicht einmal auf den Fremden gerichtet hatte, sondern ihn sichtlich vermied, als fürchtete er durch seinen Anblick zu sehr erschüttert zu werden. Er schloß aus diesem Umstand, und aus einigen andern Erscheinungen in seinem

Betragen, daß Schedoni schuldig sey; doch dünkte es ihm, daß das Bewußtseyn der Schuld allein die starke Bewegung, womit er den Fremden vermied, nicht genug rechtfertigte, wofern er nicht in der That wußte, daß dieser Ankläger nicht nur ein Mitschuldiger an seinem Verbrechen, sondern der Mörder selbst war. In diesem Falle schien es natürlich, daß selbst der strenge und schlaue Schedoni seinen Schrecken verrieth, als er die Person des Mörders selbst mit dem Werkzeug des Verbrechens in seiner Hand erblickte. Von der andern Seite aber konnte Vivaldi nicht umhin, es höchst unwahrscheinlich zu finden, daß dieselbe Person, welche würklich die That begangen hatte, freiwillig in einen Gerichtshof kam, um seinen Anstifter anzuklagen, daß er es wagte, öffentlich denjenigen anzuklagen, dessen Schuld, so ungeheuer sie auch seyn mochte, dennoch nicht größer war, als seine eigne.

Auch die außerordentliche Art, wie der Ankläger sich beim Anfang der Sache benommen hatte, erregte Vivaldis Aufmerksamkeit; seine anscheinende Abneigung, sich bei diesem Handel sehn zu lassen, und der schlaue, geheimnißvolle Plan, womit er verfuhr, um Schedoni vor das Tribunal zu bringen, und es so einzuleiten, daß er daselbst von Ansaldo angeklagt werden mußte, verrieth, wie es Vivaldi dünchte, die Feigheit des Vergehens, und noch mehr, daß Bosheit und ein Durst nach Rache ihn zu die-

ser Verfolgung getrieben hatten. Wäre der Fremde nur durch Liebe der Gerechtigkeit getrieben worden, so würde er nicht so verborgne und weitschweifige Wege gewählt, sondern sie auf die gewöhnliche Art gesucht, und die Beweise beigebracht haben, die er von Schedonis Verbrechen zu besitzen jetzt behauptete. Zu den Umständen, welche die Vermuthung von Schedonis Unschuld zu verstärken schienen, kam noch, daß der Ankläger vermied, zu gestehn, wer er sey und woher er käme. Bei diesem Umstande aber hielt Vivaldi wiederum inne: es schien ihm unbegreiflich, und er konnte sich keinen Grund denken, warum der Ankläger ein Geheimniß annahm, welches, wenn er darauf beharrte, den Zweck der Anklage selbst vernichten mußte: denn Vivaldi glaubte nicht, daß das Gericht einen Gefangnen auf das Zeugniß einer Person verurtheilen würde, die sich, ohngeachtet man sie auffoderte, öffentlich weigerte, sich selbst ihnen zu entdecken. Es ließ sich vermuthen, daß der Ankläger diesen Umstand reiflich würde erwogen haben, ehe er sich vor das Gericht wagte, und doch war er erschienen!

Diese Betrachtungen leiteten Vivaldi auf verschiedene Vermuthungen über den Besuch, den er selbst von den Mönch erhalten hatte, über den Traum, der ihm vorher gieng, über die außerordentlichen Mittel, wodurch er sich Eingang in das Gefängniß verschaft haben mußte, da die Schildwachen erklärt hatten, daß Nie-

mand durch die Thüre gekommen war, und über manche andere unerklärliche Umstände mehr — er sah die wilde Gesichtsbildung des Fremden an, und fast wähnte er, wie jenesmal, keine Erscheinung dieser Erde zu sehen.

„Ich habe einmal gehört, sagte er zu sich selbst, daß die Geister der Ermordeten — rastlos, bis ihnen Gerechtigkeit wiederfahren ist — in unserer Welt sichtbar werden —" Vivaldi unterdrückte den noch unvollendeten Gedanken, und obgleich seine Einbildungskraft ihn zum Wunderbaren geneigt und für Ideen empfänglich machte, die, indem sie alle Kräfte der Seele ausfüllen und erweitern — Gefühle hervorbringen, die an das Erhabene gränzen, so widerstand er doch diesem Hange und verbannte als ungereimt einen Gedanken, bei dem alle seine Nerven vor Schrecken erbebten. Er erwartete weiter mit unruhiger Spannung, wie das Verhör sich endigen und wie der Fremde sich ferner betragen würde.

Als das Tribunal endlich über die Art seines Verfahrens einen Beschluß gefaßt hatte, wurde zuerst Schedoni herbeigerufen und befragt, was er von dem Ankläger wüßte. Derselbe Inquisitor, welcher Vivaldi schon viermal befragt hatte, nahm jetzt das Wort. „Ihr, Pater Schedoni, Mönch aus dem Spirito Santo-Kloster zu Neapel, sonst Fernando, Graf von Bruno genannt, antwortet auf die Fragen, die wir euch vorlegen werden.

Wißt Ihr den Namen dieses Mannes, der jetzt als Euer Ankläger erscheint?"

„Ich antworte nicht auf den Titel Graf di Bruno," erwiederte der Beichtvater, „allein ich will erklären, daß ich diesen Mann kenne. Er heißt Nicola di Zampari."

„Was ist sein Stand?"

„Er ist ein Mönch aus dem Dominikaner-Kloster der Spirito Santo," erwiederte Schedoni; „von seiner Familie weiß ich wenig."

„Wo habt Ihr ihn gesehn?"

„In der Stadt Neapel, wo er einige Jahre unter einem Dache mit mir wohnte, als ich in dem Kloster San Angiola war, und nachher in der Spirito Santo.'

„Ihr habt Euch also in dem Kloster San Angiola aufgehalten? sagte der Inquisitor.

„Ja," erwiederte Schedoni, „und dort lebten wir zuerst in vertrauter Freundschaft mit einander."

„Ihr seht jetzt, wie übel angebracht dieses Vertrauen war," sagte der Inquisitor, und bereuet ohne Zweifel eure Unbesonnenheit."

Der vorsichtige Schedoni ließ sich durch diese Bemerkung nicht in die Falle locken.

„Es muß mir weh thun, Undankbarkeit zu entdecken," sagte er, „mein Vertrauen aber bezog sich auf zu reine Gegenstände, als daß ich Ursache hätte es zu bereuen.

„Dieser Nicola di Zampari war also un-

dankbar? Ihr hattet ihm Dienste geleistet?" sagte der Inquisitor.

„Die Ursache seiner Feindschaft kann ich wohl erklären," merkte Schedoni an, indem er der Frage auswich.

„Erklärt Euch," sagte der Fremde feierlich.

Schedoni besann sich — eine plötzliche Betrachtung schien ihn in Verlegenheit zu setzen.

„Ich fordere dich im Namen deines verstorbenen Bruders auf, die Ursache meiner Feindschaft zu entdecken!" sagte der Ankläger.

Vivaldi, über den Ton, womit der Fremde diese Worte aussprach, betroffen, richtete seine Augen auf ihn, wußte aber nicht, wie er sich die Bewegung erklären sollte, die sich auf seinem Gesichte zeigte.

Der Inquisitor befahl Schedoni sich zu erklären; dieser vermochte nicht sogleich zu antworten; als er aber einige Herrschaft über sich wieder gewann, setzte er hinzu.

„Ich versprach diesem Ankläger, diesem Nicola di Zampari, sein Weiterkommen durch den geringen Einfluß, den ich besaß — und dieser war nur sehr gering — zu unterstützen. Einige Umstände, die nachher eintraten, ließen mich glauben, daß ich ihm noch mehr leisten könnte, als ich versprochen hatte. Seine Hoffnungen stiegen höher, und auf dem Gipfel seiner Erwartung sah er sich betrogen; denn ich selbst wurde durch die Person hintergangen, auf die

ich mein Vertrauen gesetzt hatte. Dem Verdrusse eines heftigen, zornsüchtigen Menschen muß ich diese ungerechte Anklage zuschreiben."

Schedoni schwieg, und Angst und Unmuth zeigten sich auf seinem Gesicht. Sein Ankläger schwieg auch, aber ein boshaftes Lächeln verkündigte seinen Triumph.

„Ihr müßt Euch erklären," sagte der Inquisitor, „welche Dienste die Belohnung verdienten, die Ihr verspracht."

„Diese Dienste waren für mich unschäzbar," fieng Schedoni nach einem kurzen Besinnen wiederum an, „ob sie gleich di Zampari wenig kosteten, und waren Tröstungen der Sympathie, Rathschläge der Freundschaft, die er mir gab, und von welchen Dankbarkeit mir sagte, daß sie nie genug vergolten werden könnten."

„Der Sympathie! der Freundschaft!" sagte der Groß-Inquisitor. „Sollen wir glauben, daß ein Mensch, der falsche Anklagen von so schrecklicher Art, als jezt vor uns liegen, an den Tag bringt, den Trost der Sympathie und der Freundschaft zu schenken fähig ist? Ihr müßt entweder gestehn, daß Dienste von weniger eigennützigen Art Euch ein Versprechen der Belohnung abgewonnen haben, oder wir müssen schließen, daß Eures Anklägers Beschuldigung gegründet ist. Eure Behauptungen haben keinen Zusammenhang, und Eure Erklärung ist zu geringfügig, um nur einen Augenblick zu täuschen."

„Ich habe die Wahrheit erklärt," sagte Schedoni stolz.

„In welchem Falle?" fragte der Inquisitor: „denn Eure Behauptungen widersprechen sich."

Schedoni schwieg. Vivaldi konnte nicht beurtheilen, ob der Stolz, der sein Stillschweigen verursachte, Folge der Unschuld oder eines bösen Gewissens war.

„Aus Eurem eignen Zeugniß," sagte der Inquisitor, „erhellet, daß der Undank auf Eurer und nicht auf Eures Anklägers Seite war, da er Euch mit einer Güte tröstete, die Ihr ihm nie erwiedert habt! — Wißt Ihr noch sonst etwas zu sagen?"

Schedoni schwieg noch immer.

„Dies ist also Eure einzige Erklärung?" setzte der Inquisitor hinzu.

Schedoni verneigte sich. Der Inquisitor wandte sich darauf an den Ankläger und fragte, was er zu antworten hätte.

„Ich habe nichts zu antworten," sagte der Fremde mit boshafter Schadenfreude, „der Angeklagte hat für mich geantwortet!"

„Wir müssen also schließen, daß er die Wahrheit gesagt hat, als er Euch für einen Mönch von Spirito Santo zu Neapel ausgab?" sagte der Inquisitor.

„Ihr selbst, ehrwürdiger Vater," sagte der Fremde ernsthaft, indem er sich an den In-

quisitor wandte, „könnt für mich antworten, ob ich es bin."

Vivaldi hörte mit Bewegung zu.

Der Inquisitor stand von seinem Stuhle auf und sagte mit Feierlichkeit: „ich antworte also, daß Ihr kein Mönch von Neapel seyd."

„Aus dieser Antwort — sagte der Groß-Inquisitor mit leiser Stimme zu dem Inquisitor — „sehe ich, daß Ihr den Pater Schedoni für schuldig haltet."

Die Gegenantwort des Inquisitors wurde so leise gesagt, daß Vivaldi sie nicht verstehen konnte. Er wußte nicht, wie er die Antwort deuten sollte, die auf die Aufforderung des Fremden gegeben wurde. Er glaubte, daß der Inquisitor sich nicht so bestimmt würde geäußert haben, wenn seine Meinung sich nur auf Vermuthungen gegründet hätte: und daß er den Ankläger kannte, während er sich als ein Fremder gegen ihn betrug, setzte Vivaldi in Erstaunen, gleichsam als hätte er den Charakter eines Inquisitors für eben so unschuldig als den seinigen gehalten. Von der andern Seite hatte er den Fremden so oft in der Kleidung eines Mönchs zu Paluzzi gesehn, daß er die Behauptung Schedonis über seine Person kaum in Zweifel ziehn konnte.

Der Inquisitor wandte sich zu Schedoni: „Wir wissen, daß ein Theil Eurer Aussage falsch ist: Euer Ankläger ist kein Mönch von Neapel, sondern ein Mitglied der heiligen In-

quisition. Nach diesem Theil Eurer Aussage zu schließen, muß uns das Ganze verdächtig seyn.

„Ein Diener der Inquisition!“ rief Schedoni mit unverstellter Verwunderung. „Ehrwürdiger Vater! Eure Aussage setzt mich in Erstaunen! Man hintergeht Euch! So seltsam das auch scheinen mag, glaubt mir, Ihr werdet hintergangen! Ihr zweifelt an meinem Wort; ich will daher nichts weiter hinzusetzen; allein, fragt den Signor Vivaldi; fragt ihn, ob er nicht oft und noch kürzlich meinen Ankläger zu Neapel in der Kleidung eines Mönchs gesehen hat?“

„Ich habe ihn in den Ruinen von Paluzzi bei Neapel und in geistlicher Kleidung gesehn,“ erwiederte Vivaldi, ohne die Frage in Form abzuwarten — und unter Umständen, die nicht weniger außerordentlich waren, als diejenigen, worunter er hier erscheint. Allein zur Erwiederung für dieses freimüthige Geständniß verlange ich von Ihnen, Pater Schedoni, daß Sie einige Fragen beantworten, die ich dem Tribunal anzugeben wagen werde. Auf welche Art erfuhren Sie, daß ich den Fremden oftmals zu Paluzzi gesehn habe? und hatten Sie Antheil an seinem geheimnißvollen Betragen gegen mich oder nicht?“

Auf diese Fragen, ob sie ihm gleich förmlich vom Gericht vorgelegt wurden, würdigte Schedoni nicht zu antworten.

„Es

„Es scheint also," sagte der Groß-Inquisitor, „daß der Ankläger und der Angeklagte einstmals Mitschuldige waren."

Der Inquisitor machte die Einwendung, daß dieses nicht zuverlässig erhellte, und daß im Gegentheil Schedoni seine letzten Fragen in der Verzweiflung angegeben zu haben scheine — eine Bemerkung, die Vivaldi bei einem Inquisitor auffallend fand.

„Mögen wir Mitschuldige gewesen seyn, wenn es Ihnen so beliebt," sagte Schedoni, und verneigte sich gegen den Groß-Inquisitor, ohne auf den Inquisitor zu achten — „Sie mögen uns Mitschuldige nennen; allein ich sage, daß wir Freunde waren. Da es für meine eigne Ruhe nothwendig ist, daß ich mich ausführlicher über die nähern Umstände unsrer vertrauten Bekanntschaft erkläre, so will ich gestehen, daß ich mich bei einigen Gelegenheiten meines Anklägers bedient habe, und daß er mir behülflich war, die Würde einer erlauchten Familie zu Neapel, der Familie Vivaldi, aufrecht zu halten. Und dies, ehrwürdiger Vater," setzte Schedoni hinzu, indem er auf Vincentio zeigte, „ist der Sohn dieses alten Hauses, für das ich so viel gewagt habe!"

Vivaldi wurde durch dieses Geständniß von Schedoni beinahe überwältigt, wiewohl er bereits einen Theil der Wahrheit geargwöhnt hatte. Er glaubte in dem Fremden Ellenas Verläumder, das niedrige Werkzeug von Schedo-

nis Ehrgeiz und von der List der Marquise zu sehn, und sein ganzes Betragen, wenigstens zu Paluzzi, schien ihm jetzt verständlich. Er sah in Schedoni seinen geheimen Ankläger, und den unerbittlichen Feind, der, wie er glaubte, Ellenas Gefängniß verursacht hatte. Bei diesem letzten Gedanken verließ ihn alle Vorsicht, alle Klugheit: er erklärte mit Nachdruck, daß er nach diesem Geständniß von Schedoni ihn für seinen geheimen Ankläger, und auch für den Ankläger von Ellena di Rosalba halten müßte, und daß er das Tribunal auffoderte, Erkundigung einzuziehn, was den Beichtvater zu dieser Anklage bewogen hätte, und ihn nachher dessen Erklärung wissen zu lassen.

Der Groß-Vicar antwortete hierauf, daß man Vivaldis Verlangen in Ueberlegung ziehen würde, und befahl in dem gegenwärtigen Geschäfte fortzufahren.

Der Inquisitor wandte sich an Schedoni und sagte: „Die Uneigennützigkeit Eurer Freundschaft ist nun hinlänglich erläutert, und wir wissen jetzt recht gut, welchen Glauben wir Euren letzten Behauptungen beizulegen haben. Euch befragen wir nicht weiter; allein wir wenden uns an den Pater Nicola di Zampari und fragen ihn, was er zur Unterstützung seiner Anklage vorzutragen hat. Welche Beweise habt Ihr, Nicola di Zampari, daß der angebliche Pater Schedoni, Fernando, Graf von Bruno ist, und daß er sich des Mordes, des

Mordes seines Bruders und Weibes, schuldig gemacht hat? Antwortet auf unsre Anklage.

„Auf Eure erste Frage," sagte der Mönch, „antworte ich, daß er bei einer Gelegenheit, die ich hier nicht zu erwähnen brauche, gegen mich selbst erklärt hat, daß er der Graf di Bruno sey. Zur Beantwortung der letztern zeige ich den Dolch vor, den ich mit dem Todesbekenntniß des Mörders, dessen er sich bediente, erhielt."

„Stille," merkte der Groß-Inquisitor an; dies sind keine Beweise, sondern Behauptungen, und die erste verbietet uns, der zweiten Glauben beizumessen. Wenn, wie ihr erkläret, Schedoni selbst euch gestanden hat, daß er Graf di Bruno sey, so müßt Ihr wirklich ein so vertrauter Freund von ihm gewesen seyn, als er sagt, sonst würde er Euch nicht ein für ihn selbst so gefährliches Geheimniß anvertraut haben. Und wenn Ihr diesen Freund nennt, wie können wir denn Euern Behauptungen wegen des Dolches trauen, da Ihr Euch, sie mögen wahr seyn oder nicht, der Verrätherei schuldig macht, indem Ihr sie zum Vorschein bringet?

Es setzte Vivaldi in Erstaunen, solche edelmüthige Gesinnungen von einem Inquisitor zu hören.

„Hier ist mein Beweis," sagte der Fremde, und zog ein Papier hervor, das, wie er behauptete, das Todesbekenntniß des Mörders

enthielt. Es war von einem Priester in Rom so wie von ihm selbst unterzeichnet, und schien nach dem Datum erst vor einigen Wochen ausgestellt zu seyn. Der Priester, wie er sagte, lebte noch, und könnte vorgeladen werden. Das Tribunal ließ einen Befehl ergehn, sich dieses Priesters zu versichern, und ihn den folgenden Abend herbeizuschaffen, um sein Zeugniß auszustellen — worauf man mit dem Geschäft der Nacht ohne weitere Unterbrechung bis zum Ende fortfuhr.

Der Groß-Inquisitor nahm wiederum das Wort. „Nicola di Zampari," sagte er, „ich fodre Euch auf zu sagen, warum Ihr, wenn Euer Beweis von Schedonis Schuld so klar ist, als das Geständniß des Mörders selbst es machen muß, — warum Ihr es für nothwendig hieltet, den Pater Ansaldo als Zeugen von der Sträflichkeit des Grafen di Bruno herbeizurufen? Das Todesbekenntniß des Mörders ist unstreitig von mehr Gewicht, als jedes andere Zeugniß."

„Ich rief den Pater Ansaldo auf," erwiederte der Fremde, „um zu beweisen, daß Schedoni der Graf di Bruno ist. Das Geständniß des Mörders beweist hinlänglich, daß der Graf der Anstifter des Mordes war, aber nicht, daß Schedoni der Graf ist."

„Allein das ist mehr, als ich mich anheischig machen will zu beweisen," erwiederte Ansaldo; „ich weiß, daß die Person, welche mit

ihre Beichte ablegte, der Graf di Bruno war; allein ich weiß nicht, daß der Pater Schedoni hier vor mir, diese Person ist."

„Das ist gewissenhaft bemerkt," sagte der Groß-Inquisitor, den Fremden unterbrechend, der im Begrif war zu antworten: „allein Ihr, Nicola di Zampari, habt Euch über diesen Punkt nicht deutlich genug erklärt. Woher wißt Ihr, daß Schedoni der Büßende ist, der am Abend des St. Marcus-Festes bei Ansaldo beichtete?"

„Ehrwürdiger Vater, das ist der Punkt, den ich so eben zu erläutern im Begrif bin," versetzte der Mönch.

„Ich selbst begleitete Schedoni am Abend des St. Marcus-Festes, nach der Kirche der Santa Maria del Pianto in der nämlichen Stunde, wo diese Beichte abgelegt seyn soll. Schedoni sagte mir, daß er zur Beichte gieng; und als ich eine ungewöhnliche Bewegung an ihm bemerkte, verrieth sein Betragen ein Bewußtseyn außerordentlicher Schuld: er verrieth es sogar durch einige Worte, die er in der Verwirrung seines Gemüths fallen ließ. Ich trennte mich an der Kirchenthüre von ihm. Er gehörte damals zu einem weißen Mönchsorden, und war genau so gekleidet, wie Ansaldo beschreibt. Wenige Wochen nach diesem Geständniß, verließ er sein Kloster, aus welcher Ursache, habe ich nie erfahren können, obwohl ich es oft vermuthet habe, und ließ sich in der

Spirito Santo nieder, wohin auch ich mich begeben hatte."

„Das ist kein Beweis," sagte der Groß-Inquisitor. „Andre Mönche von demselben Orden konnten ebenfalls in dieser Kirche und um die nämliche Stunde beichten."

„Allein hier ist eine starke Vermuthung," merkte der Inquisitor an. „Ehrwürdiger Vater, wir müssen nach Wahrscheinlichkeiten sowohl als nach Beweisen urtheilen."

„Allein die Wahrscheinlichkeiten selbst," erwiederte der Groß-Inquisitor, „sprechen stark gegen das Zeugniß eines Mannes, der einen Andern nach Worten, die ihm in den unbewachten Augenblicken einer gewaltsamen Bewegung entfallen sind, zu verrathen fähig ist."

„Sind das die Gesinnungen eines Inquisitors?" sagte Vivaldi zu sich selbst; „kann solcher Edelmuth in der Mitte eines Inquisitions-Gerichtes erscheinen?" Thränen der Rührung fielen dick auf Vivaldis Wange, wenn er diesen gerechten Richter anstaunte, dessen Großmuth keine stärkern Regungen der Achtung und Bewunderung in ihm hätte hervorbringen können, wäre sie auch in seiner eignen Sache ausgeübt worden. „Ein Inquisitor," wiederholte er bei sich selbst, „ein Inquisitor!"

Der zweite Inquisitor war indessen so weit von aller Uebereinstimmung mit dem Charakter seines Obern entfernt, daß ihn die liberale Denkungsart des Groß-Inquisitors sichtlich ver-

droß, und er sagte sogleich: „Hat der Ankläger noch sonst etwas zum Beweise anzuführen, daß der Pater Schedoni der Büßende ist, der dem Beichtvater Ansaldo bekannte?“

„Ich habe es,“ erwiederte der Mönch mit Bitterkeit. „Als ich Schedoni in der Kirche verlassen hatte, wartete ich, unsrer Verabredung gemäß, außerhalb der Mauern auf seine Zurückkunft; allein er erschien weit früher, als ich ihn erwartete, und in einer Zerrüttung, die ich noch nie an ihm wahrgenommen hatte. In einem Augenblick war er bei mir vorüber, und meine Stimme vermochte ihn nicht aufzuhalten. Verwirrung schien in der Kirche und im Kloster zu herrschen, und als ich hinein gehen wollte, um mich nach der Ursache zu erkundigen, wurden die Thüren plötzlich verschlossen und aller Eingang untersagt. Nachher hat man erfahren, daß die Mönche den Beichtenden suchten, und mir kam das Gerücht zu Ohren, daß eine Beichte diesen Auflauf verursacht hätte; daß der Beichtvater Ansaldo den Beichtstuhl vor Entsetzen über das Angehörte verlassen und es für nothwendig erklärt hätte, eine Untersuchung nach dem Beichtenden anzustellen, der ein weißer Mönch war. Dieses Gerücht, ehrwürdige Väter, erregte allgemeine Aufmerksamkeit — bei mir erregte es mehr, denn ich glaubte den Beichtenden zu kennen. Als ich am folgenden Tage Schedoni wegen seines plötzlichen Verschwindens aus der Kirche der Schwarzen Büßenden befragte, wa-

ren seine Antworten dunkel, aber heftig, und er erpreßte ein Versprechen von mir Unbesonnenen, es nie zu entdecken, daß er den Abend zuvor in Santa del Pianto gewesen sey. Ich wußte nun gewiß, wer der Beichtende war."

„Beichtete er denn auch gegen Euch?" sagte der Groß-Inquisitor.

„Nein, Vater. Ich merkte, daß er der Beichtende war, von dem das Gerücht sprach; allein ich argwöhnte nichts von der Art seines Verbrechens, bis der Mörder seine Beichte anfieng, deren Schluß mir den Inhalt von Schedonis Beichte deutlich erklärte: es erklärt auch den Bewegungsgrund, warum er mich stets in sein Intresse zu ziehn suchte."

„Ihr habt euch nun," sagte der Groß-Inquisitor, „für ein Mitglied des Klosters von Spirito Santo zu Neapel, und für einen Vertrauten des Pater Schedoni bekannt, einen, den er viele Jahre hindurch zum Freunde sich zu erhalten bemühte. Es ist noch keine Stunde her, daß Ihr das alles läugnetet; den letzten Umstand zwar verneintet Ihr nur durch Winke, den ersten aber läugnetet Ihr geradezu und ausdrücklich ab!"

„Ich läugnete, daß ich ein Mönch von Neapel bin," erwiederte der Ankläger, „und berief mich auf den Inquisitor. Dieser hat erklärt, daß ich jetzt in Diensten der allerheiligsten Inquisition stehe."

Der General-Vicar sah mit einiger Be-

fremdung den Inquisitor an, als wollte er eine Erklärung fodern: noch mehrere Mitglieder des Gerichts thaten dasselbe: die übrigen schienen mehr zu wissen, als sie für nöthig gefunden hatten zu bekennen. Der Inquisitor, den man aufgefodert hatte, stand auf und antwortete:

„Nicola di Zampari hat die Wahrheit gesprochen. Er ist erst seit wenigen Wochen in unsern Dienst getreten. Eine Bescheinigung aus seinem Kloster zu Neapel bezeugt die Wahrheit dessen, was ich sage, und hat ihm den Eingang hier verschafft."

Es ist seltsam, daß Ihr nicht früher erklärt habt, daß Ihr diesen Menschen kennet," sagte der Groß-Inquisitor.

„Ehrwürdiger Vater, ich hatte gewisse Ursachen," erwiederte der Inquisitor, „Sie werden sich erinnern, daß der Angeklagte gegenwärtig war, und werden mich verstehn."

„Ich verstehe Euch," sagte der Groß-Inquisitor; „allein ich kann es weder billigen, noch die Nothwendigkeit einsehn, warum Ihr die Ausflucht dieses Nicola di Zampari zu begünstigen suchtet. Doch nachher mehr davon."

„Es erhellt also," fuhr der Groß-Inquisitor mit lauter Stimme fort, „es erhellt also so viel, daß dieser Nicola di Zampari einstmals der Freund und Vertraute des Pater Schedoni war, den er jetzt anklagt. Die Anklage ist offenbar boshaft; ob sie auch falsch

ist, muß erst entschieden werden. Eine wesentliche Frage entspringt aus der Sache selbst. Warum geschah diese Anklage nicht früher?“

Des Mönchs Gesicht strahlte von Freude über einen im Voraus genoßnen Triumph, und er antwortete sogleich:

„Ehrwürdigster Vater, sobald ich des Verbrechens gewiß war, schickte ich mich an, den Thäter zu verfolgen. Es ist noch nicht lange, daß der Mörder sein Bekenntniß ablegte. In dieser Zwischenzeit entdeckte ich den Signor Vivaldi in diesen Gefängnissen, und errieth sogleich, auf wessen Anstiften er verhaftet war. Ich kannte den Ankläger und den Angeklagten genug, um zu beurtheilen, welcher von beiden unschuldig war, und hatte also einen doppelten Bewegungsgrund, Schedoni vorladen zu lassen. Ich wünschte eben so sehr, den Unschuldigen zu befreien, als den Verbrecher zur Strafe zu ziehn. Die Frage, was mich zu seinem Feinde machte, da er einst mein Freund war, ist bereits beantwortet: es war ein Gefühl der Gerechtigkeit und keine Eingebung der Bosheit.“

Der Groß-Vicar lächelte, fragte aber nicht weiter, und dieses lange Verhör endigte damit, daß Schedoni wieder in engen Verhaft gebracht wurde, bis man entweder volle Beweise seiner Schuld erhielte, oder bis seine Unschuld an den Tag käme. Ueber die Art von seiner Frauen Tode hatte man noch keinen andern Beweis, als sein eignes angebliches Geständniß, wel-

ches vielleicht hinlänglich war, einen Verbrecher vor dem Inquisitions-Tribunal zu verurtheilen, aber nicht den gegenwärtigen Großinquisitor zu befriedigen, der Befehl gab, daß man Beweise von jedem Punkte der Anklage zu erhalten suchen sollte, damit man, wenn ja Schedoni von der Beschuldigung, seinen Bruder ermordet zu haben, losgesprochen würde — Belege vorzeigen könnte, um ihn wegen des Todes seiner Frau zu verfolgen.

Als Schedoni sich aus dem Saale begab, verneigte er sich ehrerbiethig gegen das Tribunal, und es sey nun, daß er sich des Anscheins ohngeachtet unschuldig fühlte, oder daß seine Verschlagenheit ihm seinen gewöhnlichen Anstand annehmen half, sein Betragen zeigte keine Spuren von Schuldbewußtseyn. Seine Miene war fest und sogar ruhig, und sein Anstand voll Würde. Vivaldi, der beinahe während dieses ganzen Verhörs von seiner Strafbarkeit überzeugt gewesen war, erlaubte sich jetzt nur einen Zweifel an seiner Unschuld. Vivaldi selbst wurde wieder in sein Gefängniß zurückgeführt, und die Sitzung des Tribunals gieng aus einander.

Achtes Kapitel.

„The time shall come when Glosters heart shall bleed
In life's last hours with horrors of the deed;
When dreary visions shall at last present
Thy vengeful image —"

Collins.

Als die Nacht von Schedonis Verhör erschien, wurde Vivaldi wiederum in den Gerichtssaal gerufen. Es wurde jetzt alles der vollen Feierlichkeit des Orts gemäß geordnet; die Mitglieder des Gerichts waren zahlreicher als bei den vorigen Verhören: die Hauptinquisitoren trugen Kleider von ganz anderm Schnitt, als wodurch sie sich zuvor auszeichneten, und ihre Turbans von besondrer Form und größerem Umfang, schienen ihren Zügen eine gewisse finstre Wildheit mitzutheilen. Der Saal war wie gewöhnlich schwarz behangen, und alle, die darin erschienen, Inquisitoren, Handlanger, Zeugen, Gefangne waren in die nämliche traurige Farbe gekleidet, welches, verbunden mit der Art von Beleuchtung durch die hoch an der gewölbten Decke befestigten Lampen und durch Fackeln, welche die Bedienten, die an den verschiednen Thüren, und an verschiednen Orten dieses un=

ermeßlichen Saales Wache hielten, in der Hand trugen, der Versammlung ein Ansehn düstrer Feierlichkeit gab, das beinahe ans Gräßliche gränzte.

Man hatte Vivaldi einen Platz angewiesen, von wo er das ganze Tribunal übersehn, und alles unterscheiden konnte, was im Saal vorgieng. Die Gesichter aller, die gegenwärtig waren, wurden jetzt durch die Fackelträger vollkommen beleuchtet, die auf den Stufen des Gerüstes, auf welchem die drei Hauptinquisitoren erhaben saßen, zu beiden Seiten des Platzes, den die untern Mitglieder einnahmen, eine Art von Halbzirkel bildeten. Der rothe Schimmer, den die Fackeln auf die Letztern warfen, trug gewiß nicht bey, den Ausdruck ihrer Gesichter, aus denen finstre Bosheit und wilde Tücke sprach, zu mildern; Vivaldi konnte es nicht ertragen, sie nur lange hinter einander anzusehn.

Vor den Schranken des Tribunals erkannte er Schedoni, und argwöhnte nicht, daß er in ihm einen wegen Mordes angeklagten Verbrecher — des Mordes eines Bruders und eines Weibes angeklagt, den Vater seiner Ellena di Rosalba sähe!

Nicht weit von Schedoni saß der Beichtvater Ansaldo, der römische Priester, der einen Hauptzeugen abgeben sollte, und Nicola di Zampari, den Vivaldi selbst jetzt nicht anblicken konnte, ohne etwas von dem Schauder zu empfinden, der sich seines Gemüthes bemächtigte, als er geneigt war, den Fremden mehr als

eine Erscheinung aus der andern Welt, als wie einen Bewohner von dieser zu betrachten. Der nämliche wilde und unbeschreibliche Ausdruck bezeichnete noch immer seine Miene, jeden seiner Blicke und Bewegungen, und Vivaldi konnte nicht anders glauben, als daß noch sehr außerordentliche Dinge von ihm zum Vorschein kommen müßten.

Als man die Zeugen zusammen rief, sah Vivaldi, daß man ihn darunter zählte, ohngeachtet er nur Nicolas Worte wiederholt hatte, die, wie es ihm deuchte, jetzt, da Nicola selbst als Zeuge gegen Schedoni gegenwärtig war, nicht im mindesten von Wichtigkeit bei dem Verhör seyn konnten.

Als Vivaldi, sobald die Reihe an ihn kam, seinen Namen gesagt hatte, drang aus einem fernen Winkel des Saals eine Stimme hervor, und rief: „es ist mein Herr, mein lieber Herr!" und als er seine Augen nach dem Orte richtete, woher sie kam, wurde er den treuen Paulo gewahr, der mit seiner Wache kämpfte. Vivaldi rief ihm zu, er sollte geduldig seyn, und sich aller Widersetzlichkeiten enthalten; allein diese Ermahnung vermehrte nur noch sein Bestreben, sich frei zu machen; er riß sich von den Händen der Gerichtsdiener los, sprang auf Vivaldi zu, warf sich ihm zu Füßen, umfaßte schluchzend seine Knie und rief: „O mein Herr! mein Herr! habe ich Sie endlich gefunden?"

Vivaldi, den diese Zusammenkunft eben so

tief als Paulo rührte, vermochte nicht sogleich zu sprechen. Doch würde er aufgestanden seyn, und seinen zärtlichen Diener umarmt haben; allein Paulo, der noch immer schluchzend an seinen Knieen hieng, war so gerührt, daß er kaum verstand, was man ihm sagte, und auf Vivaldis gütige Versicherungen und zärtliche Vorstellungen stets so antwortete, als spräche er mit den Gerichtsdienern, die ihn fortschleppen wollten.

„Bedenke deine Lage, Paulo," sagte Vivaldi; „bedenke auch die meinige, und laß dich durch Klugheit leiten."

„Ihr sollt mich nicht von hier wegbringen!" rief Paulo, „Ihr könnt mir das Leben nur einmal nehmen; muß ich sterben, so sey es hier."

„Besinne dich, Paulo, und fasse dich. Dein Leben ist, wie ich hoffe, in keiner Gefahr."

Paulo blickte auf, brach aufs neue in eine Fluth von Thränen aus, und rief einmal übers andre: „o mein Herr! mein Herr! wo sind Sie diese ganze Zeit über gewesen? Leben Sie wirklich noch? Ich glaubte, ich würde Sie nimmermehr wieder sehn! Hundertmal habe ich geträumt, daß Sie todt und begraben wären, und gewünscht mit ihnen todt und begraben zu seyn. Ich glaubte, Sie wären aus dieser Welt in die zukünftige gegangen. Ich fürchtete, Sie wären zum Himmel gegangen, und glaubte, wir

würden nie wieder zusammen kommen. Aber jetzt sehe ich Sie noch einmal wieder und weiß, daß Sie leben! o mein Herr, mein Herr!"

Da die Gerichtsdiener, die Paulo gefolgt waren, sich jetzt bemühten, ihn zurückzuziehn, wurde er noch wüthender.

„Thut Euer Aergstes auf einmal," sagte er; „allein Ihr werdet ein hartes Stückchen Arbeit finden; wenn Ihr versuchen wollet, mich von hier zu treiben, so solltet Ihr Euch lieber damit begnügen, mich auf der Stelle zu tödten."

Die aufgebrachten Gerichtsdiener wollten mit Gewalt Hände an ihn legen, als Vivaldi sich ins Mittel legte. „Ich bitte, ich flehe Euch," sagte er, „daß Ihr ihn bei mir laßt."

„Es ist unmöglich," erwiederte ein Gerichtsdiener, „das dürfen wir nicht."

„Ich will dafür gut sagen, daß er nicht einmal mit mir reden soll, wenn Ihr ihm nur erlauben wollt, in meiner Nähe zu bleiben," setzte Vivaldi hinzu.

„Nicht mit Ihnen reden, Herr!" rief Paulo — „nein, ich will bei Ihnen bleiben, und mit Ihnen reden, so lange ich mag, bis zu meinem letzten Othemzuge. Laßt sie ihr Aergstes auf einmal thun; ich biete ihnen allen, und allen Teufeln von Inquisitoren auf ihren Fersen dazu, Trotz, mich von hier weg zu bringen. Ich kann nur einmal sterben, und

damit müssen sie zufrieden seyn — was kann ich also fürchten? — Nicht reden dürfen!"

„Er weiß nicht, was er redet," sagte Vivaldi zu den Gerichtsdienern, während er sich bemühte, Paulo mit der Hand zum Stillschweigen zu bringen — „ich bin überzeugt, daß er mir gehorsamen und gänzlich schweigen wird; oder wenn er ja dann und wann ein Wort spricht, so wird er nur ganz leise flüstern."

„Leise flüstern!" sagte ein Officier höhnisch. „Bilden Sie sich ein, Signor, daß man hier irgend Jemand erlaubt, leise zu flüstern?"

„Flüstern!" rief Paulo, „ich verachte es zu flüstern. Ich will so laut sprechen, daß jedes Wort in den Ohren aller dieser alten schwarzen Teufel auf jenen Bänken dort, wieder tönen soll; ja auch in den Ohren derer auf dem Theater hier, die so grimmig und zornig aussehn, als hätten sie Lust, uns in Stücken zu reißen. Sie —"

„Stille!" sagte Vivaldi mit Nachdruck. „Paulo, ich befehle dir stille zu seyn."

„Sie sollen doch wissen, wie ich es meine," fuhr Paulo fort, ohne auf Vivaldi zu achten. „Ich will ihnen sagen, was sie für alle ihre grausame Behandlung meines armen Herrn zu erwarten haben. Mich soll doch wundern, wohin sie zu kommen denken, wenn Sie sterben werden? Ob sie gleich, was das an-

betrift, an keinen schlimmern Ort kommen können, als wo sie bereits sind, und ich vermuthe, das ist es auch, warum sie sich nicht fürchten, noch so ruchlos zu seyn. Sie sollen hier wenigstens einmal in Ihrem Leben ein Bischen Wahrheit hören, sie sollen wissen —"

Während dieser ganzen Rede hatte Vivaldi, um die Folgen eines so unbesonnenen, obwohl redlichen Unwillens bekümmert, alle mögliche Mühe angewandt, ihn zum Schweigen zu bringen, und er war um so mehr besorgt, weil die Gerichtsdiener nicht weiter versuchten, ihn zum Schweigen zu bringen; eine Mäßigung, die Vivaldi bloß ihrer Bosheit und dem Wunsche zuschrieb, daß Paulo sich selbst fangen möchte. Endlich verschaffte er sich Gehör.

„Ich bitte flehentlich," sagte Vivaldi.

Paulo hielt einen Augenblick inne.

„Paulo!" versetzte Vivaldi ernsthaft, „liebst Du deinen Herrn?"

„Ob ich meinen Herrn liebe?" sagte Paulo empfindlich, ohne daß er Vivaldi seine Rede endigen ließ. „Bin ich nicht für ihn durch Feuer und Wasser gegangen, oder was eben so gut ist, habe ich mich nicht in die Inquisition begeben, und das alles um seinetwillen? und nun muß ich mich noch fragen lassen, ob ich meinen Herrn liebe! Wenn Sie glauben, Signor, daß sonst irgend etwas auf der Welt mich in diese abscheulichen Löcher bringen könn-

ke, so sind Sie auf ganz unrechtem Wege — und wenn Sie mir das Garaus gemacht haben werden, wie Sie wohl Willens zu seyn scheinen, so werden Sie vielleicht besser von mir denken, und mich nicht mehr in Verdacht haben, daß ich zu meinem eignen Vergnügen hierher gekommen bin."

„Das alles mag seyn, wie Du sagst, Paulo," erwiederte Vivaldi kalt, während es ihm schwer wurde, seine Thränen zu unterdrücken; „allein Dein unbedingter Gehorsam ist das einzige, was mich von der Aufrichtigkeit Deiner Erklärungen überzeugen kann. Ich ersuche Dich inständigst still zu schweigen."

„Sie ersuchen mich," sagte Paulo, „o mein theurer Herr, was habe ich verbrochen, daß es dahin kommen mußte? Mich ersuchen," wiederholte er schluchzend.

„Du willst mir also diesen Beweis Deiner Liebe geben?" fragte Vivaldi.

„Brauchen Sie doch nie wieder solche herzbrechende Worte gegen mich, mein Herr," erwiederte Paulo, indem er die Thränen von seinen Wangen trocknete, „keine solche herzbrechende Worte, so will ich alles thun, was Sie verlangen."

„Du willst also thun, was ich verlange, Paulo?"

„Ja, Signor, und wenn Sie sogar verlangten, daß ich zu den Füßen des Teufels von Inquisitor dort knieen sollte."

„Ich verlange nichts weiter, als daß Du schweigst,“ erwiederte Vivaldi, „dann soll es Dir erlaubt seyn, in meiner Nähe zu bleiben.“

„Gut, Signor, ich will alles thun, was Sie mir befehlen und sage nichts weiter als—“

„Keine Sylbe, Paulo!“ erwiederte Vivaldi.

„Ich wollte nur sagen, Herr —“

„Kein Wort, Paulo,“ setzte Vivaldi hinzu, „sonst wirst du auf der Stelle fortgeschafft werden.“

„Es hängt nicht davon ab, daß man ihn fortschafft,“ sagte einer von den Gerichtsdienern, der sein lauerndes Stillschweigen brach; „er muß gehn, und das ohne weitern Aufschub.“

„Wie, nachdem ich versprochen habe, meine Lippen nicht zu öffnen,“ sagte Paulo, „verlangt Ihr zu brechen, was Ihr zugestanden habt?“

„Es ist von keinem Verlangen die Rede, und es war auch nichts zugestanden,“ erwiederte der Mann mit Schärfe, „gehorcht auf der Stelle, sonst wird es schlimm mit euch aussehn.“

Die Gerichtsdiener waren gereizt, und Paulo wurde immer wüthender und lauter, bis endlich der Lärmen bis zu dem andern Ende des Saals drang; man gebot Stillschweigen, und stellte sogleich eine Untersuchung über die Ursache dieses Aufruhrs an. Die Folge davon

war ein Befehl, daß Paulo sich von Vivaldi fortbegeben sollte; allein er fürchtete in diesem Augenblick kein größeres Uebel, und erklärte dem Tribunal seine Weigerung mit eben so wenig Umständen, als er sie zuvor dem Gericht erklärt hatte.

Endlich traf man nach vieler Schwierigkeit eine Art von Uebereinkunft, und Paulo, den sein Herr endlich zur Willfährigkeit brachte, erhielt die Erlaubniß in einiger Entfernung von ihm zu bleiben.

Bald darauf nahm das Verhör seinen Anfang. Der Beichtvater Ansaldo, und Pater Nicola traten als Zeugen auf, so wie auch der römische Priester, der dabei gegenwärtig war, als der sterbende Mörder seine Aussage ablegte. Man hatte ihn besonders ins Verhör genommen, und er legte ein klares und befriedigendes Zeugniß über die Aechtheit des von Nicola vorgezeigten Papiers ab. Noch mehrere Zeugen waren herbeigerufen worden, die Schedoni nicht zu finden erwartet hatte.

Der Beichtvater trat mit ruhiger Miene herein. Seine Fassung blieb unverändert, als der römische Priester herbeigeführt wurde. Bei der Erscheinung eines andern Zeugen aber schien sie ihn zu verlassen. Ehe man indessen diesen Zeugen aufforderte, wurde die Aussage des Mörders öffentlich verlesen, worin folgende Thatsachen enthalten waren:

„Im Jahr 1742 machte der verstorbene Graf Bruno eine Reise nach Griechenland, die sein Bruder, der gegenwärtige Beichtvater, lange erwartet und zu benutzen beschlossen hatte. Obgleich eine strafbare Leidenschaft Schedonis finstrer Seele zuerst den barbarischen Plan eingab, der seinen Bruder vernichten sollte, so trafen doch viele Umstände und Rücksichten zusammen, ihn zur Ausführung zu treiben. Das Betragen des verstorbenen Grafen, so vernünftig es auch war, erregte seinen Haß, weil es seinen eignen selbstsüchtigen Absichten widersprach. Schedoni, der als jüngerer Bruder seiner Familie damals den Titel Graf di Marinelli führte, hatte sein kleines Erbtheil frühzeitig verschleudert. Die Noth, statt ihm Klugheit zu lehren, hatte ihn nur zur Verstellung aufgemuntert, und reizte ihn, in eben den Ausschweifungen, die ihn darein gestürzt hatten, eine Zuflucht für den Augenblick zu suchen. So beschränkt auch die Vermögensumstände des Grafen Bruno waren, hatte er doch seinen Bruder häufig mit Geldsummen unterstützt, bis er endlich, da er fand, daß bei Marinelli alle Besserung verloren war, und daß er die Summen, welche Bruno seinen eignen Bedürfnissen entzog, ohne Ueberlegung verschwendete, ihm alle weitere Hülfe bis auf das, was er zu seinem Lebensunterhalt unumgänglich brauchte, versagte.“

„Es würde einem gutdenkenden Gemüth schwer seyn zu begreifen, wie ein so vernünftiges Betragen in irgend einer Brust Haß erregen, oder wie der Eigennutz den Verstand so weit verfinstern kann, daß Marinelli, den wir in Zukunft wiederum Schedoni nennen wollen, einen Haß auf seinen Bruder warf, weil er nicht, um seinen Ausschweifungen freies Feld zu lassen, sich selbst zu Grunde richten wollte. Schedoni nannte die Klugheit, welche Brunos Lage nothwendig machte, Niederträchtigkeit und kalte Fühllosigkeit gegen Anderer Wohlergehn, und fand Gründe darin, den Haß, den er schon gegen seinen Bruder im Herzen trug, zu rechtfertigen, ohne zu fühlen, daß die Niederträchtigkeit und Härte, welche er seinem Bruder Schuld gab, in der That Züge seines eignen Charakters waren, die sich selbst in den Gründen darlegten, welche er gegen seinen Bruder anführte."

„Der auf solche Art entstandene Zwiespalt wurde durch unzählige Umstände genährt, und durch Neid, die niedrigste und bösartigste der menschlichen Leidenschaften zur Reife gebracht — durch Neid über die Vorzüge, womit Bruno beglückt war, das heißt, unverschuldete Güter und ein schönes Weib, wurde er gereizt, die That zu begehn, wodurch diese Güter ihm selbst zufallen sollten. Spalatro, dessen er sich zu diesem Zweck bediente, war ihm wohl bekannt, und er fürchtete sich nicht, die Voll-

bringung des Verbrechens diesem Manne anzuvertrauen, der eine kleine Wohnung am Ufer des Adriatischen Meeres kaufen, und mit einem bestimmten Jahrgeld daselbst leben sollte; die verfallne Wohnung, wohin Ellena gebracht wurde, war für ihn gemiethet worden, weil die einsame Lage derselben Schedonis Absichten angemessen war."

„Schedoni, der von allen Schritten Brunos genau unterrichtet war, gab Spalatro von Zeit zu Zeit genaue Nachricht, wo er sich befand, und dieser Bösewicht überfiel ihn mit einem seiner Kameraden, als er auf seiner Rückreise von Ragusa bis Manfredonia über das Adriatische Meer gegangen war, und eben die Wälder des Garganus betrat. Sie schossen auf den Grafen und seine Begleiter, die nur aus einem Bedienten und einem Bauern, der ihnen den Weg zeigte, bestanden, und im dicken Gebüsch verborgen, wiederholten sie mit Sicherheit den Angriff. Der Schuß traf nicht gleich, und der Graf, der sich umsah, um seinen Feind zu entdecken, schickte sich zur Vertheidigung an; allein die Schüsse folgten einander so schnell, daß endlich sowohl di Bruno als sein Bedienter, mit Wunden bedeckt, fielen. Der Wegweiser nahm die Flucht."

„Die unglücklichen Reisenden wurden von ihren Mördern auf der Stelle begraben: allein es sey nun, daß der Argwohn, der stets mit dem Bewußtseyn der Schuld verbunden ist,

Spalatro antrieb, sich vor der Möglichkeit sicher zu stellen, jemals von den Mitschuldigen seines Verbrechens verrathen zu werden, oder was sonst sein Bewegungsgrund seyn mochte; er kehrte allein in den Wald zurück, und trug, unter dem Schutze der Nacht, die Leichname in eine Grube, die er unter dem Flur des Hauses, das er bewohnte, im Voraus gegraben hatte, um alle Beweise auf die Seite zu schaffen, wenn es ja seinem Mitschuldigen einmal einfallen sollte, der Gerechtigkeit den Ort anzuzeigen, wo er ihm Brunos verstümmelte Ueberreste niederlegen half."

„Schedoni ersann eine glaubhafte Geschichte von dem Schiffbruch seines Bruders auf dem asiatischen Meer, und vom Untergange des ganzen Schiffsvolkes, und da Niemand außer den Mördern um die wahre Ursache seines Todes wußte, denn der Wegweiser, der die Flucht ergriffen hatte, und die Leute in der einzigen Stadt, durch die er gekommen war, seit er ans Land stieg, wußten nicht einmal Brunos Namen, so war folglich kein Umstand vorhanden, der seine Aussage widersprechen konnte. Sie wurde allgemein geglaubt, und selbst die Witwe des Grafen setzte vielleicht niemals einen Zweifel in die Wahrheit, oder wenn ja nach ihrer gezwungnen Heirath mit Schedoni sein Betragen einigen Verdacht erweckte, so war er doch zu wenig bestimmt, um ernstliche Folgen nach sich zu ziehn."

Während Spalatros Beichte abgelesen wurde, und besonders beim Schlusse derselben war Schedonis Ueberraschung und Schrecken zu groß, um sich verbergen zu können, und es machte nicht den kleinsten Theil seiner Verwunderung aus, daß Spalatro nach Rom gekommen seyn sollte, um diese Aussagen abzulegen; allein weiteres Nachdenken brachte ihn auf eine Vermuthung der Wahrheit.

Die Nachricht, welche Spalatro von der Ursache seiner Reise nach Rom gab, war, daß er kürzlich in der Meinung, daß Schedoni sich zu Rom aufhielt, ihm dahin gefolgt sey, um durch ein Bekenntniß seiner Verbrechen, und durch Entdeckung derjenigen, die Schedoni begangen, sein Gewissen zu erleichtern. Dieses war indessen nicht so eigentlich der Wahrheit gemäß. Spalatros Absicht war, Geld von dem schuldigen Beichtvater zu erpressen, eine Absicht, wovor dieser so wie vor allen andern nachtheiligen Folgen sich geschützt zu haben meinte, indem er seinen Mitschuldigen über den Ort seines Aufenthalts irre leitete: er sah nicht vorher, daß eben der Kunstgriff, wodurch er, um ihn aufzusuchen, diesen Menschen nach Rom statt nach Neapel führte, das Mittel seyn würde, seine Verbrechen an den Tag zu bringen.

Spalatro war Schedonis Spur bis zu der Stadt, wo er am ersten Abend seiner Reise übernachtete, gefolgt, und hatte die Villa di

Cambrusca erreicht, als er den Beichtvater herannahen sah, und sich in den Ruinen zu verbergen suchte. Die Ursache, warum er sich hütete, bemerkt zu werden, hatte zu dem Verdacht beigetragen, und begünstigte ihn noch, daß er Schedoni nach dem Leben trachtete, der sich vor einem Mörder gerettet zu haben glaubte, als er ihn verwundete. Doch waren Spalatros Wunden nicht so schwer, daß sie ihn verhindert hätten, seine Reise nach Rom, von der Stadt aus, fortzusetzen, wo sich der Weg trennte, der Schedoni nach Neapel führte.

Die Ermüdung einer langen, meistens zu Fuß zurückgelegten Reise zog dem verwundeten Spalatro ein Fieber zu, das seiner Reise und seinem Leben zugleich ein Ende machte, und er entlastete in seinen letzten Stunden sein Gewissen durch ein volles Bekenntniß seiner Schuld. Der Priester, den man zu ihm rief, erschrack über den wichtigen Inhalt seiner Beichte, die eine noch lebende Person betraf, und rief einen Freund zum Zeugen herbei. Dieser Zeuge war der Pater Nicola, Schedonis ehemaliger Vertrauter, der Bösartigkeit genug besaß, sich über jede Entdeckung zu freuen, wodurch er einen Mann strafen konnte, dessen wiederholte Versprechungen ihm nichts als vereitelte Erwartungen einbrachten.

Schedoni sah nunmehr, daß alle seine Absichten gegen Spalatro fehl geschlagen waren, und er hatte mehr im Schilde geführt, als

bis jetzt erzählt worden ist. Man wird sich erinnern, daß der Beichtvater beim Abschiede seinem Wegweiser, dem Bauern, einen Dolch gab, um sich, wie er sagte, gegen Spalatros Angriff zu vertheidigen, im Fall er ihm unterwegens begegnete. Die Spitze dieses Dolches war in Gift getaucht, so daß die leichteste Verwundung schon genug war, den Tod herbeizuführen. Schedoni hatte seit mehrern Jahren aus Ursachen, die ihm allein bekannt waren, ein solches vergiftetes Werkzeug bei sich geführt. Er hatte gehoft, daß, wenn der Bauer Spalatro träfe, und gereizt würde, sich zu vertheidigen, dieser Dolch dem Leben seines Mitschuldigen ein Ende machen, und ihn vor aller Wahrscheinlichkeit, entdeckt zu werden, sichern würde, da der andre Mörder, dessen er sich bedient hatte, schon seit mehrern Jahren gestorben war. Diese List schlug in jedem Betracht fehl; der Bauer sah Spalatro nicht einmal, und ehe er seine Heimath erreichte, verlor er zu gutem Glück den fatalen Dolch, den Schedoni ihm gerne würde gelassen haben, um sich vielleicht über kurz oder lang selbst damit einen Schaden zuzufügen, der ihn außer Stand setzte, ferner von Umständen Erwähnung zu thun, die ihm bekannt zu seyn schienen. Der Dolch, den er nicht ordentlich an seiner Kleidung befestigen konnte, war zur Erde gefallen, und wurde von dem Strome fortgeschwemmt, über den er in diesem Augenblicke gieng.

Allein, wenn Schedoni über das Bekenntniß des Mörders erschrack, so war sein Entsetzen noch weit größer, als ein neuer Zeuge zum Vorschein gebracht wurde, und er einen alten Bedienten aus seinem Hause erkannte. Dieser Mensch erklärte Schedoni für den Grafen Fernando di Bruno, bei dem er nach dem Tode des Grafen seines Bruders als Bedienter gelebt hatte; er bekräftigte nicht nur Schedonis Person, sondern auch den Tod der Gräfin, seiner Frau. Giovanni erklärte, daß er einer von den Bedienten gewesen sey, die sie nach ihrem Zimmer bringen halfen, nachdem sie von Schedonis Dolche getroffen war, und daß er nachher ihre Leiche nach der Santa del Miracoli, einem Kloster nicht weit von di Brunos damaligem Aufenthalte begleiten half. Er bestätigte ferner, die Aerzte hätten berichtet, ihr Tod sey eine Folge der Wunde, die sie empfangen hatte, und bezeugte, daß sein Herr unmittelbar nach der Ermordung der Gräfin entflohen, und seitdem nie wieder auf seinem Gute erschienen sey.

Ein Inquisitor fragte, ob die Verwandten der verstorbenen Gräfin keine Maasregeln ergriffen hätten, den Grafen zu belangen?

Der Zeuge antwortete: man hätte sich lange Zeit bemüht, des Grafen Aufenthalt zu erforschen; allein er wäre aller Entdeckung völlig entwichen, und man hätte folglich nichts weiter in der Sache gethan. Diese Antwort schien

nicht zu befriedigen. Das Tribunal schwieg und besann sich; der Groß-Inquisitor redete darauf den Zeugen an:

„Wie könnt Ihr wissen, daß die Person hier vor Euch, die sich Pater Schedoni nennt, der Graf di Bruno, euer voriger Herr ist; wenn Ihr ihn in dem langen Zwischenraum von Jahren, deren Ihr erwähnt, nie gesehn habt?"

Giovanni antwortete, ohne sich zu besinnen: obgleich die Jahre an den Zügen des Grafen genagt hätten, so habe er sich doch den Augenblick, wie er ihn gesehen, seiner erinnert; er erinnere sich nicht nur des Grafen, sondern auch der Person des Beichtvaters Ansaldo, den er häufig in di Brunos Hause gesehn hätte, obgleich auch sein Ansehn durch die Zeit und durch die geistliche Kleidung, die er trüge, sehr verändert wäre.

Der Groß-Inquisitor schien noch immer an dem Zeugnisse dieses Mannes zu zweifeln, bis Ansaldo selbst, da er aufgefodert wurde, sich erinnerte, daß er ein Bedienter des Grafen gewesen sey, ob er gleich der Person des Grafen selbst sich nicht erinnern konnte.

Der Groß-Inquisitor merkte an, es sey besonders, daß er sich des Gesichtes des Bedienten erinnerte, und doch den Herrn vergessen hätte, mit dem er lange im vertraulichen Umgange lebte. Ansaldo erwiederte hierauf, daß Schedonis stärkere Leidenschaften mit seiner besondern Lebensart zusammen genommen, wohl

eine größere Veränderung in seinen Zügen hätten hervorbringen können, als Giovannis Lage und Charakter auf den seinigen zugelassen.

Schedoni erblaßte nicht ohne Grund bei dem Anblick dieses Bedienten, dessen ferneres Zeugniß einigen andern Punkten der Aussage solches Gewicht und Klarheit ertheilte, daß das Gericht über Schedoni als den Mörder seines Bruders des Grafen, das Urtheil aussprach, und da diese erste Anklage hinreichte, ihn zum Tode zu verdammen, so schritten sie nicht weiter zur zweiten, die seine Gemahlin betraf.

Die Bewegung, welche Schedoni beim Anblick des letzten Zeugen und während des Verhörs des zweiten verrieth, verschwand, sobald sein Schicksal entschieden war, und als das schreckliche Urtheil des Gesetzes ausgesprochen wurde, machte es keinen sichtlichen Eindruck auf ihn. Von diesem Augenblick an verließ seine Festigkeit oder Verhärtung ihn nicht mehr.

Vivaldi, der ein Zeuge dieses Urtheils war, schien unendlich mehr dadurch gerührt als Schedoni selbst; und ob ihm gleich, als er die Umstände von Pater Nicolas Aufforderung angab, die in der That zur Entdeckung von Schedonis Verbrechen führten, keine Wahl übrig gelassen wurde, so fühlte er sich doch in der That in diesem Augenblick so unglücklich, als hätte er wirklich gegen das Leben eines Mitge-

schöpfes ein Zeugniß abgelegt: was würde er vollends empfunden haben, wenn er gewußt hätte, daß dieser auf solche Art verurtheilte Schedoni der Vater von Ellena di Rosalba sey! Bald war es ihm bestimmt, auch dieses zu erfahren. Eine von Schedonis mächtigsten Leidenschaften zeigte sich auch bei diesem Auftritt — und als er beim Herausgehn aus dem Gerichtssaal an Vivaldi vorbei kam, warf er ihm die Worte zu: Du hast den Vater von Ellena di Rosalba in mir ermordet!

Nicht in der Hoffnung, daß Vivaldis Vermittelung, der selbst noch Gefangner war, einen Ausspruch der Inquisition nur im mindesten mildern könnte, sagte er dieß, sondern blos um sich, wegen des Uebels, welches Vivaldis Zeugniß hatte herbei führen helfen, zu rächen, und ihm durch diese Nachricht eine tiefe Wunde zu schlagen. Der Versuch gelang nur zu wohl.

Anfangs zwar hielt Vivaldi diese Worte nur für die verzweifelte Aeußerung eines Mannes, der seine letzte Möglichkeit, der Strenge des Gesetzes zu entwischen, auf ihn gründete; er vergaß bei Ellenas Namen alle Vorsicht, und verlangte laut ihren Zustand zu wissen. Schedoni warf ein schreckliches Lächeln des Triumphs und der Schadenfreude auf ihn, und wollte, ohne zu antworten, weiter gehn; allein Vivaldi, der diesen Zustand der Ungewißheit nicht zu ertragen vermochte, bat das Tribunal um Erlaubniß, einige Augenblicke mit dem Gefang-

ner

nen zu sprechen; eine Bitte, die ihm mit vieler Schwierigkeit und nur unter der Bedingung, daß das Gespräch öffentlich gehalten werden sollte, gewährt wurde.

Auf Vivaldis Fragen über Ellenas Zustand, erwiederte Schedoni nichts weiter, als daß sie seine Tochter sey, und der Ernst, womit er dieses zu wiederholten malen versicherte, erregte bei Vivaldi quälende Angst und Zweifel, obgleich es ihn nicht von der Wahrheit überzeugte; als aber der Beichtvater, welcher fühlte, wie klug es seyn würde, Vivaldi den Ort ihres Aufenthalts zu entdecken, seine Rachbegierde sänftigte, um sich die Verwendung seiner Familie zu sichern, und das Kloster Santa della Pieta als ihren gegenwärtigen Zufluchtsort nannte, überwältigte die Freude über diese Nachricht auf eine Zeitlang jede andre Betrachtung.

Die Gerichtsdiener machten indessen diesem Gespräch ein plötzliches Ende. Schedoni wurde in seine Zelle zurückgeführt, und Vivaldi bald darauf in seinen vorigen engen Verhaft gebracht.

Paulo gerieth aufs neue in Wuth, als er von seinem Herrn getrennt werden sollte, bis dieser, nachdem er das Gericht um die Gesellschaft seines Bedienten gebeten, und eine abschlägige Antwort erhalten hatte, die Heftigkeit seiner Verzweiflung zu stillen suchte. Der arme Paulo fiel seinem Herrn zu Füßen, und

vergoß Thränen, äußerte aber keine Klagen weiter. Als er aufstand, richtete er schweigend seine Augen auf Vivaldi, und sie schienen zu sagen: Theurer Herr, ich werde dich nie wieder sehen! — und mit diesem traurigen Ausdruck fuhr er fort, ihn anzustaunen, bis er den Saal verlassen hatte.

So mancherlei Ursachen zur Traurigkeit Vivaldi auch hatte, konnte er es doch nicht ertragen, den mitleidsvollen Blicken dieses armen Menschen zu begegnen, und zog seine Augen von ihm ab; allein bei jedem neuen Schritte, den er that, begegneten sie stets seinem treuen Diener, bis die Thüren ihn von seinem Anblick ausschlossen.

Als Vivaldi den Saal verlassen hatte, that er, obwohl ohne Hoffnung, den Gerichtsdienern neue Bitten wegen Paulos; ersuchte sie, mit den Personen, welche die Wache über ihn hätten, zu sprechen und sie zu bewegen, ihm alle mögliche Nachsicht wiederfahren zu lassen.

„Es kann ihm keine andre Nachsicht vergönnt werden," erwiederte einer dieser Leute, „außer Brot und Wasser und die Freiheit, in seiner Zelle auf- und abzugehn."

„Keine andre!" sagte Vivaldi.

„Keine," erwiederte der Gerichtsdiener. „Dieser Gefangne war schon einmahl nahe dabei, einen von seinen Wächtern in die Falle zu locken: denn auf eine oder die andre Art hatte er ihn so beschwatzt und so gewonnen; Es

war nämlich einer, der noch neu ist) da; der Mensch ihm ein Licht und Feder und Dinte haben ließ; allein glücklicherweise kam es heraus, ehe noch ein Unheil damit angestiftet war."

„Und was ist aus diesem ehrlichen Kerl geworden?" fragte Vivaldi.

„Ehrlich! er war nicht sogar ehrlich, Signor, weil er seine Pflicht nicht besser in Acht nahm."

„Er würde doch nicht bestraft?"

„Nein, Signor," erwiederte der Mann, der still stand, und den langen Gang zurücksah, ob auch Niemand sein Gespräch mit einem Gefangnen bemerkte; nein, Signor, es war ein junger Bursch, und so ließen sie ihn für dasmal laufen, und setzten ihn zur Wacht über einen Gefangnen, der nicht so voll loser Streiche war."

„Paulo hat ihn vielleicht zu lachen gemacht?" fragte Vivaldi. „Worin bestanden denn seine losen Streiche?"

„Zu lachen, Signor, nein, es machte ihn zu weinen, und das war eben so schlimm."

„Ja wahrhaftig!" sagte Vivaldi, „dieser Mensch muß also nur sehr kurze Zeit hier gewesen seyn?"

„Nicht länger als einen Monat, oder so ungefähr, Signor."

„Allein die losen Streiche, wovon Ihr sprachet. Worin bestanden doch die? — wohl in einem Dukaten oder so etwas?"

„Ein Dukaten," rief der Mann; "nein, wahrlich nicht ein Schilling!"

„Wißt Ihr das so gewiß," versetzte Vivaldi schalkhaft.

„O ja, gewiß genug. Dieser Kerl hat keinen Dukaten in seinem ganzen Vermögen!"

„Aber sein Herr hat es," sagte Vivaldi mit sehr leiser Stimme, indem er ihm etwas Geld in die Hand gab.

Der Gerichtsdiener gab keine Antwort, brachte aber das Geld in Sicherheit, und es wurde nichts weiter gesagt.

Vivaldi hatte diese Bestechung ausgetheilt, um seinem Bedienten etwas gütigere Behandlung zu verschaffen, keineswegs aber aus Rücksicht für sich selbst; denn seine eigne mißliche Lage beschäftigte jetzt seine Gedanken nicht mehr. Sein Gemüth wurde von den entgegengesetztesten Regungen seltsam zerrissen. — Freude über die Entdeckung, daß Ellena in Sicherheit sey, und ein schrecklicher Verdacht, den Schedonis Behauptung seiner nahen Verwandtschaft mit ihr erzeigte. Daß seine Ellena die Tochter eines Mörders war; daß Ellenas Vater einen schimpflichen Tod erleiden sollte; und daß er selbst, wenn gleich unabsichtlich zu dieser Katastrophe beigetragen hatte, waren zu schreckliche Betrachtungen. Schedoni suchte ihnen durch verschiedene Vermuthungen über die Gründe, welche Schedoni konnten bewogen haben, hier eine Falschheit zu behaupten, zu entflie-

hen; allein er fand keinen Grund außer vielleicht den Wunsch, sich an ihm zu rächen; und selbst diese Vermuthung verlor sich, wenn er bedachte, daß Schedoni ihn von Ellenas Sicherheit versichert hatte; eine Versicherung, die Schedoni ihm gewiß nicht würde gegeben haben, wenn er boshaft gegen ihn gesinnt gewesen wäre. — So dachte Vivaldi, weil er auf die eigennützigen Bewegungsgründe nicht fiel, die Schedoni zu dieser Aeußerung bewegten. Allein vielleicht war selbst diese Nachricht, worauf sein ganzer Trost beruhte, falsch und von ihm nur gegeben, um den Schmerz, den die Entdeckung der Wahrheit verursachen mußte, zu schärfen. Mit einer innern Angst, die ihm beinahe alle Kraft zu denken raubte, gieng er jede noch so geringfügige Wahrscheinlichkeit durch, die hiemit in Beziehung stand, und endigte damit zu glauben, daß Schedoni wenigstens in diesem letzten Punkte die Wahrheit gesagt hatte.

Ob er auch in seiner ersten Behauptung die Wahrheit geredet hatte, war eine Frage, die in Vivaldis Gemüthe einen Tumult von Vermuthungen und Entsetzen erregte: denn in eben dem Augenblick, wo er die Sache für zu erstaunlich hielt, um Glauben zu verdienen, war sie ihm auch zu schrecklich, um sie nicht selbst als Möglichkeit zu fürchten.

Neuntes Kapitel.

O holy nun! why bend the mournful head?
Why fall those tears from lids uplift in prayer?
Why o'er thy pale cheek steals the feeble blush,
Then fades, and leaves it wan as the lily
On which a moon beam falls?

Während diese Dinge in den Gefängnissen der Inquisition zu Rom vorziengen, blieb Ellena in dem heiligen Zufluchtsort Unsrer Dame des Mitleids mit Schedonis Verhaft und Vivaldis Lage unbekannt. Sie wußte, daß der Beichtvater damit umgieng, sie für seine Tochter anzuerkennen, und glaubte auch die Ursache seiner Abwesenheit zu errathen: allein ob er ihr gleich verbothen hatte, einen Besuch von ihm zu erwarten, bis er seine Anstalten völlig getroffen hätte, so hatte er ihr doch indeß zu schreiben, und sie von Vivaldis gegenwärtiger Lage genau zu unterrichten versprochen: sein unerwartetes Stillschweigen erregte daher eben so verschiedne, wenn gleich nicht so schreckliche, Vermuthungen bei ihr, als Vivaldi um ihrentwillen ausstand; auch Vivaldis Schweigen kam ihr nicht minder seltsam vor.

„Er muß in der That in sehr strenger Gefangenschaft seyn,“ sagte die bekümmerte Elle-

na, „weil er meine Angst um ihn nicht einmal durch eine einzige Zeile lindern kann. Oder vielleicht hat er sich, durch unaufhörliches Widerreden gequält, dem Befehl seiner Familie unterworfen und eingewilligt, mich zu vergessen. Ach! warum ließ ich seiner Familie zu diesem Befehl Raum? Warum drang ich nicht selbst darauf?"

Allein indem sie diesen Vorwurf gegen sich selbst aussprach, widersprachen die Thränen, welche sie vergoß, dem Stolze, der ihn ihr eingab, und eine Ueberzeugung, die heimlich im Hinterhalt ihres Herzens saß, daß Vivaldi sie nicht so aufgeben könnte, zerstreute bald diese Thränen. Andre Vermuthungen aber riefen sie zurück — vielleicht war er krank? oder gar todt?

In solchen trüben und unbestimmten Zweifeln schlichen ihre Tage hin: Beschäftigungen konnten sie nicht länger von sich selbst abziehn, und Musik konnte auch nicht für einen Augenblick das Gefühl des Kummers hinweg zaubern; doch nahm sie regelmäßig an den verschiednen Beschäftigungen der Nonnen Theil, und war so weit entfernt, sich unnütze Ausbrüche des Schmerzes zu vergönnen, daß sie noch nie den ihr heiligen Gegenstand desselben verrathen hatte, so daß, ob sie gleich keine heitere Miene annehmen konnte, sie nie anders als ruhig schien. Ihre süßeste, obwohl zugleich schwermüthigste Stunde war, wenn sie bei Sonnenuntergang sich unbemerkt nach der Terrasse zwischen den Felsen, die das Kloster überragten und einen Theil seines

Gebietes ausmachten, zurückziehn konnte. Hier, allein, und von allem ceremoniösen Zwang der Gesellschaft befreit, schienen ihre Gedanken sogar freier zu seyn. Wenn unter dem leichten Laubwerk der Acacienbäume, oder unter dem majestätischen Schatten der Palmen, deren hohe Zweige über den vielfärbigen Klippen dieser Terrasse wehten, Ellena auf das prächtige Schauspiel des Meerbusens herunter blickte, so rief es ihrem Gedächtniß mit trauriger und doch zugleich süßer Wahrheit die vielen glücklichen Tage zurück, die sie in Gesellschaft Vivaldis und ihrer verstorbenen Tante Bianchi zugebracht hatte, und jeder, durch solche Erinnerungen bezeichnete Punkt der Aussicht, den der Schleier der Entfernung ihr entzog, wurde von der Einbildungskraft aufgelöst, und von der Zärtlichkeit mit lebhafteren Farben ausgemahlt, als die glänzendsten der Natur.

Eines Abends hatte Ellena länger als gewöhnlich auf der Terrasse verweilt. Sie beobachtete, wie die Strahlen sich von den höchsten Gipfeln des Horizonts zurückzogen, und die tiefern Landschaften allmählich verschwanden, bis die Sonne in die Wellen gesunken war, und alle Farben bis auf einen sanften Purpurhauch sich verloren, der Wasser und Himmel überzog und alle Abrisse der Landschaft in sanfte Verwirrung verschmolz. Die Dächer und dünnen Thürme der Santa della Pieta, mit einem einzelnen Kirchthurm, der sich hoch über alle andern Theile des

Gebäudes, aus welchen das Kloster bestand, erhob, verschwanden schnell vor dem Auge; allein der feierliche Nebel, der sie einhüllte, stimmte so gut zum Charakter des Ganzen, daß Ellena ungern sich von diesem interessanten Gegenstande abzog. Plötzlich nahm sie durch das Dämmerlicht eine ungewöhnliche Menge von Gestalten wahr, die sich im Vorhofe des Klosters hin und her bewegten; sie horchte und bildete sich ein, das Murmeln vieler Stimmen zu unterscheiden. Die weißen Gewänder der Nonnen machten sie dem Auge bemerklich, so wie sie sich bewegten; allein es war unmöglich, die andern Personen in diesem Gewühl zu unterscheiden. Den Augenblick darauf zerstreute sich die Menge, und Ellena, neugierig die Ursache von dem, was sie gesehn hatte, zu erfahren, schickte sich an, ins Kloster herunter zu gehn.

Sie hatte die Terrasse verlassen und trat eben in eine lange Allee von Wallnüssen, die sich bis zu einem Theil des Klosters hinzogen, der unmittelbar an den großen Vorhof stieß, als sie Schritte in der Entfernung vernahm, und da sie in den Gang trat, verschiedne Personen in der schattigten Ferne heran nahen hörte. Als die Stimmen näher kamen, unterschied sie eine, deren interessanter Ton alle ihre Aufmerksamkeit fesselte, und Erinnerungen bei ihr zu erwecken begann. Sie horchte, verwunderte sich, zweifelte, hoffte, fürchtete! Die Stimme sprach wieder! Ellena glaubte sich in diesen zärtlichen Tö-

nen so voll Geist, so voll Ausdruck von Gefühl und Verstand, nicht irren zu können. Sie schritt mit schnellern Schritten fort, und schwankte doch, als sie der Gruppe näher kam, und stand still, um zu entdecken, ob eine Gestalt unter ihnen wäre, die zu dieser Stimme passen und ihre Hoffnungen rechtfertigen könnte.

Die Stimme sprach wieder; sie nannte ihren Namen, sprach ihn mit dem Zittern der Zärtlichkeit und Ungeduld aus, und Ellena wagte kaum ihren Sinnen zu trauen, als sie Olivien, die Nonne von San Stefano in den Kreuzgängen des Klosters della Pieta sah!

Ellena konnte keine Worte finden, ihre Freude und Verwunderung auszudrücken, als sie ihre Retterin in Sicherheit und in diesen ruhigen Schatten sah: Olivia erwiederte alle zärtliche Liebkosungen ihrer jungen Freundin, und während sie die Umstände zu erläutern versprach, die ihre gegenwärtige Erscheinung hier veranlaßt hatten, that sie ihrerseits unzählige Fragen an Ellena über die Begebenheiten, die ihr zugestoßen waren, seit sie San Stefano verlassen hatte. Allein sie waren jetzt von zu vielen Zuhörern umgeben, um sich ohne Zwang unterhalten zu können; Ellena führte daher die Nonne in ihr Zimmer, und Olivia erklärte ihr die Ursachen, weswegen Sie das Kloster San Stefano verlassen hatte, Ursachen, die in der That hinlänglich waren, selbst bei der strengsten Andächtigen sie wegen dieses Tausches zu rechtfertigen. Diese

unglückliche Nonne, wie es schien, von dem Verdacht der Aebtissin verfolgt, welche erfahren hatte, daß sie bei Ellena's Befreiung behülflich war, hatte den Bischof ihres Kirchspiels um Erlaubniß gebeten, sich nach Santa della Pieta zu begeben. Die Aebtissin hatte keine Beweise, um sie förmlich als Mitschuldige bei der Flucht einer Novize zu belangen, denn obgleich Jeronimo die erforderlichen Beweise hätte geben können, war er doch zu tief in dieser Begebenheit verwickelt, um nicht zugleich sich selbst dabei zu verrathen. Daß er mit diesem Beweise zurückhielt, scheint zu bestätigen, daß mehr Zufall als Absicht an dem Hinderniß von Ellenas Flucht aus dem Kloster Schuld war. Allein obgleich die Aebtissin nicht Zeugnisse genug zu einer gesetzlichen Strafe hatte, waren ihr doch Umstände genug bekannt, um ihren Verdacht zu rechtfertigen, und sie besaß sowohl die Neigung als die Macht, Olivien das Leben sehr zu verbittern.

Mehrerlei Umstände bestimmten die Nonne, Santa della Pieta zu ihrem Aufenthalt zu wählen, worunter vorzüglich die Gespräche gehörten, die sie mit Ellenen über die Verfassung dieser Gesellschaft geführt hatte. Sie konnte ihr Vorhaben ihrer Freundin nicht entdecken, um nicht der Aebtissin, wenn sie diesen Briefwechsel erführe, Gründe an die Hand zu geben, sie anzuklagen. Selbst bei ihrer Bitte an den Bischof mußte sie mit der äußersten Vorsicht

und Stille zu Werke gehn, bis der Befehl ihren Aufenthalt zu verändern, den sie nicht ohne langes Zögern und Schwierigkeit erwürkt hatte, erschien; und als sie ihn erhielt, machte der eifersüchtige Zorn der Aebtissin eine unverzügliche Abreise nothwendig.

Olivia hatte sich in ihrem Kloster viele Jahre lang in einer unglücklichen Lage befunden; allein wahrscheinlich würde sie ihre Tage in den Mauern von San Stefano geendigt haben, wenn nicht die erhöhte Bedrückung der Aebtissin ihren Muth und ihre Thätigkeit erweckt, und die Niedergeschlagenheit zerstreut hätte, womit schwere Unglücksfälle ihre Aussichten verdunkelt hatten.

Ellena erkundigte sich sehr genau, ob irgend Jemand im Kloster um ihrentwillen gelitten hätte: hörte aber, daß außer Olivien Niemand in Verdacht gerathen war, ihr Beistand geleistet zu haben, und daß der ehrwürdige Mönch, der es wagte, das Thor zu öfnen, welches ihr mit Vivaldi die Freiheit gab, sich durch seine Güte keine Unannehmlichkeit zugezogen hatte.

„Es ist etwas unangehmes und sehr ungewöhnliches," schloß Olivia, „sein Kloster zu verändern; allein Sie sehen, was für wichtige Gründe mich dazu bestimmten. Doch fiel mir vielleicht die harte Behandlung um so schwerer, da Sie, meine Schwester, mir die Gesellschaft dieses Klosters beschrieben hatten, und

ich es für möglich hielt, daß Sie sich darin befänden. Als ich bei meiner Ankunft hier erfuhr, daß meine Wünsche mich in diesem Stücke nicht hintergangen hatten, verlangte mich sehr, Sie wieder zu sehn, und sobald die Ceremonien, die mit dem ersten Besuch bei der Aebtissin verbunden sind, vorüber waren, bat ich, daß man mich zu Ihnen führen möchte, und suchte Sie gerade, als wir uns im Gange trafen. Es wäre überflüssig, mich in vielen Worten über die Freude, welche diese Zusammenkunft mir verursacht, zu äussern; allein Sie wissen vielleicht nicht, wie sehr das Betragen der Aebtissin und unsrer ganzen Schwesterschaft, so weit ich nach einer ersten Zusammenkunft urtheilen kann, mich aufgerichtet haben. Die Dunkelheit, welche lange über meinen Aussichten hieng, scheint sich jetzt zu öfnen, und ein ferner Schimmer verspricht den Abend meines stürmischen Tages zu erhellen."

Olivia hielt inne und schien sich zu besinnen: dies war das erstemal, daß sie so geradezu ihres eignen Mißgeschickes erwähnte; und während Ellena im Stillen diese Betrachtungen anstellte, und die Niedergeschlagenheit, die sich bereits auf das ausdrucksvolle Gesicht der Nonne schlich, bemerkte, wünschte sie, und fürchtete doch zugleich, sie auf die Veranlassung derselben zurückzuführen.

Olivia nahm mit sichtlichem Bemühn, alle peinlichen Erinnerungen zu verbannen, ein

schmachtendes Lächeln an, und sagte: „Jetzt, da ich die Geschichte meiner Wanderschaft erzählt, und meiner Selbstliebe lange genug nachgesehn habe, werden Sie mir auch wissen lassen, was für Begebenheiten Ihnen, meine junge Freundin, seit unserm letzten traurigen Lebewohl in den Gärten zu St. Stefano zugestoßen sind.“

Dies war ein Geschäft, wozu sich Ellena, so sehr auch Oliviens Gegenwart ihre Lebensgeister erheiterte, noch immer unfähig fühlte. Die Zeit hatte noch nicht ihren beschattenden Schleier über die Scenen ihres vergangnen Kummers gezogen: die Farben waren noch alle zu frisch und glänzend für ihr trübes Auge, und der Gegenstand hieng zu innig mit der Ursache ihres gegenwärtigen Schmerzens zusammen, als daß sie ihn ohne sehr peinliche Gefühle hätte betrachten können. Sie bat daher Olivien, sie für jetzt mit einer umständlichen Erzählung zu verschonen, die nur sehr peinliche Rückerinnerungen bei ihr erregen müßte; sie blieb Schedonis Warnung pünktlich getreu, und erwähnte blos ihrer Trennung von Vivaldi an den Ufern des Celano, und daß mancherlei traurige Unfälle ihr zugestoßen wären, ehe sie den heiligen Schutzort der della Pieta wieder hätte erreichen können.

Olivia kannte die Art von Gefühlen, denen Ellena zu entgehen suchte, zu gut, um sie

vorsetzlich einer Erneuerung derselben auszusetzen: sie fühlte ein zu großmüthiges Mitleid mit ihrem Schmerz, um nicht das Gefühl desselben durch alle diese zarten und namenlosen Künste zu besänftigen, die den ermüdeten Geist nur durch magischen Zauber fesseln.

Die Freundinnen setzten ihr Gespräch fort, bis das Geläut einer Klosterkapelle sie zu den letzten Vespern rief, und als der Gottesdienst zu Ende war, trennten sie sich für die Nacht.

Olivia hatte also bei der Schwesterschaft der della Pieta einen Zufluchtsort gefunden, worauf sie noch bis vor Kurzem nie zu hoffen gewagt hatte; allein so oft sie auch ihr Gefühl dieses Glücks äußerte, geschah es doch selten ohne Thränen, und Ellena bemerkte zu ihrer Verwunderung und Kränkung wenige Tage nach ihrer Ankunft, daß eine schwermüthige Wolke sich aufs neue vor ihre Seele zog.

Ein näheres Interesse aber zog bald Ellenas Aufmerksamkeit von Olivien ab, um sie auf Vivaldi zu richten; und als sie ihre schwache alte Haushälterin Beatrix in ein Zimmer des Klosters treten sah, ahndete sie, daß die Nachricht von einem außerordentlichen und allem Vermuthen nach unglücklichen Zufall sie hieher geführt hätte. Sie kannte Schedonis Vorsicht zu gut, um zu glauben, daß Beatrix mit einem Auftrag von ihm käme, und da Vivaldis ungewisse Lage der unabläßige Gegenstand ihrer Angst war, schloß sie sogleich, daß

Beatrix käme, um ihr ein Unglück, das ihn betroffen, anzukündigen. Krankheit, vielleicht wirklicher Verhaft in der Inquisition — denn sie hatte zither oft gedacht, daß man Vivaldi nicht blos damit gedroht hatte, so wie ihr — oder wohl gar sein Tod! sein Tod in diesen Gefängnissen! — Dieses letzte war eine Möglichkeit, die sie beinahe unfähig machte, Beatrix um ihr Anbringen zu fragen.

Die alte Frau, zitternd und blaß, entweder von der Ermüdung des Ganges, oder von dem Bewußtseyn, daß sie unglückliche Nachrichten zu bringen hatte, setzte sich, ohne zu sprechen, nieder, und es verstrichen einige Augenblicke, ehe sie dahin gebracht werden konnte, Ellenas wiederholte Fragen, zu beantworten.

„O Signora!" sagte sie endlich, „Sie wissen nicht, was es sagen will, in meinem Alter einen so langen Weg Bergauf zu machen. Nun der Himmel behüte Sie, ich hoffe, Sie werden nie in den Fall kommen!"

„Ich merke, daß Sie üble Neuigkeiten bringt," sagte Ellena; „ich bin darauf gefaßt, und Sie darf sich nicht fürchten, mir alles, was sie weiß, zu sagen."

„Heiliger Sanct Marcus!" rief Beatrix, „wenn ein Todesfall eine üble Nachricht ist, so haben Sie recht gerathen, Signora, denn es ist gewiß, daß ich Ihnen davon Nachricht bringe. Aber wie kamen Sie dazu, mein Anbringen

gen zu wissen? Es ist mir einer zuvorgekommen, wie ich sehe, obwohl ich seit vielen Tagen nicht so geschwind den Berg herauf gelaufen bin, um Ihnen zu erzählen, was vorgefallen ist."

Sie hielt inne, um die Veränderung auf Ellenens Gesicht zu beobachten, die sie zitternd bat, ihr zu erklären, was vorgefallen wäre — wer gestorben sey, und sie bat, ihr die Sache so schnell als möglich zu erzählen.

„Sie sagen, Sie wären vorbereitet, Signora," sagte Beatrix, „allein Ihr Gesicht spricht anders."

„Was ist es, das Sie mir eröfnen wollte," sagte Ellena beinahe athemlos. Wann ist es geschehen? Fasse Sie sich kurz."

„Wenn es geschehen ist, Signora, kann ich nicht so genau sagen; allein ich habe es von einem Bedienten des Marquis selbst."

„Des Marquis?" unterbrach Ellena sie mit stammelnder Stimme."

„Ja, Signora, und Sie werden mir doch zugeben, daß das eine ganz sichre Quelle ist."

„Todt! und in des Marquis Familie?" rief Ellena.

„Ja, Signora, ich habe es von seinem eigenen Bedienten gehört. Er gieng, eben als ich mit dem Maccaroni-Mann sprach, vor dem Gartenthore vorüber. — Aber Ihnen ist nicht wohl, Signora!"

„Ich befinde mich recht wohl, wenn Sie nur fortfahren will, erwiederte Ellena schwach, die Augen starr auf Beatrix geheftet, als hätten nur sie die Kraft, ihre Meinung heraus zu bringen."

„Ey, Frau Beatrix," sagte er zu mir, „ich habe Sie ja seit langer Zeit nicht gesehn?" — „Ja, wahrhaftig, das ist ein großes Unglück!" sagte ich, „denn heut zu Tage denkt man an die alten Weiber nicht mehr viel — so aus den Augen so aus dem Sinn, wird es auch bei ihm wohl heißen."

„Ich bitte Sie, komme Sie doch zur Sache," unterbrach sie Ellena. „Wessen Tod kündigte er denn an?" — Sie hatte nicht den Muth, Vivaldis Namen auszusprechen.

„Sie werden es gleich hören, Signora. Ich merkte, daß er so verwirrt aussah, und fragte ihn, wie es zu Paluzzo gienge." — „Schlimm genug, Frau Beatrix," sagte er, „hat Sie nichts gehört?" — „Gehört," sagte ich, „was sollte ich gehört haben?" — „Ey nun," sagte er, „was sich eben in unsrer Familie zugetragen hat."

„O Himmel!" rief Ellena, „er ist todt! Vivaldi ist todt!"

„Sie werden es sogleich hören," fuhr Beatrix fort.

„Fasse Sie sich doch kurz," sagte Ellena; „antworte Sie mir blos ja oder nein."

— „Das kann ich nicht eher, bis ich an die rechte Stelle komme, Signora; wenn Sie nur ein klein wenig Geduld haben wollen, so sollen Sie alles erfahren. Allein wenn Sie mich so treiben, so bringen Sie mich ganz aus dem Conzept."

„Himmel, gieb mir Geduld!" sagte Elena, und suchte ihre Lebensgeister zu beruhigen.

„Und somit, Signora, bat ich ihn, herein zu kommen und sich auszuruhen und mir alles zu sagen. Er antwortete mir, er wäre in großer Eile und könnte sich keinen Augenblick aufhalten, und noch mehr solcher Worte; allein ich, die ich weiß, Signora, daß alles, was in dieser Familie vorgeht, Ihnen am Herzen liegt, wollte ihn nicht so davon lassen, und als ich ihn bat sich mit einem Glas Citroneneis zu erfrischen, vergaß er in der Minute alle Geschäfte, und wir hatten ein langes Gespräch."

Beatrix hätte jetzt ihrer Geschwätzigkeit noch lange freien Lauf lassen können, denn Elena hatte alle Kraft verloren, weiter zu fragen, und hörte kaum, was gesprochen wurde. Sie sagte nichts und vergoß auch keine Thräne; das einzige Bild, welches ihre Phantasie beschäftigte, Vivaldis Bild fesselte alle ihre Kräfte wie mit einer Zauberruthe.

„Als ich ihn also wiederum fragte, was vorgegangen sey," sagte Beatrix, „war er

willfährig genug, mir alles zu erzählen." —
„Es ist nun beinahe ein Monat her," sagte er, „daß die Marquise zuerst krank wurde — sie war —"

„Die Marquise!" wiederholte Ellena, bei der dieses einzige Wort die Bezauberung des Schreckens aufgelöst hatte — „die Marquise —"

„Ja, Signora, wahrhaftig. Wer sonst habe ich denn gesagt?"

„Fahre Sie doch fort, Beatrix, die Marquise?"

„Was macht Sie denn plötzlich so vergnügt aussehen, Signora? Ich dachte eben noch, es wäre Ihnen gewaltig leid. Aber ich wette, Sie dachten, es wäre von meinem jungen Herrn Vivaldi die Rede."

„Fahre Sie doch fort," sagte Ellena.

„Nun wohl; ohngefähr vor einem Monat wurde die Marquise zuerst befallen," fuhr der Bediente fort. „Sie hatte schon lange sehr übel ausgesehn, allein aus einer Conversazione in dem di Voglio-Pallaste kam sie so übel nach Hause. Man vermuthete schon lange, daß es um ihre Gesundheit nicht gut stände; allein Niemand hätte sie ihrem Ende so nahe geglaubt, bis die Aerzte zusammen berufen wurden, und da sah es freilich sehr schlimm aus. Sie fanden, daß sie schon mehrere Jahre den Tod mit sich herum getragen hatte, obgleich Niemand einen Gedanken daran gehabt hatte, und ihr eigner Arzt wurde sehr getadelt,

daß er es nicht früher ausfindig gemacht hatte. Allein, setzte der Spitzbube hinzu, er hielt zu viel auf meine gnädige Frau. Er war sehr hartnäckig, denn er behauptete fast bis auf die Letzte, es wäre keine Gefahr, als fast Jedermann sagte, daß es mit ihr aus wäre. Die andern Aerzte hielten bald ihr Wort, und die Marquise starb."

„Und ihr Sohn," sagte Ellena, „war er bei der Marquise, als sie starb?"

„Wie, der Signor Vivaldi, Signora? Nein, der war nicht da."

„Das ist sehr sonderbar!" merkte Ellena mit Bewegung an. „Hat der Bediente seiner gar nicht erwähnt?"

„Ja, Signora; er sagte, wie betrübt es wäre, daß er zu einer solchen Zeit nicht gegenwärtig gewesen sey, und daß Niemand seinen Aufenthalt wüßte."

„Weiß denn seine Familie nichts von ihm?" fragte Ellena mit erhöhter Bewegung.

„Kein sterbendes Wort, Signora, und sie haben schon die ganze Zeit her nichts von ihm gehört. Man weiß nichts weder von ihm, noch von einem gewissen Paul Mendrico, seinem Bedienten, obgleich des Marquis Leute die ganze Zeit über von einem Ende des Königreichs bis zum andern geritten sind."

Erschrocken über die Gewißheit eines Umstandes, den sie bis vor Kurzem noch kaum möglich geglaubt hatte, Vivaldis Verhaftung

in der Inquisition, verlor Ellena auf einige Zeit alles Vermögen weiter zu fragen; Beatrix aber fuhr fort:

„Der Marquise schien etwas schwer auf dem Herzen zu liegen, wie der Bediente mir sagte, und sie fragte oft nach dem Signor Vivaldi.“

„Die Marquise wußte also gewiß nicht, wo er war,“ sagte Ellena mit neuem Erstaunen und Verwirrung, „wer die Person seyn könnte, die ihn verrätherischer Weise in die Inquisition gebracht, und die doch zu gleicher Zeit sie konnte entwischen lassen?“

„Nein, gewiß nicht, Signora, denn sie hatte ein klägliches Verlangen ihn zu sehn. Und als sie sterben wollte, schickte sie zu ihrem Beichtvater, Pater Schedoni glaube ich heißt er, und —“

„Und was ist mit dem?“ sagte Ellena unbedachtsam.

„Nichts, Signora, denn er war nirgends zu finden.“

„Nicht zu finden!“ wiederholte Ellena.

„Nein, Signora, das heißt gerade damals: er mag wohl von mehr Leuten noch Beichtvater gewesen seyn, vermuthe ich, und die haben gewiß Sünden genug zu bekennen gehabt, und so hat er nicht so geschwind von ihnen loskommen können.“

Ellena wußte sich genug zu fassen, um nicht weiter nach Schedoni zu fragen: und wenn sie

die wahrscheinliche Ursache von Vivaldis Verhaftung überlegte, so tröstete sie sich wieder mit dem Gedanken, daß er nicht wirklichen Gerichtsdienern in die Hände gefallen wäre, weil die Kameraden der Leute, die ihn in Verhaft nahmen, sich in andrer Gestalt zeigten, und da seine Familie ihn noch immer nicht aufgespürt hatte, kam es ihr äußerst wahrscheinlich vor, daß er noch immer darauf ausgienge, den Ort ihres Verhaftes zu entdecken.

„Allein ich wollte eben erzählen," fuhr Beatrix fort, „was es für einen Auftritt gab, als die gnädige Frau Marquise starb. Da man den Pater Schedoni nirgends finden konnte, wurde ein andrer Beichtvater geholt, der lange bei ihr im verschloßnen Zimmer blieb. Nachher wurde der Herr Marquis herein gerufen, und es schienen wichtige Dinge vorzugehn, denn die Bedienten im Vorzimmer hörten den gnädigen Herrn oftmals laut sprechen; zuweilen hörte man auch die Stimme der Marquise, so krank sie auch war! Endlich war alles still, und nach einiger Zeit kam der Marquis aus dem Zimmer und schien in großer Gemüthsbewegung, das heißt sehr aufgebracht und sehr bekümmert zugleich zu seyn. Der Beichtvater aber blieb noch lange Zeit bei der gnädigen Frau, und als er fortgieng, schien sie unruhiger als zuvor. Sie lebte noch die ganze Nacht und einen Theil des folgenden Tages, und es schien ihr etwas schwer auf dem Her-

zen zu liegen, denn sie weinte oft und seufzte so tief, daß es einem jammerte, sie anzusehn. Sie fragte oft nach dem Marquis, und wenn er kam, wurden die Bedienten hinausgeschickt, und sie führten lange Gespräche mit einander. Auch der Beichtvater wurde noch einmal geholt, als es eben zu Ende gehen wollte, und sie blieben alle zusammen eingeschlossen. Die Marquise schien hierauf weit ruhiger in ihrem Gemüth zu seyn, und nicht lange darauf starb sie."

Ellena, die sehr aufmerksam diese kleine Erzählung angehört hatte, wurde durch Oliviens Eintritt verhindert, die Fragen zu thun, welche ihr dabei eingefallen waren. Die Nonne wollte wieder zurückgehn, als sie eine Fremde sah; allein Ellena, die ihre Fragen nicht für so wichtig hielt, bat sie, ihren Stuhl an dem Stickrahmen, den sie zuvor verlassen hatte, wieder einzunehmen.

Nachdem sie einige Augenblicke mit Olivien gesprochen hatte, kehrte sie zu den Gegenständen, die ihr am Herzen lagen, wieder zurück. Schedonis Abwesenheit schien ihr noch immer nicht bloß Zufall, und ob sie gleich mit keinen Fragen über den Mönch von Spirito Santo in Beatrix dringen konnte, wagte sie es doch sich zu erkundigen, ob sie kürzlich den Fremden gesehn hätte, der sie nach Altieri brachte: denn Beatrix kannte ihn nur unter dem Namen von Ellenas Befreier.

„Nein, Signora," erwiederte Beatrix beinahe etwas spitzig, „ich habe sein Gesicht nicht wieder gesehn, seit er Sie nach der Villa brachte, obwohl, was das betrifft, ich auch damals nicht viel davon sah: ich begreife noch nicht, wie er es die Nacht anfieng, sich aus dem Hause zu begeben, ohne daß ich ihn sah, so oft ich auch nachher daran gedacht habe. Er hätte sich wahrhaftig nicht schämen dürfen, mir sein Gesicht zu zeigen, denn er würde nichts als Segen von mir zum Lohne empfangen haben, daß er Sie sicher wieder zu Hause brachte."

Ellena fiel es einigermaaßen auf, daß Beatrix einen an sich so geringfügigen Umstand bemerkt hatte, und sie antwortete: sie selbst hätte ihrem Beschützer die Thüre aufgemacht.

Während Beatrix sprach, schug Olivia ihre Augen von dem Stickrahmen auf, und richtete sie auf die alte Haushälterin, die ehrerbietig die ihrigen niederschlug: sobald aber die Nonne sich wieder mit ihrer Arbeit beschäftigte, wurde sie ihrer Seits von Beatrix genau betrachtet. Ellena glaubte in dieser gegenseitigen Aufmerksamkeit etwas Besonderes zu entdecken, so gewöhnlich es auch ist, daß Fremde eine gewisse Neugierde gegen einander bezeigen.

Beatrix erhielt von Ellenen noch einige Aufträge wegen einiger Zeichnungen, die sie sich ins Kloster wollte schicken lassen, und als die

Alte eine Antwort darauf gab, schlug Olivia aufs neue die Augen auf, und sah ihr mit scharfer Neugierde ins Gesicht.

„Mich dünkt, ich sollte diese Stimme kennen," sagte die Nonne mit großer Bewegung, „ob ich gleich nach den Gesichtszügen mich nicht zu urtheilen getraue. Sollte es seyn — ist es möglich, daß ich mit Beatrix Olca spreche? Es ist so viele Jahre her —"

Beatrix antwortete mit gleicher Ueberraschung: „Ich bin es, Signora, Sie irren sich nicht in meinem Namen. Aber wer sind Sie, die Sie mich kennen?"

Während sie Olivien aufmerksam betrachtete, lag in ihrem Gesicht ein gewisser Ausdruck von Entsetzen, der Ellenas Verlegenheit erhöhte. Die Farbe der Nonne wechselte mit jedem Augenblick, und die Stimme gebrach ihr, als sie zu sprechen versuchte. Beatrix rief indessen: „Meine Augen betrügen mich, und doch ist es eine wunderbare Aehnlichkeit. Santa della Pieta! wie es mich erschreckt hat; das Herz schlägt mir noch immer — Sie sehn ihr so ähnlich, Signora, und doch sind Sie so sehr verschieden."

Olivia, deren Blicke jetzt gänzlich auf Ellena gerichtet waren, sagte mit kaum hörbarer Stimme, während ihre ganze Gestalt unter einem beinahe unwiderstehlichen Gefühl zu erliegen schien: „Sagt mir, Beatrix, ich beschwöre euch, sagt mir geschwind, wer ist dies?" —

Sie zeigte auf Ellena und die Worte erstarben auf ihren Lippen.

Beatrix, gänzlich mit ihren eignen Gedanken beschäftigt, gab keine Antwort, sondern rief: „Es ist in der That die Signora Olivia! Sie ist es selbst! Im Namen von allem, was heilig ist, wie kamen Sie hieher? O welche Freude müssen Sie gehabt haben, einander zu finden!“ Sie sah noch immer voll Erstaunen Olivien an, während Ellena, ohne gehört zu werden, zu wiederholtenmalen nach dem Sinn ihrer Worte fragte, und im nächsten Augenblick sich an den Busen der Nonne gedrückt fühlte, die sie besser verstanden zu haben schien, und die weinend, zitternd und beinahe ohnmächtig sie schweigend an sich gedrückt hielt.

Nachdem einige Augenblicke auf diese Art verstrichen waren, bat Ellena ihr diesen Auftritt zu erklären, und Beatrix fragte zu gleicher Zeit um die Ursache aller dieser Bewegung: denn sollte es möglich seyn, daß Sie einander nicht kennten? setzte sie hinzu.

„Was ist das für eine neue Entdeckung?“ sagte Ellena furchtsam zu der Nonne. „Erst kürzlich habe ich meinen Vater gefunden; o sagen Sie mir, bei welchem zärtlichen Namen soll ich Sie nennen?“

„Ihren Vater!“ rief Olivia.

„Ihren Vater, Signora!“ rief Beatrix nach.

Ellena, die durch die starke Bewegung, worin sie sich befand, zu dieser voreiligen Erwähnung Schedonis gebracht war, wurde verlegen und schwieg.

„Nein, mein Kind," sagte Olivia, deren Erstaunen in Töne eines unauslöschlichen Schmerzes zerfloß, während sie Ellena aufs neue an ihr Herz drückte — „nein, dein Vater ruht im Grabe!"

Ellena erwiederte ihre Liebkosungen nicht länger. Erstaunen und Zweifel hoben jede zärtliche Regung auf: sie starrte Olivien mit einer Heftigkeit, die an Wildheit gränzte, an. Endlich sagte sie langsam: „Ist es also meine Mutter, die ich vor mir sehe? Wann werden doch diese Entdeckungen endigen?"

„Es ist deine Mutter!" erwiederte Olivia feierlich. „Einer Mutter Segen ruht auf dir?"

Die Nonne bemühte sich, Ellenas aufgeregte Lebensgeister zu stillen, ob sie gleich selbst von den mannigfaltigen und schneidenden Gefühlen, welche diese Entdeckung erweckte, beinahe zu Boden gedrückt war. Lange Zeit vermochte sie außer kurzen Worten und zärtlichen Ausrufungen nichts zu sprechen; allein es war sichtlich, daß die Freude mehr bei der Mutter als bei dem Kinde herrschende Empfindung war. Als Ellena indessen weinen konnte, wurde sie ruhiger, und empfand allmählig einen Grad

von Wonne, den sie vielleicht noch nie erfahren hatte.

Beatrix schien indessen ganz in Erstaunen, mit Furcht vermischt, verloren. Sie bezeugte kein Vergnügen, ohngeachtet der Freude, wovon sie Zeugin war, sondern blieb unveränderlich ernsthaft und beobachtend.

Olivia fragte, sobald sie einige Fassung wieder erhielt, nach ihrer Schwester Bianchi. Ellenas Schweigen und plötzliche Niedergeschlagenheit verriethen ihr die Wahrheit. Bei dieser Erwähnung ihrer verstorbnen Gebieterin, erhielt Beatrix die Sprache wieder.

„Ach, Signora,“ sagte die alte Haushälterin; „sie ist jetzt da, wo ich glaubte, daß Sie wären! und ich hätte eben so gut meine theure Herrschaft hier zu sehen erwartet, als Sie.“

So gerührt auch Olivia über diese Nachricht war, fühlte sie doch das Schmerzhafte derselben nicht so scharf als in jedem andern Augenblick. Nachdem sie lange ihren Thränen freien Lauf gelassen hatte, setzte sie hinzu, daß sie aus Bianchis ungewöhnlichem Stillschweigen die Wahrheit geargwöhnt hätte, und besonders, seit sie auf den Brief, den sie bei ihrer Ankunft zu Santa della Pieta nach Altieri geschickt, keine Antwort erhalten.

„Ach,“ sagte Beatrix, „ich wundre mich nur, daß die Frau Aebtissin Ihnen die traurige Nachricht nicht gesagt hat, denn sie wuß-

te es nur zu gut! Meine theure Herrschaft liegt in der Kirche hier begraben; was aber den Brief betrifft, den habe ich mitgebracht, damit Signora Ellena ihn aufmachen sollte."

„Die Aebtissin weiß nichts von unsrer Verwandtschaft," erwiederte Olivia, „und ich habe meine Ursachen zu wünschen, daß sie auch für jetzt nichts davon erfahre. Selbst du, meine Ellena, darfst dich nur als meine Freundin zeigen, bis ich einige Nachfragen angestellt habe, die zu meiner Ruhe nothwendig sind."

Olivia verlangte von Ellenen eine Erklärung wegen ihrer sonderbaren Aeußerung über ihren Vater: allein dieses Verlangen wurde mit ganz andern Empfindungen, als Hoffnung oder Freude einflößen, geäußert. Ellena, welche glaubte, daß dieselben Umstände, die sie seit so vielen Jahren wegen seines Todes getäuscht hatten, auch Olivien irre geführt hätten, wunderte sich nicht über die Ungläubigkeit, die ihre Mutter verrieth, war aber sehr verlegen, wie sie ihre Fragen beantworten sollte. Es war nunmehr zu spät, das Versprechen der Verschwiegenheit zu beobachten, welches Schedoni ihr abgepreßt hatte; die ersten Bewegungen der Ueberraschung hatten sie verrathen; doch fühlte sie, selbst indem sie zitterte, sein Verbot noch weiter zu überschreiten, daß eine volle Erklärung jetzt unvermeidlich war. Und da sie bedachte, daß Schedonis Verbot sich nicht auf ihre Mutter beziehen konnte, weil er

die besondre Lage, worein sie gerathen war, unmöglich hatte vorhersehen können, so verschwanden ihre Bedenklichkeiten über diesen Punkt. Sobald daher Beatrix sich zurückzog, wiederholte Ellena ihre Behauptung, daß ihr Vater noch lebte, welche zwar Oliviens Erstaunen erregte, aber ihre Ungläubigkeit nicht überwand. Oliviens Thränen floßen reichlicher, als sie dieser Versicherung widersprechend das Jahr erwähnte, wo der Graf di Bruno starb, und einige Umstände seines Todes hinzusetzte, die aber bei Ellenen keinen Glauben fanden, weil sie von ihrer Mutter verstand, daß sie nicht selbst Zeuge davon gewesen war. Um ihre eigne Aussage zu bestätigen, erzählte Ellena jetzt verschiedenes von ihrer zweiten Zusammenkunft mit Schedoni, und erbot sich zur Bestätigung, daß er lebte, das Gemählde vorzuzeigen, welches er als sein eignes in Anspruch nahm. Olivia verlangte mit großer Bewegung es zu sehn, und Ellena verließ das Zimmer, um es zu holen.

Jeder Augenblick ihrer Abwesenheit verlängerte Olivias Ungeduld zu Stunden: sie gieng im Zimmer auf und ab, horchte nach jedem Fußtritt, suchte ihre Lebensgeister zu beruhigen, und immer noch kehrte Ellena nicht zurück. Ein seltsames Geheimniß schien bei der Erzählung, die sie eben gehört hatte, zum Grunde zu liegen, sie wünschte und fürchtete zugleich es zu enthüllen; und als endlich Elle-

na mit dem Gemählde erschien, nahm sie es mit zitternder Heftigkeit, und nachdem sie es einen Augenblick angestarrt hatte, verlor sie die Farbe und sank in Ohnmacht.

Ellena zweifelte nun nicht länger an der Wahrheit von Schedonis Erklärung, und machte sich Vorwürfe, ihre Mutter nicht nach und nach auf eine Entdeckung vorbereitet zu haben, die sie, wie sie glaubte, mit Freude würde überwältigt haben. Die gewöhnlichen Mittel stellten indessen Olivien bald wieder her, die, sobald sie sich wieder mit ihrer Tochter allein sah, das Gemählde noch einmal zu sehen verlangte.

Ellena, welche die starke Bewegung, womit sie es betrachtete, der Ueberraschung und der Furcht einer betrügerischen Hoffnung Raum zu geben, zuschrieb, suchte sie durch erneuerte Versicherungen zu trösten, daß der Graf Bruno nicht nur wirklich noch lebte, sondern sich gegenwärtig in Neapel aufhielte, und daß er wahrscheinlich noch in dieser Stunde bei ihr seyn würde. „Als ich das Zimmer verließ, um das Gemählde zu holen," setzte Ellena hinzu, „schickte ich eine Person mit einem Billet ab, worin ich meinen Vater bat, unverzüglich zu mir zu kommen, weil ich voll Ungeduld war, die Freude mit anzusehn, die eine solche Zusammenkunft zwischen meinen schon lange verlornen Eltern hervorbringen muß."

In

In diesem Augenblick hatte Ellenas edelmüthige Theilnahme ihre Vorsicht überwältigt; denn obgleich der Inhalt des Villets an Schedoni sie nicht eigentlich hätte verrathen können, selbst wenn er wirklich zu Neapel gewesen wäre, so konnte doch eine Botschaft von ihr nach Spirito Santo statt nach dem Orte, den er selbst zur Bestellung ihrer Briefe angegeben hatte, zu frühe Erkundigungen nach ihrer Person veranlassen.

Als Ellena Olivien sagte, daß Schedoni wahrscheinlich bald bei ihnen seyn würde, erwartete sie mit Ungeduld eine freudige Ueberraschung auf ihrem Gesichte erscheinen zu sehn; wie schmerzlich fühlte sie sich getäuscht, als sie nur Schrecken und Abscheu darauf ausgedrückt las! und als den Augenblick darauf ihre Mutter in Ausrufungen des Schmerzens und sogar der Verzweiflung ausbrach!

„Wenn er mich sieht,“ sagte Olivia, „so bin ich unwiederbringlich verloren! O unglückliche Ellena, deine Voreiligkeit hat mich ins Verderben gestürzt. Das Original dieses Gemähldes ist nicht der Graf di Bruno, mein theurer Gemahl, nicht dein Vater, sondern sein Bruder, der grausame Gatte — “

Olivia ließ die Rede unvollendet, als fürchtete sie mehr zu verrathen, wie die Klugheit für jetzt erlaubte: Ellena aber, die das Erstaunen anfangs verstummen machte, bat sie

setzt, ihre Worte und die Ursache ihres Schmerzens zu erklären.

„Ich weiß nicht," sagte Olivia, „auf welche Weise dieses Gemählde in deine Hände gekommen ist; allein es ist das Bild des Grafen Fernando di Bruno, der Bruder meines Gemahls und mein — zweiter Mann," wollte sie sagen, aber ihre Lippen weigerten sich, ihn mit diesem Namen zu beehren.

Sie hielt inne und war sehr gerührt, setzte aber gleich hinzu — „Ich kann jetzt mich nicht deutlicher über die Sache erklären, weil sie mir zu schmerzhaft ist. Laß mich lieber überlegen, wie ich einer Zusammenkunft mit di Bruno ausweichen und wo möglich ihm verbergen kann, daß ich noch lebe."

Ellend beruhigte sie einigermaaßen durch die Versicherung, daß sie in dem Briefe sie nicht genannt, sondern blos den Beichtvater gebeten hätte, wegen eines sehr außerordentlichen Vorfalls zu ihr zu kommen.

Während sie noch berathschlagten, wie sie diese unbesonnene Einladung entschuldigen wollten, kam der Bote mit dem uneröfneten Billet und mit der Nachricht zurück, daß der Pater Schedoni auf einer Pilgerschaft begriffen sey, denn diese Auslegung hatten die Brüder von Spirito Santo seiner Entfernung zu geben beliebt, weil sie es für die Ehre ihres Klosters klüger hielten, seine wahre Lage zu verheelen.

Da Olivia nunmehr von ihrer Furcht befreit war, ließ sie sich erbitten, Ellenen einige Erklärung über diesen ihr so interessanten Gegenstand zu geben: allein es verstrichen verschiedne Tage nach dieser Entdeckung, ehe sie genug Herr über ihre Empfindung war, ihr die ganze Geschichte zu erzählen. Der erste Theil derselben stimmte vollkommen mit dem Inhalt der Beichte des Beichtvaters Ansaldo überein; was aber folgte, war nur ihr, ihrer Schwester Bianchi, einem Arzte und einem treuen Bedienten bekannt, dem man die Ausführung des Plans großentheils anvertraut hatte.

Man wird sich erinnern, daß Schedoni sein Haus unmittelbar nach der That verließ, welche der Gräfin, seiner Frau, den Tod bringen sollte, und daß man sie ohne Bewußtseyn in ihr Zimmer trug. Die Wunde war, wie es schien, nicht tödtlich; allein die barbarische Grausamkeit, womit sie ihr versetzt war, bestimmte sie die Gelegenheit, welche Schedonis Anwesenheit und ihre eigne besondre Lage ihr darbot, zu ergreifen, um sich von seiner Tyrannei zu befreien, ohne bei der Gerechtigkeit Zuflucht zu suchen, wodurch sie den Bruder ihres ersten Gemahls mit Schande würde bedeckt haben. Sie entfloh daher für immer aus seinem Hause, zog sich mit Hülfe der drei erst erwähnten Personen in eine entlegne Gegend von Italien zurück, und suchte eine Zuflucht in dem

Kloster San Stefano, während in ihrem Hause das Gerücht ihres Todes durch ein öffentliches Leichenbegängniß bestätigt wurde. Bianchi blieb einige Zeit nach Oliviens Abreise in ihrer Wohnung nicht weit von der Villa di Bruno, und nahm die Tochter der Gräfin und des ersten Grafen di Bruno, so wie auch eine kleine Tochter des zweiten unter ihre Aufsicht.

Nach einiger Zeit zog sich Bianchi mit ihren kleinen Pflegetöchtern zurück, aber nicht in die Gegend von San Stefano. Die Freuden mütterlicher Zärtlichkeit wurden Olivien verweigert, denn Bianchi konnte nicht ohne Gefahr einer Entdeckung es wagen, sich in der Nähe des Klosters niederzulassen, weil sonst Schedoni, der wahrscheinlich ihre Schritte beobachtete, dadurch auf den Gedanken gebracht werden konnte, an dem Tode der Gräfin zu zweifeln. Sie wählte daher einen Aufenthalt in einiger Entfernung von Olivien, obgleich noch nicht zu Altieri. Ellena war um diese Zeit noch nicht zwei Jahre, und Schedonis Tochter kaum so viele Monate alt: diese starb vor Verlauf des ersten Jahres. Für dieses sein Kind hielt der Beichtvater, der sich zu gut verborgen hatte, als daß Bianchi ihn mit dessen Tode hätte bekannt machen können, Ellenen, und wurde zu diesem Mißverständniß durch sein eignes Gemählde verleitet, welches Ellena für das Bild ihres Vaters erklärte. Sie hatte dieses Miniaturgemählde nach Bianchis Tode in ihrem

Kabinet gefunden, und da sie den Namen des Grafen Bruno darauf geschrieben fand, es seitdem stets mit kindlicher Zärtlichkeit getragen.

Als Bianchi ihr das Geheimniß ihrer Geburt bekannt machte, hielten sowohl Klugheit als Menschenliebe sie ab, ihr anzuvertrauen, daß ihre Mutter noch lebte; allein ohne Zweifel war es dieses, was sie auf ihrem Todtenbette so ängstlich schien zu entdecken, als der plötzliche Ueberfall der Krankheit ihr die Kraft dazu raubte. Dieser plötzlich eingetretne Todesfall trug also bei, Mutter und Tochter einander unbekannt zu halten, selbst als der Zufall sie nachher zusammen führte, und der Name Rosalba, den Bianchi von Kindheit an Ellenen gab, um sie vor einer Entdeckung von ihrem Onkel zu sichern, half das Geheimniß erhalten. Beatrix, welche nicht mit in das Geheimniß gezogen war, glaubte das Gerücht von Oliviens Tode, und hätte folglich, ob sie gleich wußte, daß Ellena die Tochter der Gräfin Bruno war, nie das Mittel werden können, sie einander zu entdecken, hätte es nicht der Zufall gewollt, daß Olivia dieses alte Mädchen von Bianchi in Ellenas Gegenwart erkannte.

Als Bianchi sich in der Nachbarschaft von Neapel niederließ, war sie weit entfernt zu glauben, daß Schedoni, von dem sie seit seinem mörderischen Versuch nichts gehört hatte, daselbst wohnte; und sie verließ so selten das

Haus, daß es nicht zu verwundern ist, daß sie ihn niemals, wenigstens nicht daß sie es wußte, antraf: denn ihr Schleier und die Mönchskappe hätten sie leicht vor einander verborgen halten können, selbst auch wenn sie sich begegnet wären.

Es schien Bianchis Absicht gewesen zu seyn, Vivaldi Ellenas Herkunft zu eröfnen, ehe ihre Hochzeit gefeiert wurde, weil sie am Abend ihres letzten Gespräches, als ihre Lebensgeister durch die Gewalt, die sie sich anthat, erschöpft waren, erklärte, daß ihr noch vieles zu sagen übrig bliebe, welches ihre Schwachheit sie bis zu einer andern Gelegenheit zu verschieben nöthigte. Ihr unerwarteter Tod verhinderte alles weitere Zusammenkommen. Daß sie nicht früher darauf dachte, einen Umstand zu eröfnen, der die Einwendungen der Vivaldischen Familie gegen die Verbindung mit Ellenen großentheils hätte aus dem Wege räumen müssen, scheint sonderbar, wenn man nicht andere Umstände ihrer Familie in Erwägung zieht. Es ließ sich vermuthen, daß ihre gegenwärtige Armuth, und noch mehr, die Schande, die auf der Person eines Brunos ruhte, nicht minder starke Einwendungen bei Vivaldis Familie seyn würden, wenn auch das Hinderniß des ungleichen Ranges aus dem Wege geräumt wäre.

Fernando di Bruno hatte selbst in der kurzen Zeit zwischen dem Tode seines Bruders und dem

vermeinten Morde seiner Gemahlin, seine Angelegenheiten aufs neue in Verwirrung gebracht, und bald nach seiner Flucht wurden die Einkünfte seiner Güter, es sey mit Recht oder nicht, aufs neue von seinen Gläubigern ergriffen; und da er in einer Lage war, welche ihm nicht zu streiten erlaubte, so blieb Ellena gänzlich von ihrer Tante abhängig. Bianchis kleines Vermögen war durch die Unterstützung, die sie Olivien gab, für deren Aufnahme in das Kloster San Stefano sie eine beträchtliche Summe hatte herschießen müssen, sehr vermindert worden, und gieng nachher gänzlich auf den Ankauf der Villa Altieri. Diese Ausgabe war indessen wohl angewandt, weil Bianchi die Gemächlichkeit und Unabhängigkeit einer angenehmen Wohnung, mit Fleiße verbunden, einer unthätigen Lebensart vorzog, welche sie in die Nothwendigkeit gesetzt haben würde, sich mit einer geringern Wohnung zu begnügen; sie kannte die Mittel, diesen Fleiß einträglich zu machen, ohne daß er entehrend war. Sie hatte es in manchen schönen Künsten und feinen Arbeiten weit gebracht und die Erzeugnisse ihres Pinsels und ihrer Nadel wurden insgeheim den Nonnen von Santa della Pieta übergeben. Sobald Ellena das Alter erreichte, wo sie ihr behülflich seyn konnte, übertrug sie ihr vieles von diesen Beschäftigungen und vom Ertrag derselben; Ellenas Genie entfaltete sich immer mehr und die Schönheit ihrer Muster und Ausfüh-

rung sowohl im Zeichnen als im Sticken wurden von den Käufern am Gitter des Klosters so sehr geschätzt, daß Bianchi ihr zuletzt diese Beschäftigungen ganz allein überließ.

Olivia hatte indessen ihr Leben gänzlich der Andacht im Kloster San Stefano gewidmet; eine Wahl, die sie freiwillig traf, weil ihr Gemüth noch weich von Schmerz über den Tod ihres ersten Gemahls und durch die Grausamkeit, die sie nachher erlitten hatte, ermattet war. Die ersten Jahre ihrer Abgeschiedenheit verstrichen in Ruhe, außer wenn die Erinnerung an ihr Kind, das sie nicht ins Kloster kommen zu lassen wagte, mütterliche Schmerzen in ihr rege machte. Mit Bianchi wechselte sie indessen so oft als möglich Briefe, und genoß wenigstens den Trost zu wissen, daß der Gegenstand, der ihrem Herzen am theuersten war, lebte, bis kurze Zeit vor Ellenas Ankunft in demselben Zufluchtsorte, den ihre Mutter gewählt hatte, durch Bianchis ungewöhnliches Stillschweigen einige Besorgnisse bei ihr erregt wurden.

Als Olivia Ellenen zuerst in der Kapelle von San Stefano sah, fiel ihr eine leichte Aehnlichkeit, die sie mit dem verstorbenen Grafen Bruno hatte, auf, und sie untersuchte oft nachher mit einer peinlichen Neugierde ihre Züge; allein nach der Lage, worin sie sich befand, konnte Olivia unmöglich in der Fremden ihre Tochter vermuthen. Einmal zwar überwältigte

der Gedanke an diese Möglichkeit ihre Ueberlegung so sehr, daß sie Ellenen nach ihrem Zunamen fragte; allein die Antwort, daß sie Rosalba hieße, dämpfte alle fernern Vermuthungen. Was würde die Nonne empfunden haben, wenn man ihr gesagt hätte, als ihr großmüthiges Mitleid eine Fremde von der Tyrannei befreien half, daß sie ihr eignes Kind errettete! Es verdient wohl bemerkt zu werden, daß Olivens Menschenliebe, die sich so uneigennützig äußerte, ihr, ohne daß sie es wußte, zu dem Glück verhalf, ihre Tochter zu erretten, während Schedonis Laster ihn eben so unbewußt beinahe dahin brachten, seine Nichte ins Verderben zu stürzen, und ihn durch die Mittel selbst, wozu sie ihn antrieben, stets verhinderten, den Zweck, den er unablässig vor Augen hatte, zu erreichen.

Zehntes Kapitel.

Those hours, which Cataly smil'd, where are they now?
Pallid to thought and ghastly!

Young.

Die Marquise di Vivaldi, von deren Tode Beatrix eine unvollständige Nachricht gegeben hatte, von Gewissensbissen über das Verbrechen, das sie gegen Ellenen im Sinn geführt, und von Schrecken über die ihm gebührende Strafe verzehrt, hatte auf ihrem Todbette einen Beichtvater rufen lassen, dem sie ihr Gewissen entlastete, und von dem sie dafür eine Vermindrung ihrer Verzweiflung zu erhalten hofte. Dieser Beichtvater war ein Mann von gesundem Verstande und Menschenliebe, und als er Vivaldis und Ellena di Rosalbas Geschichte ganz erfuhr, erklärte er, daß ihre einzige Hoffnung, sowohl für das Verbrechen, welches sie im Sinne führte, als für das unverdiente Leiden, das sie verursacht hatte, Vergebung zu erhalten, in ihrer Willfährigkeit bestände, diejenigen jetzt glücklich zu machen, die sie zuvor elend gemacht hatte. Ihr Gewissen hatte ihr bereits dieselbe Lehre ertheilt, und jetzt, da sie sich dem Grabe nahte, welches allen Unterschied gleich macht,

und da kein Stolz mehr sich ihrer gerechten Furcht vor einer Wiedervergeltung entgegen setzte, lag es ihr eben so sehr am Herzen, Vivaldis Heirath mit Ellenen zu befördern, als sie sichs zuvor angelegen seyn ließ, sie zu hintertreiben. Sie ließ daher den Marquis rufen, gestand ihm die Kunstgriffe, deren sie sich gegen Ellenas Frieden und guten Ruf bedient hatte, ohne ihm indessen den ganzen Umfang ihres vorgehabten Verbrechens zu gestehn, und machte es zu ihrer letzten Bitte, daß er in die Glückseligkeit seines Sohnes willigen wollte.

Auf den Marquis, so sehr ihn auch diese Entdeckung der Falschheit und Grausamkeit seines Weibes traf, konnten weder Furcht vor der Zukunft noch Gewissensbisse wegen des Vergangnen, die auf seine Frau wirkten, Einfluß behaupten, und er widerstand ihrem Eindringen, bis die Angst ihrer letzten Stunden jede andre Rücksicht außer der, ihr Linderung zu verschaffen, überwältigte; er gab darauf in Gegenwart des Beichtvaters ein feierliches Versprechen, sich der Heirath zwischen Vivaldi und Ellenen nicht länger zu widersetzen, wenn sein Sohn auf seiner Neigung zu ihr beharrte. Dieses Versprechen war der Marquise genug, und sie starb mit einiger Ergebung. Indessen war es nicht wahrscheinlich, daß der Marquis sobald würde aufgefordert werden, das Versprechen zu erfüllen, das er so ungern gegeben hatte: denn alle Erkundigungen nach Vivaldi waren bisher fruchtlos geblieben.

Während dieses fruchtlosen Forschens nach seinem Sohne, und während der Marquis ihn beinahe als todt beklagte, wurden die Bewohner des Vivaldischen Pallastes einstmals des Nachts durch ein heftiges Klopfen an dem großen Thore aus dem Schlafe geweckt. Das Lärmen war so laut und anhaltend, daß der Marquis, dessen Zimmer vorn heraus gieng, beunruhigt wurde, und noch ehe der Thürsteher herbei eilen konnte, einen Bedienten aus seinem Vorzimmer herunter schickte, um sich zu erkundigen, was es gäbe.

Sogleich hörte man eine Stimme aus dem ersten Vorzimmer laut rufen: ich muß den Herrn Marquis sogleich sprechen; er wird nicht ungehalten werden, daß man ihn aufweckt, wenn er weiß, warum? und ehe noch der Marquis Befehl geben konnte, Niemand, unter welchem Vorwande es auch sey, herein zu lassen, war schon Paulo, bleich, hager, zerlumpt und mit Koth bedeckt im Zimmer. Sein abgezehrtes, erschrocknes Gesicht, seine unordentliche Kleidung und seine Stellung sogar, denn er drehte sich im Hereintreten halb um, und sah nach dem Vorzimmer zurück, gleich einem, der eben den Fesseln entronnen ist und sich nachgesetzt wähnt, hatten etwas so Auffallendes und Schreckliches, daß der Marquis, der eine unglückliche Nachricht von Vivaldi voraus ahndete, kaum das Herz hatte, nach ihm zu fragen. Paulo machte inzwischen auch alle Fragen überflüssig, denn

ohne Umschweif oder Vorrede benachrichtigte er sogleich den Marquis, „daß der Signor, sein theurer Herr, sich in den Gefängnissen der Inquisition zu Rom befände, wofern sie ihm nicht schon bereits das Garaus gemacht hätten."

„Ja, gnädiger Herr," sagte Paulo, „ich selbst bin erst eben entronnen, denn sie wollten mich nicht zu dem Signor lassen, und so konnte es mir zu nichts helfen, daß ich länger dort blieb. Allein es fiel mir sehr hart, weg zu gehn, und meinen theuren Herrn in diesen traurigen Mauern zu lassen; gewiß hätte mich auch nichts auf der Welt dazu bringen können, wenn ich nicht gehofft, daß Ew. Gnaden, sobald Sie wüßten, wo der Signor wäre, im Stande seyn würden, ihn zu befreien. Allein wir haben keinen Augenblick zu verlieren, gnädiger Herr, denn sobald einmal Jemand in die Klauen dieser Inquisitoren gerathen ist, kann man nicht gut dafür sagen, wie bald es ihnen einfallen kann, ihn in Stücken zu zerreissen. Soll ich Pferde nach Rom bestellen, gnädiger Herr? ich bin bereit auf der Stelle wieder umzukehren."

Eine solche plötzliche Nachricht von einem einzigen Sohn hätte stärkere Nerven als die des Marquis erschüttern können; er wurde so sehr dadurch erschreckt, daß er nicht sogleich einen Entschluß fassen, oder Paulos wiederholte Fragen beantworten konnte. Als er sich aber genug gesammelt hatte, um sich näher nach

Vivaldis Lage zu erkundigen, sah er wohl ein, wie nothwendig es war, unverzüglich abzureisen: allein es war der Klugheit gemäß, zuvor mit einigen Freunden zu Rathe zu gehn, die in Rom Verbindungen hatten, wodurch sie ihm bei der wichtigen Angelegenheit, die ihn dahin führte, sehr behülflich seyn konnten, und dieses konnte nicht vor dem folgenden Morgen geschehen. Indessen gab er seinen Leuten Befehl, jeden Augenblick zur Abreise bereit zu seyn, und nachdem er sich alles, was Vivaldis Lage betraf, so vollständig als möglich hatte erzählen lassen, schickte er Paulo fort, um den übrigen Theil der Nacht auszuruhen.

So sehr aber auch Paulo der Ruhe bedurfte, war er doch in zu großer Gemüthsbewegung, um sie zu suchen, oder zu finden, und die Furcht, die er blicken ließ, als er in des Marquis Zimmer trat, rührte mehr von der Unruhe seiner Lebensgeister als von einer bestimmten Besorgniß eines neuen Uebels her. Seine Freiheit hatte er der jungen Schildwache zu danken, die man bei einem frühern Vorfall von seiner Thüre wegnahm, die aber durch Vermittelung des Gerichtsdieners, dem Vivaldi an dem Abend, wo er vom Tribunal zurückkehrte, Geld zugesteckt hatte, seitdem wieder Gelegenheit bekam, mit ihm zu sprechen. Dieser Mann, der ein viel zu gefühlvolles Herz für seine Lage besaß, fühlte sich höchst unglücklich darin, und dachte auf Mittel, sich daraus

zu befreien. Er fand, daß ein Gefangenwärter beinahe ein eben so unglückliches Geschöpf sey, als ein Gefangner selbst: „Ich finde weiter keinen Unterschied unter ihnen, sagte er, außer daß der Gefangne an einer Seite der Thüre und der Gefangenwärter an der andern wacht.“

Entschlossen sich zu befreien, gieng er mit Paulo zu Rathe, dessen Gutmüthigkeit und Fühlbarkeit des Herzens unter so vielen Menschen von entgegengesetztem Charakter sein Zutrauen und seine Liebe gewonnen hatte, und legte seinen Plan so gut an, daß er auf dem Punkt war, ihn glücklich ins Werk zu setzen, als Paulos Hartnäckigkeit, eine Unmöglichkeit zu versuchen, beinahe alles vereitelt hätte. Es gienge ihm ans Herz, sagte er, seinen Herrn im Gefängniß zurückzulassen, während er in Sicherheit davon zöge, und er würde lieber seinen Hals in Gefahr setzen, als eine solche Handlung begehen. Er schlug daher vor, weil Vivaldis Wächter von zu grausamer Natur wären, um mit sich reden zu lassen, eine Mauer des Hofes, worein ein Gitter von Vivaldis Kerker stieß, zu erklettern. Allein wäre auch diese hohe Mauer zugänglich gewesen, so war es doch das Gitter nicht, und der Versuch hätte Paulo nicht nur beinahe seine Freiheit, sondern auch sein Leben gekostet.

Als er sich endlich seinen Weg durch die gefährlichen Zugänge des Gefängnisses gebahnt hatte, und glücklich jenseits der Mauern war,

konnte sein Gefährte ihn kaum bewegen, sie zu verlassen. Beinahe eine Stunde wandelte er unter ihrem Schatten umher, weinte, schrie und rief seinen theuren Herrn bei Namen, ohne auf offenbare Gefahr, wieder ergriffen zu werden, zu achten, und würde wahrscheinlich noch länger verweilt haben, hätte nicht die Morgendämmerung seinen Gefährten zum Verzweifeln gebracht. Gerade in dem Augenblick, wo dieser ihn gewaltsam hinwegriß, wähnte Paulo bei dem sich verstärkenden Licht das Dach des Gebäudes in dessen Kerker sein Herr verhaftet war, zu erkennen, und Vivaldis Anblick selbst hätte ihm kaum einen plötzlichern Ausbruch von Freude, worauf ein eben so heftiger Schmerzenserguß folgte, verursachen können. „Dieß ist das Dach, ja es ist das nämliche Dach!“ rief Paulo, sprang hoch von der Erde auf und schlug in die Hände; es ist das Dach! das Dach! O mein Herr; mein Herr! das Dach; das Dach! — fuhr er abwechselnd fort zu rufen, bis sein Gefährte anfieng zu fürchten, daß er wahnsinnig sey, da ihm Thränen die Wangen herunter strömten, und jeder Blick und jede Bewegung die ausschweifendste und seltsamste Vereinigung von Freude und Kummer verrieth. Endlich setzte die ausdrückliche Gefahr, entdeckt zu werden, seinen Gefährten in die Nothwendigkeit, ihn mit Gewalt von dieser Stelle weg zu treiben. — Sobald er aber das Gebäude, welches Vivaldi ein-

schloß,

schloß, aus dem Gesicht verloren hatte, setzte er mit einer Eile, die aller Unterbrechung Troz bot, seinen Weg nach Neapel fort, und kam dort in dem Zustande, den ich beschrieben habe, an, ohne sich weder Schlaf noch irgend Nahrung vergönnt zu haben, seit er die Inquisition verließ. Allein selbst in diesem erschöpften Zustande blieb der Muth, den seine treue Liebe ihm gab, unerschüttert, und als am folgenden Morgen der Marquis Neapel verließ, konnte weder seine Müdigkeit, noch die dringende Gefahr, der diese Reise ihn aussetzen mußte, ihn abhalten, mit nach Rom zu gehn.

Der Rang des Marquis, und der Einfluß, den er bekanntlich am Hofe zu Neapel besaß, waren Dinge, die bei dem heiligen Amte ihres Einflusses nicht verfehlen konnten, und eine baldige Befreiung für Vivaldi hoffen ließen: mehr aber noch versprachen die hohen Verbindungen, welche der Graf di Maro, des Marquis Freund, in der Römischen Kirche besaß.

Dem allen ungeachtet aber fanden die Vorstellungen, die man den Inquisitoren machte, nicht so bald Gehör, als es des Marquis Wünsche erwartet hatten, und er war schon über vierzehn Tage in der Stadt gewesen, ehe man ihm erlaubte, seinen Sohn zu besuchen. Als er ihn aber wirklich wieder sah, trug auf beiden Seiten die Zärtlichkeit über alle Erinnerung des Vergangenen den Sieg davon. Vivaldis Zustand, sein bleiches Ansehen, wozu die Wunden, die er

zu Celano empfieng, und wovon er noch nicht ganz geheilt war, beigetragen hatten — seine Lage in einem düstern und schrecklichen Gefängniß — alles erweckte die volle Zärtlichkeit des Vaters; seine Fehler wurden verziehen, und der Marquis fühlte sich geneigt, alles zu bewilligen, was seine Glückseligkeit wieder herstellen konnte, hätte er auch nur ihm die Freiheit wieder herstellen können.

Als Vivaldi seiner Mutter Tod erfuhr, vergoß er bittre Thränen des Kummers und Schmerzens, ihr so viel Betrübniß verursacht zu haben. Die Unbilligkeit ihrer Forderungen wurde vergessen, ihre Fehler waren vertilgt — zum Glück für seine Ruhe hatte er nie den ganzen Umfang ihrer sträflichen Absichten gekannt, und als er erfuhr, daß ihre letzte Bitte noch dahin gieng, seine Glückseligkeit zu befördern, verursachte ihm das grausame Bewußtseyn, die ihrige unterbrochen zu haben, schmerzliche Angst; und er war genöthigt, sich ihr voriges Betragen gegen Ellenen zu San Stefano zurückzurufen, ehe er sich mit sich selbst wieder aussöhnen konnte.

Eilftes Kapitel.

„Your's in the ranks of death“
Shakespeare.

Beinahe drei Wochen waren seit des Marquis Ankunft zu Rom verstrichen, und noch hatte die Inquisition keine entscheidende Antwort auf sein Gesuch ertheilt, als er und Vivaldi zu gleicher Zeit eine Auffoderung erhielten, den Pater Schedoni in seinem Kerker zu besuchen. Es war dem Marquis äußerst schmerzhaft, den Mann zu sehen, der seiner Familie so viel Leiden verursacht hatte; allein er durfte diese Zusammenkuft nicht ablehnen. Um die bestimmte Stunde verfügte er sich nach Vivaldis Gefängniß, und sie giengen, von zwei Gerichtsdienern begleitet, mit einander zu Schedoni.

Während sie an der Thüre des Gefangenzimmers warteten, bis die unzähligen Riegel und Schlösser geöffnet waren, kehrte die Bewegung, die Vivaldi empfunden hatte, als er die Auffoderung erhielt, mit verdoppelter Stärke zurück — er stand jetzt im Begriff, noch einmal diesen elenden Mann zu sehn, der sich den Vater von Ellena di Rosalba nannte. Der Marquis hatte Empfindungen von ganz andrer Art, und

es mischte sich in seine Abneigung, Schedoni zu sehn, eine gewisse Neugierde über die Ursache dieser Auffoderung.

Nachdem die Thüre geöffnet war, traten zuerst die Gerichtsdiener herein, und der Marquis und Vivaldi, die ihnen folgten, entdeckten den Beichtvater, der auf einer Madratze lag. Er stand nicht auf, um sie zu empfangen; als er aber den Kopf aufrichtete, und sich verneigte, schien sein Gesicht vermöge des wenigen Lichts, das durch das dreifache Gitter seines Kerkers schimmerte, geistermäßiger als gewöhnlich; seine Augen waren hohl, und seine zusammengeschrumpften Züge schienen bereits vom Tode gefärbt zu seyn. Vivaldi seufzte tief, als er ihn ansah, und wandte das Gesicht ab; bald aber gewann er die Herrschaft über sich selbst wieder und näherte sich dem Lager.

Der Marquis, jede Regung von Unwillen gegen einen Feind, der in diesen kläglichen Zustand gerathen war, unterdrückend, fragte, was er ihnen mitzutheilen hätte?

„Wo ist Pater Nicola," sagte Schedoni zu einem Gerichtsdiener, ohne auf die Frage zu achten, „ich sehe ihn nicht hier. Ist er sobald fortgegangen, und ohne die Ursache meiner Auffoderung gehört zu haben? Laßt ihn rufen."

Der Gerichtsdiener sagte etwas zu einer Schildwache, die sogleich das Zimmer verließ.

„Wer sind diese hier um mich?" sagte Schedoni. „Wer ist der, welcher zum Fuße des Bet-

tes sieht?“ Während er sprach, richtete er seine Augen auf Vivaldi, der in tiefer Niedergeschlagenheit und in Gedanken verloren da stand, bis er, durch Schedonis Stimme aufgeregt, antwortete:

„Ich bin es, Vincentio di Vivaldi. Ich gehorche Ihrer Auffoderung und frage nach der Ursache derselben?“

Der Marquis wiederholte die Frage. Schedoni schien nachzudenken; zuweilen richtete er seine Augen einen Augenblick auf Vivaldi, und wenn er sie zurückzog, schien er in tiefere Niedergeschlagenheit zu versinken. Als er sie noch einmal aufschlug, nahmen sie einen besondern Ausdruck von Wildheit an, hefteten sich dann gleichsam als auf einen leeren Raum, und ein plötzlicher Strahl schoß aus ihnen hervor, während er sagte: „Wer ist das, der in der Dunkelheit dort hingleitet?“

Seine Augen giengen über Vivaldi weg, und dieser sah, als er sich umdrehte, den Mönch Nicola hinter ihm gehn.

„Ich bin hier,“ sagte Nicola, „was verlangt ihr von mir?“

„Daß Ihr die Wahrheit dessen, was ich erklären werde, bezeuget,“ erwiederte Schedoni.

Nicola und ein Inquisitor, der ihn begleitet hatte, stellten sich sogleich an eine Seite des Bettes, während der Marquis an die andre trat. Vivaldi blieb am Fuße stehn.

Schedoni fieng nach einer Pause an: „Was

ich jetzt bekannt zu machen habe, betrifft die Kabbale, welche dieser Pater Nicola und ich vor einiger Zeit gegen die Ruhe eines unschuldigen jungen Mädchens geschmiedet haben, das er auf mein Anstiften niederträchtiger Weise hintergangen hat."

Bei diesen Worten versuchte Nicola den Beichtvater zu unterbrechen; allein Vivaldi hielt ihn zurück.

„Ellena di Rosalba ist Ihnen bekannt?" fuhr Schedoni fort, indem er sich zu dem Marquis wandte.

Vivaldis Gesicht veränderte sich, als er so plötzlich Ellena nennen hörte; allein er schwieg.

„Ich habe von ihr gehört," erwiederte der Marquis kalt.

„Und Sie haben falsch von ihr gehört," versetzte Schedoni. „Schlagen Sie die Augen auf, gnädiger Herr, und sagen Sie, ob Sie sich dieses Gesichtes nicht erinnern?" Er deutete auf Nicola.

Der Marquis betrachtete den Mönch aufmerksam: „Es ist ein Gesicht, das man nicht leicht vergißt," erwiederte er; „ich erinnere mich, es mehr als einmal gesehn zu haben."

„Wo haben Sie ihn gesehn, gnädiger Herr?"

„In meinem eignen Pallaste zu Neapel, und Sie selbst führten ihn dort bei mir ein."

„Das that ich," erwiederte Schedoni.

„Warum schuldigen Sie ihn denn jetzt der Falschheit an," bemerkte der Marquis, „da Sie

eingesehen, daß Sie selbst der Anstifter seines Betragens sind?"

„O Himmel," rief Vivaldi, „dieser Mönch, diese Pater Nicola also ist, wie ich argwöhnte, der Verläumder von Ellena di Rosalba!"

„Allerdings," versetzte Schedoni, „und in der Absicht, um sie zu rechtfertigen —"

„Und Sie bekennen sich selbst für den Urheber dieser infamen Verläumdungen," unterbrach ihn Vivaldi mit Heftigkeit, „Sie, der sich erst kürzlich für ihren Vater erklärt hat!"

In dem Augenblick, wo Vivaldi diese Worte gesagt hatte, fühlte er seine Unvorsichtigkeit; denn bis jetzt hatte er vermieden, den Marquis zu benachrichtigen, daß Schedoni Ellenen für seine Tochter erklärt hatte. Diese unvorbereitete Entdeckung und in einem solchen Augenblick konnte, wie er sogleich fühlte, seinen Hoffnungen schädlich seyn, und es ließ sich nicht vermuthen, daß der Marquis das Versprechen, welches er seiner sterbenden Gemahlin gegeben hatte, so feierlich es auch seyn mochte, unter so besondern und unvorhergesehenen Umständen als bindend betrachten würde. Es ist unmöglich, sich das Erstaunen des Marquis bei dieser Entdeckung vorzustellen; er sah seinen Sohn an, als wollte er eine Erklärung dessen, was er gehört hatte, fordern, und blickte dann mit erhöhtem Abscheu auf den Beichtvater: allein Vivaldi war in diesem Augenblick nicht in der Gemüthsstimmung, eine

Erklärung zu geben, und bat seinen Vater, selbst seine Vermuthungen zu verschieben, bis er mit ihm allein reden könnte.

Der Marquis stand für jetzt von allem weitern Fragen ab; allein es war deutlich zu sehen, daß seine Meinung und sein Entschluß über Vivaldis Heirath bereits gefaßt war.

„Sie also sind der Urheber dieser Verläumdungen!" wiederholte Vivaldi.

„Hören Sie mich," rief Schedoni, mit einer Stimme, welche die Stärke seiner Empfindung, die mit seinem schwachen Zustande stritt, hohl und schrecklich machte. „Hören Sie mich!"

Er hielt inne, unvermögend sich sogleich von der Gewalt, die er sich angethan hatte, zu erholen. Endlich fuhr er fort:

„Ich habe erklärt, und fahre fort zu erklären, daß Ellena di Rosalba, wie sie, ich beschwöre es, blos um sie vor ihrem unwürdigen Vater zu verheelen, genannt wurde, meine Tochter ist!"

Vivaldi seufzte im Uebermaaß seiner Verzweiflung, machte aber weiter keinen Versuch, Schedoni zu unterbrechen. Der Marquis verhielt sich nicht so leidend. „Deswegen also hat man mich hieher gerufen, um die Rechtfertigung Ihrer Tochter anzuhören? Meinetwegen sei diese Signora Rosalba wer sie wolle, von welcher Wichtigkeit kann es für mich seyn, ob sie unschuldig ist oder nicht!"

Vivaldi enthielt sich mit Mühe, die Ge-
ühle zu äußern, welche diese Erklärung in ihm
rregte. Schedonis ganzer Stolz schien dadurch
ege zu werden. „Sie ist die Tochter eines
deln Hauses," sagte der Beichtvater stolz,
während er sich halb von seiner Madratze auf-
ichtete. „Sie sehen in mir den letzten Zweig
er Grafen di Bruno."

Der Marquis lächelte verächtlich —

Schedoni fuhr fort. „Ich fodre euch auf,
Nicola di Zampari, der ihr euch bei einer frü-
hern Gelegenheit als einen so eifrigen Anhän-
ger der Gerechtigkeit erklärtet; ich fodre euch
etzt auf, in diesem Falle Gerechtigkeit zu üben,
und vor diesem Zeugen zu erklären, daß Ellena
di Rosalba an allen Vergehungen, die ihr vor-
mals bei der Marquise di Vivaldi ihr andich-
etet, unschuldig ist!"

„Niederträchtiger!" sagte Vivaldi, „nehmt
Ihr noch Anstand, die grausamen Verläumdun-
gen zu widerrufen, womit Ihr ihren Namen
befleckt habt, und die vielleicht auf immer ihre
Ruhe zerstörten? Beharrt Ihr —"

Der Marquis unterbrach seinen Sohn —

„Laßt mich dieser Verlegenheit ein Ende
machen, indem ich diese Zusammenkunft endige.
Ich merke, daß meine Gegenwart wegen einer
Angelegenheit verlangt ist, die mich nichts an-
geht."

Ehe der Beichtvater noch antworten konnte,
hatte sich der Marquis von ihm gewandt, um

das Zimmer zu verlassen; Vivaldis Heftigkeit aber hielt ihn zurück, und so vernahm er von Schedoni, daß die Rechtfertigung der unschuldigen Ellena, obwohl er sie als den Gegenstand, der ihm zunächst am Herzen lag, zuerst erwähnt hatte, nicht das Einzige war, was ihn diese Zusammenkunft suchen ließ.

„Wenn Sie so geneigt seyn wollen, auf die Rechtfertigung meines Kindes zu hören,“ setzte Schedoni hinzu, „so werden Sie nachher sehen, Signor, daß, so tief ich auch gefallen bin, ich doch immer bemüht war, dem Uebel, das ich veranlaßt hatte, so viel als möglich, entgegen zu wirken. Sie werden selbst zugestehn, daß das, was ich Ihnen bekannt machen werde, von äußerster Wichtigkeit für die Ruhe des Marquis di Vivaldi ist, so hoch an Einfluß und stolz im Glück er auch jetzt scheint.“

Dieser letzte Theil der Versicherung hätte beinahe die Würkung des ersten über den Haufen gestoßen; der Stolz des Marquis schwoll hoch, er that einige Schritte nach der Thüre, kehrte aber wieder um, als ihm einfiel, daß die Sache, worauf Schedoni anspielte, vielleicht seines Sohnes Befreiung beträfe, und ließ sich gefallen anzuhören, was Nicola zu entdecken hätte.

Dieser Mönch hatte indessen überlegt, daß es nicht möglich seyn würde, sich gegen die Beschuldigung, die Rolle eines Verläumders gespielt zu haben, zu vertheidigen; allein weder

ewissensbisse, noch Reue, und eben so wenig
Schedonis Auffoderung, sondern die entschloßne
rt, womit Vivaldi, der keinen Zweifel in
ine Schuld zu setzen schien, ihn anredete, ließ
n die Gefahr fürchten, auf seiner Falschheit
ı beharren. Er bekannte also, nach vielen
mschweifen, womit er sich zu vertheidigen suchte,
ıdem er alles Gehässige des ersten Entwurfs
ıf den Beichtvater zu werfen suchte, daß er
ch durch Schedonis arglistige Künste hätte be-
egen lassen, die Leichtgläubigkeit des Mar-
uis wegen Ellenas Aufführung zu täuschen.
r bekräftigte dieses Geständniß mit einem Eid-
wur, und Schedoni, der ihm die Fragen
orlegte, trug Sorge, es ihm so vollständig
nd umständlich ablegen zu lassen, daß selbst
r eingenommenste Zuhörer sich von der Wahr-
it überzeugt fühlen mußte, und auch der Un-
npfindlichste sich nicht enthalten konnte, bit-
rn Unwillen gegen den Verläumder, und Mit-
id mit dem Verläumdeten zu empfinden. Die
irkung, die bei den gegenwärtigen Zuhörern
rvorgebracht wurde, war sehr verschieden.
er Marquis hatte mit unveränderter Miene,
er tiefer Aufmerksamkeit, die ganze Erklä-
ng angehört. Vivaldi hielt mit fester Auf-
erksamkeit so begierige und finstre Blicke auf
n Pater Nicola geheftet, als wollte er in
ner Seele lesen; und als der Mönch ausge-
det hatte, erhellte ein Lächeln triumphirender
eude seine Züge, als er den Marquis ansah,

und ein Geständniß seiner Ueberzeugung, daß man Ellena verläumdet hätte, von ihm zu fodern schien. Der kalte Blick, den der Marquis ihm zurück gab, traf den edelmüthigen und leidenschaftlichen Vivaldi tief ins Herz; er merkte, daß sein Vater nicht nur völlig gleichgültig gegen die Ungerechtigkeit war, die ein unschuldiges hülfloses junges Mädchen erlitten hatte, sondern daß er auch ungeneigt schien, der Wahrheit Zugang zu verstatten, welche sein Urtheil ihn nicht länger zu verwerfen erlaubte.

Schedoni schien indessen beinahe unter seinem Seelenschmerz zu erliegen, und nur durch eine gewaltsame Anstrengung erhielt er sich so lange bei Kraft, um das Verhör, welches er mit Nicola anzustellen für nothwendig hielt, beendigen zu können. Als es zu Ende war, sank er auf sein Kissen zurück, und indem seine Augen sich schlossen, überzog eine so bleiche und dann wieder so gelbe Farbe, seine Züge, daß Vivaldi einen Augenblick glaubte, er stürbe; und nicht ihm allein schien es so, denn selbst ein Gerichtsdiener schien von des Beichtvaters Zustande gerührt zu werden, und war herzugetreten, um ihm beizustehn, als er seine Augen aufschloß, und wieder aufzuleben schien.

Der Marquis verlangte, ohne sich über das Geständniß des Pater Nicola auszulassen, den Aufschluß, der nach Schedonis Erklärung mit seiner Ruhe in genauer Beziehung stand. Sche=

oni erkundigte sich, ob ein Sekretair der In-
uisition, dessen Gegenwart er sich ausgebeten
atte, um die förmliche Aussage von dem, was
erklären würde, niederzuschreiben, im Zim-
er sey. Man antwortete ihm: daß der
ekretair bereits wartete; er fragte darauf,
as sonst noch für Personen im Zimmer wären,
nd setzte hinzu, daß er einige Mitglieder der
nquisition zu Zeugen verlangte: man antwor-
te ihm, daß ein Inquisitor und zwei Ge-
chtsdiener gegenwärtig wären, deren Zeugniß
seiner Absicht mehr als hinlänglich sey.

Der Sekretair begehrte eine Lampe; da sie
er nicht gleich bei Hand war, wurde statt
ssen eine Fackel von einer Schildwache, die
dem dunkeln Gange außen wartete, gebracht,
nd Schedoni konnte nunmehr die verschiednen
estalten in seiner dunkeln Kammer, so wie sie
s geistermäßige Gesicht und die abgezehrte Fi-
r des Beichtvaters erkennen. Als Vivaldi
n jetzt bei dem stärkern Fackellicht sah; schien
ihm wiederum, daß der Tod auf seinen Zü-
n säße.

Jedermann war nun bereit, Schedonis Er-
irung zu hören: er selbst aber schien noch
cht ganz vorbereitet. Er blieb einige Augen-
cke schweigend, mit verschloßnen Augen auf
n Kissen gelehnt, während die Veränderung
seinen Zügen die starke Bewegung seiner
eele verrieth. Plötzlich aber, als durch ge-
altsame Anstrengung, richtete er sich halb in die

Höhe, und legte ein volles Geständniß der Kunstgriffe ab, deren er sich gegen Vivaldi bedient hätte. Er erklärte sich für den ungenannten Ankläger, der ihn in das Gefängniß der Inquisition gebracht hatte, und gestand, daß die Anklage der Ketzerei, die er gegen ihn vorgebracht, falsch und boshaft sey.

Sobald Vivaldi diese Bestätigung seines Verdachtes über die Person seines Anklägers erhielt, wurde er völlig überzeugt, daß die gegen ihn eingegebne Anklage nicht dieselbe war, die man ihm in der Kapelle San Sebastian anführte, und worin Ellena mit begriffen war. Er foderte eine Erklärung dieses Umstandes; und Schedoni gestand, daß die Personen, welche ihn dort verhafteten, keine Inquisitionsbedienten waren, und daß der Verhaftsbefehl, welcher die Anklage, mit einer Nonne davon gelaufen zu seyn, enthielt, von ihm selbst geschmiedet worden sey, um die Kerls, deren er sich bediente, in Stand zu setzen, Ellenen ohne Widerspruch von den Einwohnern des Klosters, wo sie sich damals aufhielt, mit sich zu nehmen.

Auf Vivaldis Frage, warum er es für nothwendig gehalten hätte, sich einer List zu bedienen, um Ellena fortzubringen, da er sie ohne alle Umwege hätte fodern können, wenn er sie nur für seine Tochter erklärt hätte? antwortete der Beichtvater, er hätte damals von der Verwandtschaft zwischen ihnen nichts ge-

wußt. Auf die andern Fragen aber, in welcher Absicht, und wohin Ellena fortgeschafft sey, und auf welche Art er seine Tochter in ihr erkannt hätte, schwieg Schedoni und sank von der Erinnerung, die dadurch in ihm erweckt wurde, überwältigt, zurück.

Schedonis Aussage, welche der Sekretair niederschrieb, wurde von dem Inquisitor und den gegenwärtigen Gerichtspersonen förmlich unterzeichnet, und Vivaldi sah auf solche Art seine Unschuld durch die nämliche Person gerechtfertigt, welche ihn den Gefahren der Inquisition Preis gegeben hatte. Allein die nahe Aussicht auf Befreiung, die er jetzt vor sich sah, konnte ihn nicht zur Freude reizen, da er hörte, daß Ellena die Tochter Schedonis, das Kind eines Mörders sey, den er selbst zu einem schrecklichen und schimpflichen Tode hatte führen helfen. Doch war er noch immer geneigt zu hoffen, daß Schedoni über seine Verwandtschaft mit Ellena nicht die Wahrheit gesagt haben könnte, und verlangte in Rücksicht der Zärtlichkeit, die er so lange für sie genährt hätte, eine vollständige Erläuterung der Umstände, die mit der Entdeckung ihrer Familie zusammenhiengen.

Bei dieser öffentlichen Erklärung seiner Zärtlichkeit erblickte man eine stolze Ungeduld auf des Marquis Zügen, der ihm verbot, dieser Sache weiter zu erwähnen und sich sogleich anschickte, das Zimmer zu verlassen.

„Meine Gegenwart wird hier nicht länger erfodert," setzte er hinzu: „der Gefangne hat die einzige Nachricht, welche mir von Wichtigkeit seyn konnte, nunmehr gegeben, und in Rücksicht des Geständnisses, das er von der Unschuld meines Sohnes abgelegt hat, verzeihe ich ihm das Leiden, was seine falsche Anklage mir und meiner Familie verursachte. Das Papier, welches seine Aussage enthält, ist Ihnen anvertraut; ehrwürdiger Vater, — indem er sich an den Inquisitor wandte, und Sie werden aufgefodert, es auf dem Tische des heiligen Amtes niederzulegen, damit Vincentio di Vivaldis Unschuld erhelle, und er ohne weitern Verzug aus diesen Gefängnissen befreit werde. Zuvor aber verlange ich eine Abschrift dieser Erklärungen und zwar von den gegenwärtigen Zeugen unterschrieben."

Der Sekretär erhielt Befehl sie zu schreiben, und während der Marquis auf das Papier wartete — denn er wollte das Zimmer nicht verlassen, ohne es gesichert zu haben — drang Vivaldi aufs neue mit unermüdeter Beharrlichkeit auf eine Erklärung wegen Ellenas Familie. Schedoni, der diesen Fragen nicht länger ausweichen, und eben so wenig eine umständliche Erläuterung geben konnte, ohne wenigstens zum Theil die gehässigen Absichten zu entdecken, die er und die verstorbne Marquise di Vivaldi ausgesonnen hatten, deren Tod ihm unbekannt war, beschränkte seine Erzählung dar-

darauf, daß ein Gemählde, welches sie getragen, und für ihres Vaters Bild erklärt hätte, die erste Veranlassung zur Entdeckung ihrer Familie gewesen sey.

Während der Beichtvater diese kurze Erklärung gab, stand Nicola, der sich ein wenig aus dem Zirkel zurückgezogen hatte, und starrte ihn mit der Bosheit eines Teufels an. Seine glänzenden Augen sahen eben unter dem Saum seiner Kappe hervor, während, in sein dunkles Gewand eingewickelt, die untern Züge seines Gesichtes verhüllt waren: allein die Gegend um die Augen, welche von dem vollen Schein der Fackel bestrahlt wurde, enthüllte die schrecklichen und sprechenden Züge. Vivaldi sah, indem sein Auge auf ihn fiel, aufs neue den leibhaften Mönch von Paluzzi, und glaubte auch einen Menschen zu sehn, welcher der nämlichen Verbrechen fähig war, deren er Schedoni angeklagt hatte. In diesem Augenblicke erinnerte er sich des schrecklichen Gewandes, das man in einem Kerker der Festung entdeckt hatte, und noch mehr, er erinnerte sich der schrecklichen Umstände, die Bianchis Tod begleiteten, und der schleunigen Nachricht, die ihm der Mönch davon gab. Da sein Verdacht wegen der Art ihres Todes jetzt neu wieder erregt würde, beschloß er, sich, wo möglich, Aufklärung darüber zu verschaffen, und beschwor Schedoni, der bereit zum Tode verurtheilt zu werden, nichts mehr von der Entdek-

ckung der Wahrheit, wie sie auch lauten möchte, zu fürchten hatte, alles was er von der Sache wüßte, was es auch seyn möchte, zu erklären. Er sah Nicola an, um zu beobachten, was für Würkung diese Aufforderung bei ihm hervorbringen würde; allein das Gesicht des Mönchs war so verhüllt, daß man wenig von seinem Ausdruck sehen konnte; doch bemerkte Vivaldi, daß er sein Gewand dichter um den untern Theil seines Gesichtes zog, und sogleich seine Augen von ihm auf den Beichtvater richtete.

Mit den feierlichsten Betheurungen erklärte Schedoni, daß er sowohl unwissend als unschuldig an Bianchis Tod sey.

Vivaldi fragte darauf, „wie denn sein Gehilfe Nicola so plötzlich Nachricht von einer übrigens für ihn unbedeutenden Begebenheit hätte haben können, und warum man ihm jene Warnung gegeben hätte?“

Nicola machte keinen Versuch Schedonis Antwort zuvorzukommen, der nach einem kurzen Stillschweigen sagte: „Diese Warnung, junger Mann, wurde Ihnen gegeben, um Sie von den Besuchen zu Altieri abzuhalten, und diesen nämlichen Zweck hatten alle Rathschläge und Nachrichten, die Sie unter dem Schwibbogen von Paluzzi erhielten.“

„Vater,“ erwiederte Vivaldi, „Sie haben niemals geliebt, sonst würden Sie sich Kunstgriffe erspart haben, die so unwürksam

nd, einen Liebhaber irre zu führen oder abzuschrecken. Konnten Sie glauben, daß ein ungenannter Rathgeber mehr Einfluß auf mich haben könnte, als meine Liebe, oder daß ich mich durch solche Kunstgriffe zur Entsagung des Gegenstandes derselben könnte schrecken lassen."

„Ich glaubte," versetzte der Beichtvater, „daß der uneigennützige Rath eines Fremden einiges Gewicht bei Ihnen haben könnte; allein ich rechnete noch mehr auf den Eindruck von Furcht, welchen das Betragen und die anscheinende Weissagung dieses Fremden, auf ein Gemüth wie das Ihrige haben könnten, und suchte mir auf solche Art Ihre herrschende Schwäche zu Nutze zu machen."

„Und was nennen Sie meine herrschende Schwäche?" sagte Vivaldi erröthend.

„Eine Empfänglichkeit, die Sie besonders geneigt zu abergläubischen Eindrücken macht," erwiederte Schedoni.

„Wie! ein Mönch nennt Aberglauben eine Schwäche," versetzte Schedoni: „allein das bei Seite, bei welcher Gelegenheit habe ich eine solche Schwäche verrathen?"

„Haben Sie ein Gespräch vergessen, das ich einmal über unsichtbare Geister mit Ihnen führte?" sagte Schedoni.

Indem er diese Frage that, wurde Vivaldi von dem Ton seiner Stimme betroffen: sie war so verschieden von seiner gewohnlichen, daß er Schedoni aufmerksamer ansah, um sich zu ver-

gewissern, daß er die Person war, die gesprochen hatte. Des Beichtvaters Augen waren starr auf ihn gerichtet, und er wiederholte langsam in demselben Tone: „Haben Sie es vergessen?“

„Ich habe das Gespräch, welches Sie meinen, nicht vergessen,“ erwiederte Vivaldi; „allein ich erinnre mich nicht, eine Meinung geäußert zu haben, die Ihre Behauptung rechtfertigen könnte.“

„Die Meinungen, die Sie äußerten, waren sehr vernünftig,“ sagte Schedoni: „allein man sah daraus Ihre feurige Einbildungskraft, und war wohl eine heiße Einbildungskraft jemals mit der einfachen Ueberzeugung der Vernunft, oder dem Zeugniß der Sinne zufrieden? Sie schränkt sich ungern auf die langweiligen Wahrheiten dieser Erde ein, sondern schwingt sich voll Begierde, ihre Kräfte zu erweitern und ein eignes, besonders Entzücken zu genießen, nach neuen Wundern in eine andre, selbstgeschaffne Welt empor.

Vivaldi erröthete über diesen Vorwurf, dessen Richtigkeit er jetzt einsah, und erstaunte, daß Schedoni die Beschaffenheit seines Gemüths so gut verstand, da er selbst, der seine Vermuthungen über die Sache, worauf der Beichtvater anspielte, nie zu einer festen Meinung hatte erheben können, den Hang desselben nicht gekannt hatte.

„Ich gestehe die Wahrheit Ihrer Bemerkung,

so weit sie mich selbst betrift, zu," sagte Vivaldi, „doch habe ich noch Fragen über einen weniger abstrakten Gegenstand zu thun, zu dessen Aufklärung mir das Zeugniß meiner eignen Sinne wenig hat helfen können. Wem gehörten die blutigen Kleider, die ich in dem Kerker zu Paluzzi fand, und was ist aus der Person, der sie gehörten, geworden?"

Bestürzung mahlte sich einen Augenblick auf Schedonis Zügen.

„Was für Kleider?" sagte er.

„Sie schienen einer Person zu gehören, die gewaltsamen Todes gestorben war," erwiederte Vivaldi, „und ich entdeckte sie an einem Orte, den Ihr erklärter Gehülfe, der Mönch Nicola, zu besuchen pflegte."

Vivaldi sah bei diesen Worten Nicola an, auf den jetzt die Aufmerksamkeit aller Anwesenden gerichtet war.

„Es waren meine eignen Kleider!" sagte dieser Mönch.

„Ihre eignen? und in solchem Zustande?" rief Vivaldi. „Sie waren mit Blut bedeckt!"

„Es waren meine eignen," wiederholte Nicola, „und ihren Zustand hatte ich Ihnen zu verdanken. Die Wunde, die Ihr Pistol mir versetzte, war Schuld daran."

Vivaldi erstaunte über diese scheinbare Ausrede. „Ich hatte kein Pistol, versetzte er; mein Degen war meine einzige Waffe!"

„Halten Sie einen Augenblick inne," sagte der Mönch.

„Ich wiederhole, daß ich kein Schießgewehr hatte," erwiederte Vivaldi.

„Ich wende mich an den Pater Schedoni," versetzte Nicola, „ob ich nicht durch einen Pistolenschuß verwundet wurde."

„An mich habt Ihr nicht länger ein Recht Euch zu wenden," sagte Schedoni. „Warum sollte ich Euch von einem Verdachte zu befreien suchen, der Euch in einen Zustand, gleich demjenigen, wozu Ihr mich gebracht habt, versetzen könnte!"

„Eure Verbrechen haben Euch darein versetzt," erwiederte Nicola; ich habe nur meine Pflicht gethan, und dieß hätte auch ein Andrer ohne mein Zuthun gekonnt: — der Priester, welchem Spalatro sein letztes Geständniß ablegte."

„Dieß ist übrigens eine Pflicht," merkte Vivaldi an, „die ich nicht gern auf meinem Gewissen haben möchte. Sie haben das Leben Ihres vorigen Freundes verrathen, und mich gezwungen, zum Verderben eines Mitgeschöpfes beizutragen."

„Sie haben, wie ich, einen Verderber verderben helfen," erwiederte der Mönch. „Er hat Andern das Leben genommen, und verdient daher es wieder zu verlieren. Wenn es Ihnen indeß zum Trost gereichen kann, daß sie keinen wesentlichen Antheil an seinem Verderben gehabt

ben, so will ich Ihnen nachher Beweise dieser
ersicherung geben. Es gab noch andere Mit-
l zu beweisen, daß Schedoni Graf Bruno
ar, als Ansaldos Zeugniß, ohngeachtet es mir
ibekannt war, als ich Sie diesen herbey rufen
ß."

„Hätten Sie dieses früher erklärt," sagte
ivaldi, „so würde die Behauptung glaub-
ürdiger gewesen seyn. Jetzt kann ich nur
rmuthen, daß Sie mich dadurch zum Still-
weigen bestechen, und mich abhalten wollen,
)ren eignen Grundsatz auf Sie anzuwenden,
ß derjenige, welcher einem Andern das Leben
nommen hat, sein eignes zu verlieren ver-
ent. — Wem gehörten jene blutigen Klei-
r?"

„Mir selbst, ich wiederhole es," versetzte
icola. „Schedoni kann bezeugen, daß ich zu
ıluzzi eine Wunde mit dem Pistol erhielt."

„Unmöglich," sagte Vivaldi, „ich war nur
t meinem Degen bewafnet!"

„Sie hatten einen Begleiter," merkte der
önch an, „hatte nicht dieser Schießgewehr?"

Vivaldi erinnerte sich nach einem kurzen
achdenken, daß Paulo mit Pistolen bewafnet
ır, und daß er im ersten Schrecken, den des
emden Stimme ihm verursachte, unter dem
chwibbogen von Paluzzi eine davon losschoß.
gestand sogleich, daß er sich besänne; „al-
n ich hörte keinen Laut, kein Zeichen von
chmerz," setzte er hinzu. „Zudem lagen auch

die Kleider in weiter Entfernung von dem Orte, wo die Pistole losgeschossen wurde! Wie konnte eine Person mit so schwerer Verwundung, als diese Kleider verriethen, sich schweigend bis zu einem entfernten Kerker zurückziehn, oder hätte sie es gekonnt, so würde sie gewiß ihre Kleider von sich geworfen haben!“

„Das alles ist darum nicht minder wahr,“ erwiederte Nicola. „Meine Entschlossenheit machte mich fähig, den Ausdruck meines Schmerzens zu unterdrücken: ich zog mich nach dem Innern der Ruinen zurück, um Ihnen zu entwischen; allein Sie verfolgten mich bis zu dem Kerker, wo ich meine entstellten Kleider abwarf, weil ich nicht damit in mein Kloster zurückzukehren wagte, und durch einen Weg davon gieng, den Sie mit alle Ihrem Scharfsinn nicht entdecken konnten. Die Leute, die bereits in der Festung waren, um Sie und Ihren Bedienten in der Nacht, wo die Signora Rosalba von Altieri weggeführt wurde, verhaften zu helfen, verschaften mir ein andres Kleid und halfen meine Wunde verbinden. Allein ob Sie mich gleich die Nacht über nicht sahen, blieb ich doch von Ihnen nicht ganz unbemerkt, denn mein Winseln drang mehr als einmal aus einer angränzenden Kammer hervor, und meine Gefährten belustigten sich sehr an der Angst Ihres Bedienten. — Sind Sie nun überzeugt?“

Vivaldi erinnerte sich des Winselns sehr deutlich, und viele Umstände von Nicolas Erzählung

stimmen so gut mit andern, deren er sich von dieser Nacht her erinnerte, überein, daß er nicht länger an der Wahrheit der Erzählung zweifelte. Bianchis plötzlicher Tod erregte indeß noch immer einen Verdacht über die Ursache bei ihm; doch hatte Schedoni erklärt, daß er nicht nur unschuldig an der Ursache desselben sey, sondern sie auch nicht einmal wüßte, und da er so wenig geneigt war, seinem Helfershelfer ein günstiges Zeugniß zu geben, so ließ sich nicht vermuthen, daß er dieses behauptet haben würde, wenn er den Mönch hiebei nur irgend schuldig gewußt hätte. Daß Nicola keine andre Anreizung haben konnte, Bianchi nach dem Leben zu trachten, außer eine Belohnung, die Schedoni ihm etwan versprochen hätte, war offenbar, und Vivaldi überzeugte sich, nachdem er alle diese Umstände reiflich überlegt hatte, daß ihr Tod nur die Folge einer natürlichen Abnahme ihrer Kräfte gewesen sey.

Während dieses Gesprächs trieb der Marquis, voll Ungeduld ihm ein Ende zu machen, den Sekretair mehrmals an, zu eilen, und als er jetzt diese Bitte nochmals ernstlich wiederholte, antwortete eine andre Stimme für den Sekretair, daß er gleich fertig seyn würde. Vivaldi glaubte, diese Stimme schon vormals gehört zu haben, und als er seine Augen nach der Person richtete, die gesprochen hatte, erkannte er diesen Fremden für dieselbe Person, die ihn zuerst im Gefängniß besuchte. Da er an sei-

ner Kleidung merkte, daß er ein Inquisitionsbedienter war, sah er nur zu gut ein, welche Absicht dieser Mensch bei seinem Besuche gehabt hatte, und daß er nur gekommen war, um ihn durch verstellte Theilnahme zum Geständniß einiger ketzerischen Meinungen zu verleiten. Vivaldi hatte wohl gehört, daß man sich solcher Verräthereien oftmals gegen angeklagte Personen bediente; allein er hatte bis jetzt, da er an sich selbst die Erfahrung gemacht, eine solche Grausamkeit nie für möglich halten können.

Bei dem Besuche dieses Menschen erinnerte er sich zugleich an den spätern, den er von Nicola erhielt, und fra[illegible] ihn, ob die Schildwachen ihn würklich in seine Zelle gelassen hätten, oder ob er auf andre Art hereingekommen sey. Der Mönch schwieg auf diese Frage; allein das Lächeln auf seinen Zügen, wenn anders eine so seltsame Verzerrung Lächeln genannt werden kann, schien zu antworten: „Glaubst du, daß ich, ein Diener der Inquisition, ihre Geheimnisse verrathen werde?"

Vivaldi ließ sich indessen nicht so leicht abschrecken, denn er wünschte zu wissen, ob die Wache, die ihrem Dienste treu zu seyn schien, der angedrohten Strafe entwischt wäre.

„Die Wache war ehrlich," erwiederte Nicola, „forschet nicht weiter."

„Ist das Tribunal von ihrer Redlichkeit überzeugt?"

Nicola lächelte wiederum spöttisch und erwiederte: „Es hat nie daran gezweifelt.“

„Wie!“ sagte Vivaldi, „warum wurden denn diese Leute in Verhaft genommen, wenn man nicht einmal an ihrer Treue gezweifelt hat?“

„Seyn Sie zufrieden mit der Kenntniß, welche die Erfahrung Ihnen von den Geheimnissen der Inquisition gegeben hat,“ erwiederte Nicola feierlich, „und forschen Sie nicht weiter.“

„Sie hat schreckliche Geheimnisse,“ sagte Schedoni, der lange geschwiegen hatte. „Wissen Sie, junger Mann, daß beinahe jede Zelle jedes Gefangenen einen verborgenen Eingang hat, durch welchen die Minister des Todes unbemerkt zu ihren Schlachtopfern gelangen können. Dieser Nicola ist jetzt einer dieser schrecklichen Boten des Todes, und ist mit allen geheimen Zugängen, die zum Morde führen, bekannt.“

Vivaldi fuhr mit Entsetzen von Nicola zurück, und Schedoni hielt inne; allein während er sprach, hatte Vivaldi wiederum die außerordentliche Veränderung in seiner Stimme bemerkt, und schauderte nicht weniger vor ihrem Ton zurück, als vor der Nachricht, die sie ihm mitgetheilt hatte. Nicola schwieg, aber seine schrecklichen Augen waren mit Rache auf Schedoni geheftet.

„Sein Amt ist kurz gewesen,“ fuhr der Beichtvater fort, und richtete seine schweren Augen auf Nicola — „und sein Werk ist beinahe vollendet.“ Indem er diese letzten Worte aus-

sprach, stammelte seine Stimme; allein der Mönch hörte sie und trat näher ans Bett, um eine Erklärung zu fodern. Ein geistermäßiges Lächeln frohlockte auf Schedonis Zügen: „Du wirst die Erklärung nur zu bald erhalten," sagte er.

Nicola stellte sich vor den Beichtvater und neigte seine Augenbraunen auf ihn, als wollte er ihm in der Seele forschen. Als Vivaldi Schedoni wiederum ansah, erschrack er über die plötzliche Veränderung in seinem Gesicht; doch zögerte ein schwaches Lächeln des Triumphs noch immer darauf. Während aber Vivaldi ihn noch anstaunte, wurden seine Züge plötzlich erschüttert; im nächsten Augenblick zuckte seine ganze Gestalt, und schwere Seufzer arbeiteten aus seiner Brust. Er lag sichtlich in letzten Zügen.

Vivaldis und des Marquis Schrecken, der aus dem Zimmer zu kommen suchte, war eben so groß, als die allgemeine Verwirrung, die daselbst entstand. Jedermann schien wenigstens eine augenblickliche Regung von Mitleid zu fühlen, ausgenommen Nicola, der ungerührt neben Schedoni stand, und unverwandt seine Quaalen ansah, während ein höhnisches Lächeln sein Gesicht bezeichnete.

Als Vivaldi mit Abscheu diesen Ausdruck bemerkte, fuhr ein leichtes Zucken über Nicolas Gesicht, und auch seine Muskeln schienen unter einem plötzlichen Krampfe zu arbeiten; allein diese Bewegung war nur vorübergehend und verschwand eben so schnell, als sie erschienen war.

Doch wandte sich der Mönch von dem jämmerlichen Schauspiel von ihm ab, und ergriff unwillkührlich, indem er sich umdrehte, den Arm eines Andern, der neben ihm stand, und lehnte sich an seine Schulter, um sich aufrecht zu halten. Sein Betragen schien zu verrathen, daß es ihm nicht erlaubt gewesen war, über die Leiden seines Feindes zu triumphiren, ohne wenigstens das Schreckliche derselben an sich zu erfahren.

Schedonis Zuckungen ließen nun nach, und in kurzer Zeit lag er ohne Bewegung da. Als er seine Augen aufschlug, saß der Tod darinnen. Er war nunmehr fast ohne Empfindung; allein sogleich schoß ein schwacher Strahl von Besinnung aus ihnen hervor, und so wie sie sich nach und nach erhellten, zeigte sich der Charakter seiner Seele darinnen; der Ausdruck war in der That schwach, aber wahr. Er bewegte seine Lippen, als wollte er sprechen, und sah langsam in der Kammer umher, als suchte er Jemand. Endlich stieß er einen Laut hervor; allein er hatte noch nicht Gewalt genug über seine Muskeln, um diesen Laut zu einem Worte zu bilden, bis nach wiederholten Versuchen der Name Nicola verständlich wurde. Bei diesem Ruf richtete der Mönch den Kopf von der Schulter der Person, an die er sich gelehnt hatte, auf, und drehte sich um. Schedoni, wie man an der plötzlichen Veränderung des Ausdrucks in seinem Gesichte sah, wurde ihn gewahr — seine

Augen, als sie sich auf Nicola hefteten, schienen all ihr gewohntes Feuer wieder zu sammeln, und die boshafte Schadenfreude, die noch vor Kurzem in seinem Gesichte herrschte, erschien widerum in dem nächsten Augenblick, als er auf ihn blickte. Sein Blick schien plötzlich mit der zerstörenden Kraft begabt, die man dem Basilisk zuschreibt; denn als er jetzt auf Nicola traf, schien dieser Mönch wie auf dem Fleck angewurzelt, und unvermögend, seine Augen von Schedonis Blick abzuziehen; in ihrem Ausdruck las er den schrecklichen Ausspruch seines Geschicks; den Triumph der Rache und List. Von dieser schrecklichen Ueberzeugung betroffen, überzog eine bleiche Farbe sein Gesicht; zu gleicher Zeit zog eine unwillkührliche Bewegung seine Züge zusammen, ein kaltes Zittern erschütterte seine Gestalt, mit einem lauten Aechzen sank er zurück, und wurde in den Armen der Leute, die neben ihm standen, aufgefangen. In dem Augenblick, wo er fiel, stieß Schedoni einen so seltsamen und schrecklichen, so krampfhaften und doch so lauten, so triumphirenden und doch einer menschlichen Stimme so ungleichen Laut aus, daß alle Personen in dem Zimmer, ausgenommen diejenigen, welche Nicola beistanden, von unwiderstehlichem Schrecken ergriffen, hinaus zu eilen suchten; allein dieses war unmöglich, denn die Thüre war verschlossen, bis ein Arzt, nach dem man geschickt hatte, ankommen, und eine Untersuchung über diese geheimnißvolle Begebenheit

anstellen würde. Die Bestürzung des Marquis und Vivaldis, die sich gezwungen sahen, Zeugen dieser schrecklichen Scene zu seyn, kann man sich nicht leicht denken.

Es wurde Schedoni nicht vergönnt, diesen teuflischen Ton des Frohlockens zu wiederholen, denn seine Quaalen kehrten wieder, und er lag in starken Verzuckungen, als der Arzt ins Zimmer trat. Sobald er Schedoni sah, erklärte er ihn für vergiftet, und fällte auch über Nicola ein gleiches Urtheil; zugleich aber behauptete er, daß das Gift, wie man aus der Heftigkeit der Würkung sähe, von zu feiner und eingreifender Art sey, um ein Gegenmittel zuzulassen; doch war er bereit, die in solchen Fällen gewöhnlichen Mittel anzuwenden.

Während er einen von den Bedienten fortschickte, ließen Schedonis heftige Krämpfe noch einmal nach, Nicola aber schien in den letzten Zügen zu seyn. Er litt unaufhörlich; seine Sinne kehrten auch nicht auf einen Augenblick zurück und er gab den Geist auf, ehe die Arzenei, wonach man geschickt hatte, ankam. Als sie gebracht wurde, gebrauchte man sie mit einigem Erfolg bei Schedoni, der nicht nur seine Besinnung, sondern auch die Stimme wieder erhielt, und das erste Wort, das er aussprach, war, wie vorhin, der Name Nicola.

„Lebt er noch?" setzte der Beichtvater mit äusserster Mühe und nach einer langen Pause hinzu. Die Personen um ihn her schwiegen;

allein die Wahrheit, die dieses Stillschweigen andeutete, schien ihn zu beleben.

Als der Inquisitor, der gewärtet hatte, sah, daß Schedoni den Gebrauch seines Verstandes wieder erlangt hatte, hielt er es jetzt für rathsam, ihm einige Fragen über seinen gegenwärtigen Zustand und über die Ursache von Nicolas Tode vorzulegen.

„Gift!“ erwiederte Schedoni ohne Bedenken.

„Von wessen Hand?“ sagte der Inquisitor; „überlegt wohl, was Ihr antwortet; Ihr liegt auf dem Todtenbette!“

„Ich habe keinen Wunsch, die Wahrheit noch meine Freude zu verheelen,“ — sagte Schedoni; er mußte inne halten, setzte aber sogleich hinzu: „Ich habe ihn zerstört, der mich zerstören wollte, und — und bin einem schimpflichen Tode entgangen.“

Er hielt wieder inne, mit großer Mühe hatte er soviel herausgebracht, und war jetzt von der Anstrengung überwältigt. Der Sekretär, der das Zimmer nicht hatte verlassen dürfen, erhielt Befehl, Schedoni's Worte niederzuschreiben.

„Ihr gesteht also,“ fuhr der Inquisitor fort, „daß das Gift für den Pater Nicola sowohl als für Euch selbst von Euren Händen gekommen ist?“

Schedoni vermochte nicht sogleich zu antwor-

worten; sobald er es aber im Stande war, sagte er: „ich bekenne es.“

Man fragte ihn nunmehr, wie er es angefangen hätte, sich das Gift zu verschaffen, und befahl ihm, seinen Mitschuldigen zu nennen.

„Ich hatte keinen Mitschuldigen,“ sagte Schedoni.

„Wie verschafftet ihr euch denn das Gift?“

Schedoni antwortete langsam und mit Mühe: „Es war in meiner Weste verborgen.“

„Bedenkt, daß ihr dem Tode nahe seyd,“ sagte der Inquisitor, „und gesteht die Wahrheit. Was ihr jetzt behauptet habt, ist nicht glaubhaft. Es ist unwahrscheinlich, daß Ihr nach Euerm Verhaft Gelegenheit gehabt haben solltet, Euch mit Gift zu versehn, und eben so unwahrscheinlich ist es, daß Ihr vor dieser Zeit darauf gedacht haben solltet. Bekennet: Wer ist Euer Mitschuldiger.“

Diese Beschuldigung einer falschen Aussage rief Schedonis Stolz wiederum auf; mit seinem körperlichen Leiden kämpfend, und es für einen Augenblick besiegend, sagte er mit festerm Tone: „Es war das Gift, worein ich meinen Dolch tauche, um mich desto besser zu vertheidigen.“

Der Inquisitor lächelte verächtlich über dies

se Erklärung, und Schedoni, der es bemerkte, verlangte, daß man eine besondre Stelle an seiner Weste untersuchen möchte, wo man einige Ueberreste von dem verborgenen Gifte finden würde. Man willfahrte seinem Verlangen und fand das Gift in einer breiten Falte seines Gewandes.

Doch blieb es noch immer unbegreiflich, wie er es angefangen hatte, dem Nicola dieses Gift beizubringen; denn ob man gleich wußte, daß Nicola eine Weile bei ihm allein gewesen war, so ließ es sich doch kaum denken, daß er einem Feinde so weit vertrauen würde, etwas von ihm anzunehmen. Der Inquisitor, noch immer begierig, seinen Mitschuldigen zu entdecken, fragte Schedoni, wer ihm geholfen hätte, dem Nicola den Trank beizubringen; allein der Beichtvater war nicht mehr im Stande zu antworten. Das Leben wich schnell von ihm: der Schimmer von Stolz und Charakter, der in seine Augen zurückgekehrt war, war verschwunden, und ließ sie hohl und starr — und den Augenblick darauf war ein gelber Leichnam alles, was von dem einst schrecklichen Schedoni übrig blieb!

Während dieses schaudervollen Auftritts hatte der Marquis, der die grausamste Unruhe ausstand, sich nach dem fernen Gitter des Kerkers zurückgezogen, wo er mit einer Gerichtsperson darüber sprach, was wohl aus seiner eignen Lage werden würde. Vivaldi aber hät=

te, von Angst und Entsetzen erfüllt, unablässig nach der Arzenei gerufen, welche dem Schmerze, wovon er Zeuge war, einige Linderung schaffen könnte, und sobald sie kam, hatte er sie dem Leidenden reichen helfen.

Endlich, da das Aergste vorüber war, und und da die verschiednen Zeugen Schedonis letztes Bekenntniß unterschrieben hatten, wurde allen Anwesenden erlaubt, sich fortzubegeben, und Vivaldi wurde von dem Marquis begleitet wieder in sein voriges Gefängniß zurückgeführt, wo er bleiben sollte, bis die Entscheidung des heiligen Amts wegen seiner Unschuld, so wie sie aus Schedonis Zeugniß erhellte, bekannt seyn würde. Er war durch den letzten Auftritt zu sehr gerührt, um dem Marquis einen Aufschluß über Ellena di Rosalbas Familie zu geben, und dieser begab sich, nachdem er noch ein Weilchen bei seinem Sohne geblieben war, nach dem Aufenthalte seines Freundes zurück.

Zwölftes Kapitel.

„Master, go on, and I will follow thee
To the last gasp with truth and loyalty.“

Shakespeare.

Zufolge des Geständnisses, welches Schedoni im Tode abgelegt hatte, wurde wenig Tage darauf ein Befehl zu Vivaldis Befreiung von dem heiligen Amte erlassen, und der Marquis führte seinen Sohn aus den Gefängnissen der Inquisition in die Wohnung seines Freundes, des Grafen di Maro, bei dem er seit seiner Ankunft zu Rom gewohnt hatte.

Während sie die Glückwünsche des Grafen und einiger Adelichen empfiengen, die sich versammlet hatten, um den befreiten Gefangnen zu bewillkommnen, hörte man eine laute Stimme aus dem Vorzimmer rufen: „Laßt mich durch! Es ist mein Herr, laßt mich durch! Mögen alle diejenigen, die mich verhindern wollen, selbst in die Inquisition geschickt werden!“

Gleich darauf drang Paulo in den Saal, von einem Haufen Lackayen begleitet, die zwar an der Thüre stehen blieben, weil sie das Mißfallen ihres Herrn fürchteten, aber kaum im Stande waren, ein Lachen zu unterdrücken,

während Paulo vorwärts sprang, und beinahe einige von der Gesellschaft umgerannt hätte, die gerade in dem Augenblick sich mit tiefer Freude gegen Vivaldi verneigten.

„Es ist mein Herr! mein geliebter Herr!" rief Paulo, stieß mit jedem Ellbogen einen adlichen Herrn zurück, indem er sich zwischen ihnen durchdrängte, und rief zu wiederholten Malen, indem er Vivaldi in seine Arme schloß: „O mein Herr, mein Herr!" bis der Sturm der Leidenschaft und Freude seine Stimme überwältigte, und er weinend zu seines Herrn Füßen fiel.

Dieses war ein Augenblick höherer Freude für Vivaldi, als er noch seit seiner Zusammenkunft mit seinem Vater gekannt hatte, und sein treuer Bedienter beschäftigte ihn zu innig, als daß er Muße gehabt hätte, sich bei der erstaunten Gesellschaft wegen seiner Unhöflichkeit zu entschuldigen. Während die Bedienten den Unfug, den Paulo angestellt hatte, wieder gut machten, die umherrollenden Tabatieren, die er bei seinem Durchbruche den Herren aus den Händen geschleudert hatte, wieder aufnahmen, und den Schnupftoback von den beschmutzten Kleidern wischten, theilte Vivaldi alles Entzücken und alle Zärtlichkeit seines Bedienten, und war so ganz mit diesen angenehmen Gefühlen beschäftigt, daß er kaum merkte, daß noch außer ihm Personen im Zimmer waren. Der Marquis machte indessen tausend Entschuldigungen wegen

des Unheils, das Paulo verursacht hatte, hieß ihn bald sich besinnen, in wessen Gegenwart er wäre, und bald das Zimmer verlassen — setzte der Gesellschaft ins Licht, daß er Vivaldi nicht gesehen hätte, seit sie zusammen in der Inquisition gewesen wären, und verweilte vorzüglich bei der Bemerkung, daß er seinem Herrn sehr ergeben sey. Allein Paulo, der weder auf des Marquis wiederholte Befehle, noch auf Vivaldis Bemühungen, ihn aufzuheben, achtete, fuhr noch immer fort, sein ganzes Herz zu seines Herrn Füßen auszugießen: „Ach mein Herr!", sagte er, „wenn Sie nur wüßten, wie nahe es mir gieng, als ich aus dem Gefängniß der Inquisition kam!"

„Er raset!" merkte der Graf gegen den Marquis an — „Sie sehen, daß die Freude ihm den Verstand verrückt hat!"

„Wie ich die halbe Nacht durch um die Mauern hinschlich, und was es mich kostete, sie zu verlassen! Und als ich sie nun aus dem Gesicht verlor! O heiliger Gott, ich glaubte, das Herz müßte mir brechen. Ich hätte große Lust gehabt, wieder zurückzugehn, und mich selbst auszuliefern, und wer weiß, hätte ich es nicht wirklich gethan, wenn nicht mein Freund, die Schildwache, die mit mir davon lief, mich abgehalten hätte; denn ich wollte den armen Kerl, der es gut mit mir gemeint hatte, als er mich heraus ließ, nicht ins Unglück stürzen. Und gewiß und wahrhaftig, so wie die Dinge gegan-

gen sind, war es auch so am besten: denn jetzt bin ich hier, Signor, so gut als Sie, und kann Ihnen alles sagen, was ich empfand, als ich glaubte, daß ich Sie nie wieder sehen würde."

Der Abstand zwischen seiner gegenwärtigen Freude und der Erinnerung an seinen Schmerz lockte Paulo aufs neue Thränen in die Augen: er lächelte und weinte, und schluchzte und lachte mit so schnellem Uebergang, daß Vivaldi wirklich um ihn besorgt wurde, als er plötzlich ruhiger werdend, seinem Herrn ins Gesicht sah, und ernsthaft, aber mit Eifer, sagte: „Ich bitte Sie, Signor, war nicht das Dach von Ihrem kleinen Gefängniß ein wenig verfallen, und ragte nicht an dem einen Winkel ein kleiner Thurm hervor? und war nicht —" Vivaldi antwortete lächelnd, nachdem er ihn einen Augenblick angesehn hatte? „Wahrhaftig, mein guter Paulo, mein Kerker war so weit vom Dach entfernt, daß ich nie Gelegenheit gehabt habe, es zu betrachten."

„Das ist wohl sehr natürlich, Signor," erwiederte Paulo, „in der That, sehr natürlich! Allein es fiel mir wahrhaftig nicht ein; doch wollte ich darauf schwören, daß es so war, als ich sage, und ich war damals meiner Sache gewiß. O Signor, ich glaubte, das Dach müßte mir das Herz brechen, o wie betrübt sah ich es an! und nun zu denken, daß ich wieder hier bin, mit meinem geliebten Herrn noch einmal wieder zusammen!"

Bei diesen Worten fieng Paulo heftiger an zu schluchzen und zu weinen als zuvor, und Vivaldi, der keinen nothwendigen Zusammenhang zwischen dieser Erwähnung des Dachs seines vorigen Gefängnisses und der Freude, die sein Bedienter behauptete, ihn wieder zu sehn, auffinden konnte, fieng wirklich an zu fürchten, daß seine Sinnen zerrüttet wären, und verlangte eine Erklärung seiner Worte. Paulos Bericht, so unverfeinert und einfach er auch war, ließ ihn bald den Zusammenhang zwischen diesen anscheinend widersprechenden Dingen wahrnehmen, als Vivaldi, durch diesen neuen Beweis von Paulos starker Liebe hingerissen, ihn von ganzem Herzen umarmte, ihn aufzustehen zwang, und ihn der Gesellschaft als seinen treuen Freund und vornehmsten Befreier vorstellte.

Der Marquis, von dem Auftritt, den er mit ansah, und von der Wahrheit von Vivaldis Worten gerührt, ließ sich herab, Paulo herzlich die Hand zu drücken, und ihm mit Wärme für die Tapferkeit und Treue, die er für seinen Herrn bezeugt hatte, zu danken. „Ich bin nie im Stande, deine Liebe nach Würden zu belohnen," setzte der Marquis hinzu; „allein was ich thun kann, soll geschehn. Von diesem Augenblicke an mache ich dich unabhängig, und verspreche, in Gegenwart dieser edeln Gesellschaft, dir tausend Zechinen als

eine kleine Erkenntlichkeit für deine Dienste zu geben.“

Paulo äußerte nicht alle Dankbarkeit für dieses Geschenk, welche der Marquis erwartete. Er stammelte, verneigte sich, erröthete und brach endlich in Thränen aus; und als Vivaldi ihn fragte, was ihn bekümmerte, antwortete er: „Ach, Signor, was helfen mir die tausend Zechinen, wenn ich unabhängig seyn soll! was sollen sie mir, wenn ich nicht bei Ihnen bleiben darf?“

Vivaldi versicherte Paulo'n aufs herzlichste, daß er immer bei ihm bleiben sollte, und daß er es für seine Pflicht halten würde, sein künftiges Leben glücklich zu machen. „Du sollst von jetzt an,“ setzte er hinzu, „an der Spitze meines Haushaltes stehn, die Aufsicht über meine Bedienten, und die ganze Führung meiner häuslichen Angelegenheiten soll dir zum Beweise meines unumschränkten Vertrauens in deine Redlichkeit und Treue übertragen werden, so wie auch aus dem Grunde, weil dieses eine Lage ist, die dir erlauben wird, immer um mich zu seyn.“

„Ich danke Ihnen, mein Herr,“ erwiederte Paulo mit einer Stimme, die durch seine Gefühle der Dankbarkeit beinahe erstickt wurde. „Ich danke Ihnen von ganzem Herzen. Wenn ich nur bei Ihnen bleiben darf, das ist genug für mich; weiter verlange ich nichts; allein ich hoffe, mein gnädiger Herr Marquis

wird nicht ungehalten werden, daß ich die tausend Zechinen, die er so gut war, mir anzubieten, wenn ich außer Dienst gehen wollte, ausschlage, denn ich bin ihm so dankbar, als wenn ich sie empfangen hätte, und noch mehr."

Der Marquis lächelte über Paulo's Mißverständniß, und erwiederte: „Da ich nicht einsehe, mein guter Freund, wie der Umstand, daß Ihr bei Euerm Herrn bleibt, Euch außer Stand setzt, tausend Zechinen zu empfangen, so befehle ich Euch bei Strafe meines Unwillens, sie anzunehmen, und wenn Ihr Euch jemals verheirathet, so erwarte ich, daß Ihr mir euern Gehorsam wiederum beweiset, und noch tausend als Heirathsgut für Eure Frau von mir empfanget."

„Das ist zu viel, Signor," sagte Paulo schluchzend — „zu viel, um es zu ertragen!" — und lief aus dem Saal. Allein mitten unter dem Murmeln des Beifalls, den sein Betragen ihm von den edeln Zuschauern zuzog, denn Paulos warmes Herz hatte sogar ihren kalten Stolz überwunden, verrieth ein konvulsivisches Schluchzen aus dem Vorzimmer das Uebermaaß der Rührung, welche zu verheelen er sich so schnell zurückgezogen hatte.

Nach wenig Stunden nahmen der Marquis und Vivaldi von ihren Freunden Abschied und begaben sich auf den Weg nach Neapel, wo sie ohne weitern Aufenthalt am vierten Tage anlangten. Allein für Vivaldi war es, ohnge-

achtet seiner Freude über seine Befreiung, eine traurige Reise; denn der Marquis, der das Gespräch auf Ellena di Rosalba brachte, sagte ihm, daß er unter den gegenwärtigen, unvorhergesehnen Umständen sein Versprechen gegen die verstorbene Marquise nicht für bindend halten könnte, und daß Vivaldi Ellenen aufgeben müßte, wenn es sich zeigte, daß sie wirklich die Tochter des verstorbenen Schedoni wäre.

Demohngeachtet aber eilte Vivaldi gleich nach seiner Ankunft zu Neapel mit einer Ungeduld, der seine äußerste Eile nicht Genüge leisten konnte, und mit neubelebter und so starker Freude, daß sie jede Furcht und selbst jede traurige Betrachtung, die das letzte Gespräch mit seinem Vater erregt hatte, besiegte, dem Kloster Santa della Pieta zu.

Ellena hörte seine Stimme vom Sprachgitter aus, wo er sich bei einer Nonne nach ihr erkundigte, und den Augenblick darauf sahen sie einander noch einmal wieder.

Bei einer solchen Zusammenkunft, nach der langen Ungewißheit und Angst, die Einer um des Andern Schicksal ausgestanden, nach allen Gefahren und Ungemach, das sie wirklich erlitten hatten, stieg ihre Freude bis zur Extase. Ellena weinte, und es verstrichen einige Minuten, ehe sie auf Vivaldis wenige Worte voll zärtlicher Ausrufung antworten konnte; es dauerte lange, ehe sie Ruhe genug hatte, die Veränderung zu bemerken, welche der strenge

Verhaft in seinem Aeußern hervorgebracht hatte; der beseelte Ausdruck seines Gesichtes war unverändert; allein, sobald der erste Schimmer der Freude erlösch, und Ellena Muße fand, seine verfallnen Züge zu betrachten, sah sie nur zu deutlich, daß er ein Gefangner der Inquisition gewesen war.

Er erzählte, auf Ellenas Verlangen, alles was ihm zugestossen war, seit er sich in der Kapelle San Stefano von ihr trennte: als er aber an den Theil der Erzählung kam, wo er Schedonis erwähnen mußte, hielt er mit unüberwindlicher Verlegenheit und einem mit Entsetzen vermischten Schmerze inne. Vivaldi konnte es kaum über sich erhalten, Ellenen nur einen Wink von dem ungerechten Betragen des Beichtvaters gegen ihn zu geben, und doch war es unmöglich, seine Erzählung zu beendigen, ohne ihr weit mehr als Winke zu äußern; eben so wenig konnte er es ertragen, sie durch die Nachricht von dem Tode desjenigen zu betrüben, den er für ihren Vater hielt, wenn es ihm auch gelänge, ihr die schrecklichen Umstände dieser Begebenheit zu verheelen. Seine Verlegenheit war sichtbar, und wurde noch mehr durch Ellenas Fragen erhöht.

Endlich wagte er es als Einleitung der Nachricht, die er ihr eröffnen mußte, und zur vollständigen Erläuterung über einen Gegenstand, den er noch nicht zu berühren gewagt hatte, ihr zu sagen, daß er entdeckt hätte, ihr Vater sey

noch am Leben. Die Freude, die sogleich auf Ellenas Gesichte erschien, erhöhte seinen Schmerz und seine Abneigung, weiter fortzufahren, weil er glaubte, daß der traurige Vorgang, den er ihr mitzutheilen hatte, ihre Freude in Kummer verwandeln müßte.

Ellena ließ sich indessen, so bald er eines für sie beide so interessanten Gegenstandes erwähnte, mit vieler Lebhaftigkeit über die Freude aus, die sie bei der Entdeckung eines Vaters empfunden hätte, dessen Tugenden schon lange zuvor, ehe sie gewußt, in wie nahem Zusammenhang sie mit ihr ständen, ihre Bewundrung erregt hätten. Es wurde Vivaldi schwer, seine Befremdung über eine so seltsame Vorliebe zu verheelen; denn Schedoni, von dem er glaubte, daß sie spräche, war gewiß nie dazu gemacht gewesen, Zärtlichkeit einzuflößen. Allein seine Verwunderung fiel bald auf einen andern Gegenstand, als Olivia, die gehört hatte, daß ein Fremder am Gitter sey, ins Sprachzimmer trat, und als die Mutter von Ellena di Rosalba angekündigt wurde.

Ehe Vivaldi das Kloster verließ, kam es von beiden Seiten zu einer vollständigen Erklärung, und er erfuhr zu seiner unaussprechlichen Freude, daß Ellena nicht Schedonis Tochter war; so wie es Olivien zur Beruhigung gereichte, zu hören, daß sie fernerhin kein Uebel von demjenigen zu besorgen hatte, der bisher ihr ärgster Feind gewesen war. Doch hatte

Vivaldi Delikatesse genug, ihr die Art seines Todes mit allen Umständen, die bei dem letzten Verhör seinen Charakter enthüllten, zu verheelen.

Als Ellena das Zimmer verließ, legte Vivaldi Olivien ein volles Geständniß seiner lange genährten Liebe zu ihrer Tochter ab, und bat sie um ihre Einwilligung zu seiner Verbindung mit ihr. Olivia antwortete auf diesen Antrag: Obgleich ihre gegenseitige Liebe und die mancherlei Umstände, welche sowohl die Standhaftigkeit derselben bewiesen, als ihre Stärke auf die Probe gestellt hätten, ihr nicht unbekannt wären, so würde sie doch nie zugeben, daß ihre Tochter ein Glied einer Familie würde, deren Haupt ihren Werth nicht fühlte, oder nicht geneigt wäre, ihn anzuerkennen, und daß, wenn er seine Absicht zu erreichen wünschte, nicht nur er, sondern auch sein Vater sich bewerben müßten, — unter dieser Bedingung allein erlaubte sie ihm, auf ihre Genehmigung zu hoffen.

Diese Bedingung machte Vivaldis Hofnungen nur wenig erkalten, da es jetzt erwiesen war, daß Ellena nicht die Tochter des Mörders Schedoni, sondern eines Grafen di Bruno war, dessen Charakter nicht weniger Achtung verdiente, als sein Rang, und er zweifelte gar nicht, daß sein Vater bereit seyn würde, das Versprechen zu erfüllen, welches er der sterbenden Marquise gegeben hatte.

Er hatte sich in dieser Hoffnung nicht betrogen. Der Marquis versprach, sobald er

Vivaldis Nachricht von Ellenas Familie angehört hatte, daß er, wofern sich kein zweites Mißverständniß bei dieser Sache zeigte, sich den Wünschen seines Sohnes nicht länger widersetzen wollte.

Der Marquis stellte sogleich unter der Hand eine Untersuchung über die Person Oliviens, der gegenwärtigen Gräfin di Bruno, an: und wiewohl dieses nicht ohne viele Schwierigkeit bewerkstelligt werden konnte, setzte doch das Zeugniß des Arztes sowohl, der zu ihrer Flucht vor der Grausamkeit Fernando di Brunos behülflich gewesen war, als Beatrix Zeugniß; die sich der Schwester ihrer verstorbenen Herrschaft vollkommen erinnerte, es endlich außer allem Zweifel, daß Olivia mit der Gräfin di Bruno eine Person sey. Da also nunmehr alle Zweifel des Marquis aus dem Wege geräumt waren, legte er einen Besuch zu Santa della Pieta ab, und hielt in aller Form um Oliviens Einwilligung in Vivaldis Heirath mit Ellenen an, die sie ihm mit voller Freude gewährte. Der Marquis wurde bei dieser Zusammenkunft so oft von dem Betragen der Gräfin und von Ellenas feinem und angenehmen Wesen eingenommen, daß seine Einwilligung nicht länger erzwungen war, und er willig die Aussichten auf höhern Rang und Vermögen, die er ehmals für seinen Sohn gehabt hatte, gegen die Tugenden und dauerhafte Glückseligkeit vertauschte, die jetzt vor ihm lag.

Am zwanzigsten May, dem Tage, wo Ellena ihr achtzehntes Jahr begieng, wurde ihre Verheirathung mit Vivaldi in der Kirche Santa Maria della Pieta in Gegenwart des Marquis und der Gräfin di Bruno gefeiert. Als Ellena durch die Kirche gieng, erinnerte sie sich, wie sie bei einer frühern Gelegenheit Vivaldi am Altare gesehn hatte — die Scenen im Kloster San Sebastian stiegen in ihrem Gedächtniß auf, und die Scenen des Glücks, welche ihre gegenwärtige Lage ihr entgegen stellte, lockten Thränen zärtlicher Freude und Dankbarkeit in ihre Augen. Damals, unschlüssig, verlassen, von Fremden und listigen Feinden, die ihr Fallstricke legten, umgeben, glaubte sie Vivaldi zum letztenmale zu sehn: jetzt, durch die Gegenwart einer geliebten Mutter, durch den willigen Beifall des Mannes, der sich ihnen bisher so strenge widersetzte, unterstützt, kamen sie hier zusammen, um nie wieder zu scheiden; und als die Erinnerung an den Augenblick, wo sie aus der Kapelle weggeschleppt wurde, vor ihre Seele drang, an den Augenblick, wo sie ihn um Hülfe anrief, wo sie flehte, seine Stimme noch einmal zu hören, und nur eine öde Stille, die Stille des Todes, wie sie glaubte, darauf erfolgte — als Ellena sich jetzt da der Angst jenes Augenblicks erinnerte, fühlte sie lebhafter als je die Glückseligkeit des gegenwärtigen.

Olz.

Olivia sah nicht ohne Schmerz die Tochter, die sie so kürzlich erst gefunden hatte, aus ihren Armen gehen; allein sie fühlte sich durch die schöne Aussicht der Glückseligkeit, die sich für Ellenen öfnete, getröstet, und durch die Betrachtung erheitert, daß sie zwar von ihr getrennt, aber nicht für sie verloren war, da Vivaldis Aufenthalt dem Kloster della Pieta so nahe lag, daß sie sich häufig sehen konnten.

Als einen Beweis besonderer Achtung wurde es Paulo erlaubt, bei der Trauung seines Herrn gegenwärtig zu seyn, und er sah, wie aus der Luft, von einer hohen Gallerie in der Kirche auf die Ceremonie herab, und als er von dem Entzücken auf Vivaldis Gesichte, von der Zufriedenheit auf dem Gesichte seines alten gnädigen Herrn, des Marquis, von der nachdenkenden Glückseligkeit der Gräfin Bruno und dem zärtlichen Wohlgefallen auf Ellenas Zügen, welches ihr halbzurückgeschlagner Schleier ihn bemerken ließ, Zeuge war, konnte er sich kaum enthalten, die Freude, die er empfand, zu bezeugen, und laut auszurufen: „O! giorno felice! O! giorno felice!“

Dreizehntes Kapitel.

„At, where fall I so sweet a dwelling find!
For all around, without, andall within
Nothing save what delightful was and Kind
Of goodness favouring and a tender mind,
Ever rose to view."

Thomson

Das Fest, welches der Marquis einige Zeit nach der Hochzeit, den Neuvermählten zu Ehren, gab, wurde auf einem prächtigen Lustschloß gegeben, welches Vivaldi einige Meilen von Neapel am Rande des Meerbusens, einer Villa, die der Lieblingsaufenthalt der verstorbnen Marquise gewesen war, gegen über, besaß. Die Schönheit seiner Lage und die innere geschmackvolle Einrichtung bestimmten Vivaldi und Ellena, es zu ihrem Hauptsitze zu wählen. Es war in der That eine Scene aus der Feenwelt. Die Gärten zogen sich über ein Thal hin, welches an den Meerbusen stieß, und das Haus stand am Eingange dieses Thals auf einer sanften Anhöhe, welche das Wasser einfaßte, und eine Aussicht auf die ganze Fläche seiner üppigen Ufer gab, von dem hohen Kap Miseno an, bis zu den kühnen Gebürgen im Süden, welche sich queer durch die Ferne hinstreckend, aus der See empor zu steigen schienen, und den Meerbusen von Neapel von dem von Salerno trennten.

Die marmornen Portico's und Arkaden der Villa wurden von schönen Palmen und Cederwäldchen beschattet, und die kühlen, luftigen Säle, welche sich von zwei entgegengesetzten Seiten in einen Säulengang öfneten, ließen nach Westen zu, das reiche Laubwerk aller Seen und Ufer von Neapel sehen; nach Osten gieng die Aussicht auf das Thal, welches zum Gute gehörte, uud sich zwischen Hügeln hinzog, die bis an ihre Gipfel mit Wald eingefaßt waren, außer wo Klippen von vielfärbigem Granit, gelb, grün und purpurfarben, ihre schlanken Häupter empor huben, und fröhliche Lichtstrahlen auf die schattigte Landschaft warfen.

Die Anlage der Gärten, wo Rasenplätze, kleine Wäldchen und größeres Gehölz auf der wellenförmigen Oberfläche abwechselten, war mehr in Englischem als Italienischem Geschmack, ausgenommen, wo eine lange Allee, über das hohe Meer hervorragend, solche gigantisch hohe Schatten und eine Größe der Perspektive zeigte, die den Italienischen Geschmack charakterisiren.]

An diesem Tage der Feier, war jeder Zugang, jedes Wäldchen, jeder Pavillon reich illuminirt. Die Villa selbst, wo jeder luftige Saal und jede Arkade von Licht wiederstrahlte, und die verschwenderisch mit Blumen und den schönsten Gesträuchen geschmückt war, deren Knospen alle Wohlgerüche Arabiens in die Luft zu ergießen schienen, diese Villa glich mehr ei-

nem durch Bezauberung hervorgerufenen Gebäude, als einem Machwerk menschlicher Kunst.

Die Kleidung der vornehmen Gäste war eben so prachtvoll als die Scene, wovon Ellena in jedem Betracht die Königin war. Allein dieses Fest wurde nicht für Personen von Stande allein gegeben, denn sowohl Vivaldi als Ellena hatten gewünscht, daß alle Pächter und Bauern auf ihren Gütern daran Theil nehmen, und die überschwengliche Glückseligkeit, welche sie genossen, theilen sollten — so daß die Wiesen, welche geräumig genug waren, alle Stände zu fassen, der allgemeinen Freude geweiht schienen. Paulo machte bei dieser Gelegenheit eine Art von Marschall und tanzte, was er so oft gewünscht hatte, noch einmal auf dem vom Monde beleuchteten Ufer von Neapel.

Als Vivaldi und Ellena vor dem Orte vorbei kamen, den Paulo zur Scene seines Festes gewählt hatte, standen sie still, um seine seltsamen Kapriolen und närrischen Gebehrden zu bemerken, wenn er sich in den Tanz mischte, während er von Zeit zu Zeit, obgleich halb athemlos von der Heftigkeit seiner Bewegungen ausrief: O giorno felice! O giorno felice!

Als er Vivaldi gewahr wurde, und das Lächeln bemerkte, womit er und Ellena ihn betrachteten, verlies er seine Belustigung und trat zu ihnen. „Ach, mein theuerster Herr!“ sagte er; „erinnern Sie sich noch der Nacht,

als wir an den Ufern des Celano reisten, ehe dieser teuflische Auftritt in der Kapelle San Sebastian sich ereignete? Wissen Sie noch, wie diese Leute, die so fröhlich bei Mondenlichte hintrippelten, mich an Neapel und an die vielen fröhlichen Tänze, die ich am Ufer hier durchhüpft hatte, erinnerten?"

„Ich weiß es noch sehr gut," erwiederte Vivaldi.

„Ach, Signor mio, Sie sagten damals, Sie hofften, wir würden bald hier seyn, und ich würde dann mit so leichtem Herzen als der Beste unter ihnen forthüpfen. Der erste Theil Ihrer Hoffnung, mein theuerster Herr, wurde vereitelt, denn wir haben würklich durch ein Fegefeuer gehen müssen, ehe wir das Paradies erreichten, — der zweite aber ist endlich in Erfüllung gegangen: denn hier bin ich leibhaftig, tanze bei Mondenlicht in meinem eignen lieben Meerbusen von Neapel bei meinem lieben Herrn und Fräulein, die beide in Sicherheit und beinahe so vergnügt sind als ich selbst, und bei jenem alten Berge dort, dem Vesuv, den ich meiner Treu, niemals wieder Feuer speien zu sehn glaubte, so wie damals, als wir uns in die Inquisition begaben! O wer hätte das alles vorhersehn können! O giorno felice! O giorno felice!"

„Ich freue mich über dein Glück beinahe so sehr, als über mein eignes, mein guter Paulo," sagte Vivaldi, „ob ich gleich, was

die Vergleichung betrift, die du zwischen Beiden anstellst, nicht ganz deiner Meinung bin."

„Paulo," sagte Ellena, „ich bin dir weit mehr, als ich dir jemals vergelten kann, verbunden: denn deiner unerschrockenen Liebe verdankt dein Herr seine gegenwärtige Sicherheit. Ich will nicht versuchen, dir für deine Liebe gegen ihn zu danken: meine Sorge für deine Wohlfahrt soll dir beweisen, wie sehr ich Sie zu schätzen weiß; allein ich wünsche alle deine Freunde zu überzeugen, wie sehr ich deinen Werth erkenne und fühle."

Paulo verneigte sich und stammelte, und krümmte sich und erröthete, und war unvermögend zu antworten, bis er endlich plötzlich hoch von der Erde aufsprang und die Bewegung, die ihn beinahe erstickt hatte, in Worte ausbrechen ließ. „O giorno felice! O giorno felice!" strömte mit der Kraft einer elektrischen Berührung von seinen Lippen. Diese Worte theilten seinen Enthusiasmus der ganzen Gesellschaft mit — sie giengen wie ein Blitzstrahl von einem Munde zum andern über, bis Vivaldi und Ellena sich unter einem Choralgeschrei zurückzogen und alle Wälder wiederhallten: „O giorno felice! O giorno felice!"

„Ihr seht," sagte Paulo, als sie sich getrennt hatten, und er wieder zu sich selbst kam, „Ihr seht, wie sich die Leute durch das Unglück schlagen können, wenn sie nur ein Herz haben, sich dagegen zu waffnen, und nichts

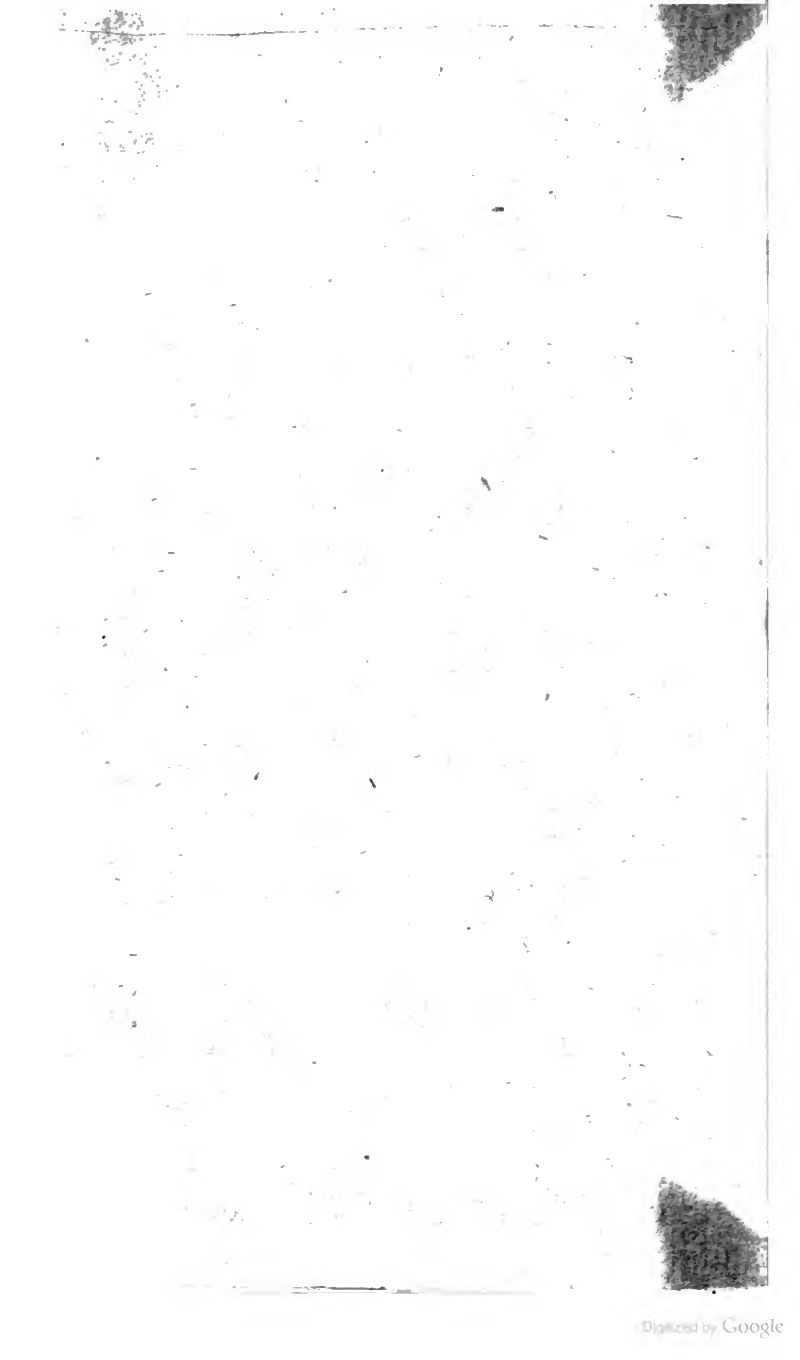
begehen, was ihnen nachher auf dem Gewissen liegen könnte: und wie schnell ein Mensch glücklich werden kann, wenn er gerade denkt, daß er und das Glück auf immer geschieden wären. Wer hätte auch denken sollen, als wir von diesen alten Teufeln von Inquisitoren vorgenommen wurden, da wir alle in einer Reihe an einem mit schwarz beschlagnen Platze unter der Erde saßen, und nichts als Fackeln um sich her brennen hatten, und uns mit grimmigen Gesichtern anklotzten, die eben so schwarz aussahen, als ihre Wände, und wo mir nicht einmal so viel erlaubt wurde, den Mund zu öfnen, ja wahrhaftig, ich durfte nicht einmal gegen meinen Herrn den Mund aufmachen — wer hätte sich vorstellen können, sage ich, daß sie uns jemals wieder loslassen würden! Wer hätte sich vorstellen können, sage ich noch einmal, daß wir jemals wieder erfahren würden, was es heißt, glücklich seyn! Allein hier sind wir alle nach der Reihe wieder versammelt, alle in Freiheit! und dürfen, wenn es uns gefällt, von einem Ende der Erde zu dem andern und wieder zurück laufen, ohne daß wir fürchten dürfen, angehalten zu werden. Wir dürfen in der See schwimmen, oder im Himmel fliegen, oder uns Hals über Kopf in den Mond tummeln! Denn noch einmal, meine Freunde, wir haben keinen Stachel in unserm Gewissen, der uns nieder hielte!"

„Wohl dürft Ihr in der See schwimmen,

oder im Himmel fliegen," merkte eine ernsthafte Person neben ihm an, „was aber das Hals über Kopf in den Mond tummeln betrifft, so weiß ich nicht, was Ihr darunter versteht!"

„Pah!" erwiederte Paulo, „wer kann sich jetzt in diesem Augenblick damit aufhalten, über das nachzugrübeln, was man sagt. Ich wünschte, daß alle, die in dieser Nacht nicht fröhlich genug sind, um zu sprechen, ehe sie denken, in alle Ewigkeit ernsthaft genug bleiben mögen, zu denken, ehe sie sprechen! Aber Ihr alle, keiner von Euch, nein, ich wette, keiner von euch sah jemals das Dach eines Gefängnisses, wo Euer Herr unten im Kerker saß; keiner hat empfunden, was es sagen will, wenn einer sich gezwungen sieht fortzulaufen, und seinen Herrn zurückzulassen, um für sich allein zu sterben. Ihr armen Tröpfe! Allein das hat nichts zu sagen! Ihr könnt demohngeachtet vielleicht ganz vergnügt seyn, wenn Ihr Euch auch nicht vorstellen könnt, wie glücklich ich bin, oder wenn Ihr auch nichts von der Sache versteht. — Ach das geht weit über alles hinaus, was eure Köpfe sich vorstellen können. O giorno felice! O giorno felice!" wiederholte Paulo, indem er fortsprang, um sich unter die Tanzenden zu mischen, und O giorno felice! jauchzte aufs neue das Chor seiner fröhlichen Gefährten!

Ende.




Österreichische Nationalbibliothek

